

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Siebenter Band

Nixnutzig Volk

Eine Bande paßloser Leute

1913
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Nixnutzig Volk

Eine Bande paßloser Leute

Von

Peter Rosegger

1913

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Wenn die Kerle aneinandergeheftet sind, dann kann sie einer leicht vor sich hertreiben!" sagt der Landwächter Johann Krösel gern, wenn er einen Trupp Zigeuner einzubringen hat. Ich habe aus denselben Gründen meine Bande vom Buchbinder zusammenheften lassen.

Aber seht euch diese nixnutzigen Herrschaften einmal näher an, ob nicht vielleicht etliche darunter, die unschuldigerweise in diese Gefangenschaft gekommen sind, weil der Schein gegen sie war! Es ist eigentlich bei allem Gesindel so, wenn man näher hinschaut, sind es lauter Menschen. — Na, für moralische Betrachtungen ist jetzt keine Zeit. Bitte, meine Herren, voran!

Voran Batzenlippel, Fleckelpatschenmacher, Keuchenferdl, Quartallump, Unkrott, Luderskerl und so weiter. — Wollen einmal sehen.

Krieglach, im Sommer 1913.

Der Verfasser.



Batzenlippel.

Aus einem Schreibebuch.

Dann wurde ich Schauspieler. — Unsere Gesellschaft war eine wandernde, weil man uns überall sehen wollte. Wo wir einmal waren, da mochten sie uns nicht fortlassen, bevor sich nicht jeder von uns förmlich losgekauft hatte. Mein schauspielerisches Talent war sehr groß, doch wollte es nicht recht heraus; zwischen Lunge und Leber mußte es sich verklemmt haben, denn wenn ich von der Leber weg sprechen wollte, versagte mir regelmäßig der Atem. Doch war ich der beliebteste der ganzen Truppe und rettete manches Stück. Denn ich bin geborner Komiker — eigentlich. Man gab Ritterstücke und Tragödien. Aber die Leute wollen lachen. Ich hatte nämlich mehrmals die Rolle tragischer Helden bekommen, ich wollte sie gar nicht lustig spielen und sie wurde doch lustig. Das ist das Unbewußte — die Genialität. Der Alte war die ersteren Male verdrießlich über die, wie er sagte, unpassend erregte Heiterkeit, als aber dann das Haus zum Platzen voll ward, so oft ich in tragischen Rollen auftrat, erkannte er meine hinreißende Kraft und versprach mir, wenn ich auch das Zettelaustragen übernehmen wollte, eine Erhöhung der Gage. Wir sagten nicht „Gasche", sondern Gage, wie sie geschrieben wird; nur wenn der Direktor manchmal auf-

gebracht war, denn der Mann litt an Jähzorn, verfiel er in den alten Fehler und nannte uns Bagasche, bis der rote Louisel ihm einmal höflich nahelegte, daß er doch keinen solchen Aufwand treiben solle, alldieweilen wir nur auf die zwei letzten, wenn auch falsch geschriebenen Silben Anspruch machten. Denn die Gagen wurden nicht so regelmäßig zugestellt, wie die Rechnungen unseres Herbergsvaters.

Der rote Louisel — wegen seiner roten Gesichtsfarbe und des ziegelblonden Haares so geheißen — hatte allerhand Einfälle; er verfertigte Theaterstücke, neue, und besserte alte aus. Der Schiller und der Schekspier waren auf unserer Bühne nämlich nur möglich, wenn der Louisel die letzte Hand angelegt hatte. Aber er war komisch, dieser Louis Gruber; während er auf Befehl des Alten ganze Seiten streichen mußte, streckte er seine krumme Nase und sagte, das Feine siebe man durch, das Grobe, die Kleie, sei gut für die Säue. Der Louisel war ein gemütliches Haus und seiner geringen Begabung gemäß stets bescheiden. Er hatte etwas Geist und Gemüt, aber kein Taschenmesser. Wir beide tranken beim Wirt nie immer noch eins, wie die alten Deutschen, sondern immer nur eins. Und wenn es dann zum Zahlen kam, sagte der Louisel manchmal zu mir: „Tu' mich auch gleich mit ab, Walter, du weißt, der Alte hat wieder einmal nicht gegagt. Bis er aber seine Gage erhielte, würde er für den ganzen Tisch zahlen. Einmal wurde er von uns andern daran erinnert; er antwortete, beim Wort bleiben zu wollen und für den ganzen Tisch zu zahlen — es war ein großer viereckiger Eichentisch — falls dieser etwas verzehre. Das waren aber nur faule Fische; wir Umsitzenden hatten uns, wenn er bei Taschenmesser war, nicht zu beklagen. Es verstand sich von selbst, daß für zwei solche Kerls, wie der rote Louisel und

der Heldenspieler Walter, die Welt der Bretter zu enge werden mußte. Der Louisel hatte wieder einmal ein Stück geschrieben, und ich sollte einen meineidigen Bauern geben, der sehr fromme Reden im Mund führte, dabei seine Blutsverwandten betrog, dann bei einer Geistererscheinung sich bekreuzen will, aber die Hand nicht heben kann, mit der er einst den falschen Eid geschworen. Eine abscheulich langweilige Rolle. Ich hätte trotzdem daraus etwas gemacht, wenn der Dichter nicht darauf bestanden haben würde, mich spießgenau an den Text zu halten und nicht ein einziges Wort zu extemporieren. Die Herren selber können ja nichts, und schöpft man einmal aus dem eigenen Vollen, dann wird man „Batzenlippel" genannt, was soviel heißen soll, als eingebildeter Tropf. Das ist der Neid. Nun diesmal dachte ich gleich, daß sich diese kleinliche Prinzipienreiterei rächen würde. Wenn dem Schauspieler etwas Besseres einfällt, als der Souffleur weiß, warum nicht sagen! Daß geniale Menschen, die mit reicher Phantasie begabt sind, an Gedächtnisschwäche leiden, ist eine alte Erfahrung. Und da ein guter Schauspieler sich auf den Souffleur nicht verlassen soll, so war ich eben wieder ganz auf mein eigenes Ingenium angewiesen bei derselben Premiere. Der erste Akt ging vorzüglich, ich heuchelte flott drauflos, als bewegte ich mich allen Ernstes in der guten Gesellschaft, und schwur mit salbungsvollster Frömmigkeit den falschen Eid. Gegen Ende des Aktes jedoch, wie der Louisel als Geist erscheint, komme ich plötzlich aus der Fassung und kann nicht weiter. Der Geist zischelt mir Flüche zu, die gerade auch nicht im Buche stehen; das verehrungswürdige Publikum beginnt zu kichern, mir wird ganz blau vor den Augen, der Souffleur schreit mir den Text her, das macht mich erst recht irre. „Halt's Maul!" rufe ich ihm zu, „laß dich

einsalzen mitsamt deinem Büchel!“ Die Leute werden unruhig; da ich schon einmal entgleist und in meinem Fahrwasser bin, so trete ich vor und rede lustig ins Haus hinein: „Verehrungswürdige! Was sollen's denn noch sitzen bleiben bei der Hitze! Den ganzen dritten Akt lang! Daß Sie's nur wissen, der Meineidige hat halt ein böses Gewissen, und wenn er sich vor dem Geist bekreuzen will, kann er die Hand nicht heben, es trifft ihn der Schlag, er fällt zusammen und wird vom Teufel geholt. So — da habt ihr die ganze Geschicht'.“ Der Vorhang fällt, aber — weil ich zu weit vorn am Rande stehe — hinter mir, so daß er mich zwar von den hinten drohenden Mächten trennt, hingegen dem rasenden Publikum aussetzt. Das rast, aber vor Vergnügen, und wer das nicht miterlebt hat, weiß nicht, was Applaus ist. Von der vordersten Reihe herauf wird mir der Riesenblumenstrauß gereicht, der dem Autor des Stückes bestimmt gewesen. Ich sage noch tiefgefühlte Worte unaussprechlichen Dankes im Namen des Dichters, da höre ich rufen: „Selber behalten! Selber essen!“ Das dämpfte etwas, für was halten sie mich denn, daß ich Blumen essen soll!

Das Ende ist zu erraten. Das Stück hatte keins an diesem Abend, die Wurst hatte zwei und das meinige schien gekommen zu sein. Klipp und klar zerreißen wollten sie mich. Der Direktor wollte gar nicht aufhören, mir Backenstreiche zu versetzen, rechts und links, so daß vor meinen Augen allemal die Funken stoben. Umgekehrt, wie bei einem Gewitter, wo zuerst der Blitz und dann der Schlag erfolgt. Der Louisel war halb gebrochen hinter einer Kulisse gesessen, aber nun, da es galt, einen Mord zu verhindern, eilte er herbei, um mich aus den Händen des Tyrannen zu befreien. Jene aber, die sich mit meinem Blumenstrauß

befaßt, brachen plötzlich in einen mächtigen Spektakel aus, sie hatten darin, verborgen wie eine Schlange unter Rosen, eine riesengroße Leberwurst entdeckt. Diese sensationelle Entdeckung änderte — wie das schon oft so vorkam — den Lauf der Geschichte. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme!" deklamierte der Alte — er hatte keinen übeln Baß — „und wenn's dem Publikum recht ist, so kann's uns um so lieber sein." Wir zogen uns in das Theaterrestaurant, zum Schöpsenwirt, wo unser Logement war, zurück, und der Direktor hat zur Wurst das Bier gezahlt.

Nach solchem Erfolge — der weder dem Zufall, noch dem Talente, sondern einzig nur dem Ingenium zuzuschreiben war — litt es mich natürlich nicht mehr länger bei der Schmiere. Ich wollte mich bloß einmal im Burgtheater engagieren lassen, vorher aber eine Kunstreise durch Amerika machen, denn später bekommen erste Kräfte für derlei Seitensprünge keinen Urlaub mehr.

Aber nun spreche ich aus schlimmer Erfahrung. Keinem Kollegen von der Kunst möchte ich raten, so aus dem Stegreif zu reisen. Man extemporiert wohl auf der Bühne, aber nicht nach Amerika. Das muß gut memoriert sein und für den Mimen ist der Impresario noch weit wichtiger, als der Souffleur. Ich kam natürlich gar nicht hinüber. In Bremerhaven haben sie mich zurückgewiesen; sie ahnten in mir einen Defraudeur und ahnten recht. Wollte ich nicht das größte, oder bescheiden gesagt, das zweitgrößte Genie Europas nach der Neuen Welt hinüberlotsen? Auf der Rückreise wandte ich mich wiederholt an Mäzene, wovon die meisten Zwei-, andere auch Fünf-, einige sogar Zehnpfennigstücke gaben. Ich sah nun, daß meine Ruhmesbahn starke Krümmungen hatte. Eine davon führte mich aufs Schloß, wobei ich den Vorteil, der in einem einstweiligen Berufs-

wechsel lag, sofort erkannte. Ablenkende Nebenumstände bleiben unberührt; es sei vor allem kurz angemerkt, daß ich mir auf jenem Landschlosse einen Herrn aufgenommen hatte.

Ein Baron, im übrigen ein ganz netter Mensch. Nur etwas hochmütig. So ließ er z. B. seine Stiefel jeden Tag stundenlang antichambrieren vor seinem Zimmer. Mir folgte er, obgleich ich wenig zu sprechen pflegte, nahezu auf den Wink; besonders wenn ich ihn zum Diner befahl, gehorchte er augenblicklich. Doch hatte er seine Kaprizen. Ich besaß in seiner Lade immer gute Zigarren, er aber versteckte mir regelmäßig den Schlüssel dazu. Ich galt als Erzieher seiner nächsten Umgebung. Waren aber ein paar lederne Kerle dabei, die manchmal ein bißchen gewichst werden mußten, wenn sie Politur annehmen sollten. Doch auch die Pantalons, Jacketts und Paletots mußten täglich mit dem Stock gezüchtigt werden. Derlei erregt natürlich die Galle, und eines Tages, als ich diese nichts weniger als angenehme Aufgabe an einem unordentlichen Pantalon erfüllte, stak zufällig schon der Herr drin. Wegen dieses Versehens gab es Verdruß. Der Herr faßte mich am Kragen, warf mich an die Wand und stieß mich mit einigen Fußtritten zur Tür hinaus, daß ich die Treppe hinabkollerte. Diesen Wink verstand ich so, als ob mich der Herr nicht in seinem Hause haben wollte. Da ich soweit immer mit ihm zufrieden gewesen war, so tat ich seinen Willen und ging.

Nun wieder freier Weltbürger. Doch das ist kein Beruf, der seinen Mann ernährt, weshalb sich meine Ideale anderen Richtungen zuwendeten. Plebejische Neigung zur Arbeit hat meinen Charakter nie besudelt, und wenn die Staatseinrichtung in Preußen bürgerliche Existenz nur gegen Arbeit garantiert, so hatte ich dafür bloß ein Lächeln der

Verachtung. Weil mich aber Frost und Hunger — ich will brutal aufrichtig sein — zu einem Erwerbe zwangen, so ging ich auf dem Stadtplatz von Lichtenfelde zu einem Sicherheitswachmann hin und schleuderte ihm einen wohlgezielten Schimpf ins Gesicht. Er blickte mich an, zuckte die Achseln und wandte sich einer anderen Weltgegend zu. Ja, mein Gott, was soll ein Notleidender dann nur anfangen! In Österreich ist es doch bei Arrestquartier verboten, eine Amtsperson zu beleidigen. Glauben denn diese Herren, man wird ihrer Kotterlöcher wegen einen Diebstahl begehen? Wartet mal, ich will euch noch kurios zwingen, mir ein warmes Winterquartier zu verschaffen. Am Marktplatz, der voller Zeugen war, stieg ich auf die Brunnenstufe und schwang eine Majestätsbeleidigung hin, daß das Krämervolk nur so niederzuckte vor Schreck. Nun brauchte ich nicht mehr lange zu warten; zwischen zwei untadelhaft strammen Adjutanten marschierte ich dem Arreste zu, und der Richter verbürgte mir zuvorkommend drei Monate. Das genügt. Dann ist April, die Straßen sind trocken, und die Ruhmesbahn führt dann hoffentlich schnurgerade nach Wien.

Man will aber nicht mit leeren Händen kommen.

Ich hatte einmal gelesen, daß ein Hauptmerkmal von Genialität ununterbrochene Schaffenslust sei. So fragte ich meine Torwache, ob sie ungefähr wisse, was ein Dichter ist. „Na nu! Jlauben Sie man, wir sinn so unjebildet, um nich zu wissen, wer das Lied jedichtet hat: Ei, was kraucht im Busch herum? Wir können unsern Joethe uswendig — wissen Sie!" „Schön. Dann werden Sie auch Verständnis haben für die Persönlichkeit, der zu dienen Sie die Ehre haben. Es wird für Sie noch viel Trinkgeld abfallen, wenn Sie die Fremden in dieses Lokal führen, in welchem Goethe der Zweite interniert war. Jawohl, mein Herr,

Goethe in verbesserter Auflage. Ich schreibe hier einen neuen Faust!"

„Ach herrje, is nich der alte noch jut?" sagte der Schwachkopf, brachte aber doch Tinte, Feder, Papier und Streusandbüchse, worauf ich ihn kurz entließ. Mein Schreibtisch war aufs beste eingerichtet, und ich ging an die Arbeit, das heißt: ich versuchte die Feder, ob sie nicht spießig sei, und das Papier, ob es nicht die Tinte durchlasse. Soweit alles in Ordnung, übrigens . . . Man kommt sich in solchen Stunden, trotzdem einem nichts einfällt, etwas einfältig vor. Plötzlich jedoch hatte ich's — ein wahrhaft klassischer Stoff! Sofort begann ich zu schreiben vom Liebespaar, das nicht zusammenkommen soll und deshalb einen Doppelselbstmord begehen will, sich aber in dem Mittel vergreift. Die Einfälle purzelten nur so herbei, einer nach dem andern, bis mir auch noch einfiel, daß die ganze Geschichte der rote Louisel einmal erzählt hatte. Um so besser, ist gleich ein Zeuge vorhanden, daß sie wahr ist. Wenn's nach mir so viele wissen sollen, warum soll's vor mir nicht auch einer gewußt haben! Es liegt mir dran, das Stück auf die Bühne zu bringen, ehe mir etwa der Rote den Stoff stiehlt.

Bis das Frühjahr gekommen, war die Majestätsbeleidigung so gründlich herausgehungert, daß meine Seele wie eine weiße Taube vom Mund auf hätte können nach dem Berliner Schloßplatz fliegen. Dann begannen zwischen Preußen und Österreich die diplomatischen Verhandlungen, wobei ersteres den kürzeren zog. Preußen wurde nämlich verhalten, mich an Österreich abzugeben, und zwar franko und rekommandiert. Als ich unter sicherem Geleite angekommen wieder auf der Scholle des geliebten Vaterlandes stand, zu Jung-Bunzlau, haperte es mit der Sprache. Bei der gründlichen Ausbildung in meiner Jugend waren die

süßen Laute der tschechischen Sprache vergessen worden. Was anfangen? Für das Burgtheater war es keine Jahreszeit, so ging ich nach Karlsbad. Aber nicht etwa, weil ich mir auf der preußischen Festung stark den Magen verdorben hätte, denn vielmehr als Gesandter! Aus dem Notenwechsel zwischen den Regierungen hatte es sich nämlich ergeben, daß mein Vater nach Karlsbad zuständig war, nun so sandten sie mich dorthin, um die Gemeinde zu vermögen, mir die weiteren Subsistenzmittel auszuwerfen. Ich verzichtete darauf, nachdem diese Stadt mich nun blindlings verleugnete und mir jegliche Ehrengabe verweigerte. Meine Absicht, mich der Chirurgie zuzuwenden, indem ich mich in einer Badeanstalt inkognito als Heizer und Frottierer unterzubringen versuchte, mißlang. So ging ich in Staatsdienste und nahm ein Amt als kaiserlich-königlicher Straßenschotterer an. Hier konnte ich aber gerade einmal die menschliche Undankbarkeit studieren. Ist es glaublich? Nicht eine einzige der Herrschaften, wie sie da auf der Straße, die ich ihnen mit väterlicher Sorgfalt bereitet, zwei- oder vierspännig darüberrollten — nicht eine einzige hat mich gegrüßt, den ganzen Sommer über nicht eine einzige. Erst gegen den Herbst hin fiel es einem Herrschaftskutscher ein, mit der Peitsche nach mir zu hauen, weil ihm der Schotter zu grob war. Komisch sind die Leute. Ihm gefiel der grobe Schotter nicht und unsereinem soll der grobe Kutscher gefallen.

Endlich um die Zeit von Allerheiligen konnte ich mich aufmachen nach Wien. Zum Behufe ethnographischer Studien wählte ich den Fußweg. Er ist auch etwas näher als die Eisenbahn, die mehrmals um die Ecke biegt. Unterwegs traf ich einen Naturarzt, einen drolligen Patron. Der suchte mich für seine Grundsätze zu gewinnen, er wollte

partout das menschliche Leben verlängern. Dem sagte ich es aber! ob er denn glaube, daß die Natur ein langes Leben der Personen wünsche? Bei der ungeheuren Zahl an Mehrgeburten! Warum gab die Natur uns den Alkohol, den Tabak, den Heißhunger und die Weiber? Doch offenbar zur Kurzweil, das heißt, um uns das langweilige Alter zu ersparen. Wenn alles darauf ausgeht, die Zeit zu verkürzen, wieso kann es der Heilkünstler wagen, das Leben zu verlängern! Solch gemeingefährliche Leute sollte man gar nicht frei herumgehen lassen! — Na, wie der Mann gestutzt hat! Einem schlichten Wanderer hatte er diese philosophische und einzig richtige Auffassung wohl nicht zugetraut. Während dieser Erörterungen wanderten wir gerade durch die böhmischen Wälder. Da packte mich mein Begleiter, der Naturarzt, ganz jählings an der Gurgel, warf mich hin und sagte, er wolle mir die Zeit verkürzen. Da ich mich nicht mehr zu wehren vermochte, so wollte ich ihm meine Habe schon freiwillig abtreten. Da wurde er von einem herannasselnden Wagen verscheucht, und ich war froh, den gelehrigen Heilkünstler, der plötzlich so — kurzweilig werden wollte, los zu sein.

In Wien hatte ich einen Freund. Es war der Baron, auf dessen Landschloß ich einmal Erzieher gewesen. Er besaß ein Palais auf der Ringstraße und hätte sich über meinen Besuch gewiß herzlich gefreut, wenn er nicht gerade verreist gewesen wäre. Um in der Burg eine Audienz zu erwirken, beim Theaterintendanten, das war eine Angelegenheit späterer Tage, bis mein neuer Anzug fertig sein würde. Da ich an diesem Abend also weiter nichts anzufangen wußte ging ich in ein Vorstadttheater. Weder der Kassierer noch der Billetteur erkannte mich, ich war nämlich vorher noch nie dort gewesen. Das Theater war zum

Brechen voll, ich hatte einen der obersten Plätze genommen und konnte mich ganz in das neue Volksstück vertiefen, das gegeben wurde. Allen Respekt, das heiße ich Komödie spielen — und schreiben! Die können es um einiges besser, als weiland wir von der Schmiere, mit Einschluß des Louisel, der auch just kein Plattschädel gewesen war. Ein Landpfarrer, der sein Stubenmädchen liebt und es mit einem andern trauen muß. Mag bitter sein! Und ein halbwilder feindseliger Mensch, der ihn verraten hat und doch nachher zum Pfarrer kommt, weil seine Mutter ins Wasser gegangen ist. — Nach meiner Ansicht war diese Figur verhaut. Inkonsequente Charakterdurchführung. Was kommt er denn zum Pfarrer, wenn er ihn nicht leiden mag? — Ich blieb indes bis zum Schluß — um eine Überraschung zu erleben.

Als der Vorhang gefallen, brach ein solcher Beifallssturm los und ein Lärmen nach dem Verfasser, daß dieser, von zwei andern gezerrt, auf die Bühne kam. Ein Mensch — mir kommt er bekannt vor, den muß ich ja schon — Wo mag ich ihn nur — Jesses und Jusef, ist das nicht der Louisel? Der rote Louisel — wenn er heute gleichwohl schwarz ist auf und auf. „Louisel, Collega!" schrie ich und klatschte mir die Hände zuschanden. „Louisel! Collega!" Aber er hört's nicht, denn die tausend anderen lärmen noch abscheulicher. Immer wieder kommt er heraus, der Popularitätshascher, ich schwenke das Sacktuch, es war freilich nicht mehr weiß, er sah und hörte mich nicht, so tief war er vertölpelt in seinem Erfolgsdusel. — Armer Junge!

Nun endlich beschaute ich mir auch den Theaterzettel recht. Meiner Six! L. Gruber! — Gruber schrieb sich doch der Rote. Daß mir das nicht gleich auffiel! — Natürlich lief ich wie wahnsinnig durch alle Gänge, verlief mich in

alle Winkel, fand aber nicht den Eingang auf die Bühne. Diese verdammten Stadttheater. Wie einfach war es doch bei uns auf dem Lande, zur Bühne zu kommen! Vom Anger durch das Scheunentor und drinnen war man. Aber hier die Schlamperei! Wohin man wollte, dahin kam man nicht; und wohin man nicht wollte, dahin kam man. Am hinteren Ausgang, wo die Schauspieler sich entfernten, habe ich ihn erwartet. Nach einer Weile kam er mit mehreren aufgeregt sprechenden Herren heraus. Ich flog ihm an den Hals: „Louisel! Ich bin's, ich, der Walter!" Vor eine Straßenlaterne zog ich ihn, er schaute mich erstaunt an. Er murmelte was. „Das Stück hast du gemacht!" rief ich fast toll vor Vergnügen. „Louisel, dieses großartige Stück! Bist aber doch ein Mistvieh, du! Wenn man noch du sagen darf zu dir!"

„Du sagen schon," antwortet er, „das — das andere aber kannst du für dich behalten."

„Nicht böse sein, Brüderl!" Immer wieder von neuem mußte ich ihn umarmen, den Gefeierten. Mehrere Männer schleppten ihm Kränze nach, einer rief den Fiaker. Jetzt erst wurde es mir klar, wie gern ich den Louisel hatte. „Närrisch werde ich dir vor Freude!" rief ich, „dieses Wiedersehen! Ein solches Wiedersehen! Knabe, dieser Abend wird gefeiert. Gefeiert, wie die Götter keinen in ihrem Kalender haben."

„Du mußt mich schon entschuldigen," sagte er zerstreut, wie Dichter immer sind, „ich bin heute in einen kleinen Privatkreis geladen."

„Genier' dich nicht, alter Freund! Jeder Kreis ist mir recht, auch der privateste, wenn nur du drinnen stehst. Große Gesellschaft habe ich, soviel du weißt, nie geliebt. Da sind mir die gemütlichen Zirkel weit angenehmer. Wohl

auch hübsche Damen, wie? Na, heute will ich dir das Vorrecht, Löwe zu sein, nicht streitig machen. Kolossal lieb von dir, daß du mich mitnimmst!"

Dieweilen bemerkte ich, daß ihm mein Anzug aufgefallen war. „Der ist etwas malerisch, Junge, was? Nun, den neuen hat der Schneider noch nicht fertig."

„Nicht wahr, Walter," sagte er freundlich, aber verteufelt bestimmt, „du bist so gut und kommst nächster Tage einmal zu mir. Warte, ich will dir meine Adresse aufschreiben."

„Dein Stück muß ins Burgtheater!" rief ich begeistert.

Er stieß jenes kurze heisere Lachen aus, das wir bei ihm immer das ungläubige Lachen genannt haben.

„Laß das gut sein, Louisel!" sagte ich, „es soll meine Sorge sein. Das Stück kommt in die Burg!"

Mittlerweile überreichte er mir das Papier mit der Adresse und unter demselben — ich erkannte es schon im Greifen. Nur wußte ich nicht, wieviel. Damit war ich aber auch entlassen. Der Schlucker! Gedrückt fühlte er sich in Gegenwart eines künftigen Hofschauspielers. Diesen Abend wollte gerade er einmal der Hahn im Korbe sein in seinem Privatkreis. Ich will ihm's nicht verdenken. Aber neugierig war ich doch. Kaum war der Wagen davongefahren, ging ich hart unter die Laterne. Zehn Gulden! Schundig, bei diesem vollen Hause. Und für morgen ist dieser verliebte Pfarrer wieder angesetzt. Ich höre, die ganze Woche hindurch. Ein Schweineglück! Lasse Zeit, Louisel. Das Glück ist kugelrund.

In wenigen Tagen war ich soweit beisammen, daß ein Antrittsbesuch bei der Intendanz gemacht werden konnte. Ich ließ mich also melden, doch war Seine Exzellenz dies-

mal nicht zu sprechen. Es werden Tage kommen, mein lieber Herr, wo du bei Walter antichambrierst! Dann unterhielt ich mich leutselig mit dem Diener im Vorzimmer. Natürlich war die Rede von dem neuen dramatischen Stern, der aufgegangen.

„Ich bitte Sie," sagte ich, „noch heute wäre dieser Mensch bei der Schmiere! Ganz natürlich! Seinen Erfolg hat er mir zu verdanken, mir einzig und allein. Wenn meine Bemühungen nicht schon auf kleinen Theatern das bißchen Talent zum Leuchten gebracht hätten! Ist übrigens ein guter Junge, wird sich hoffentlich noch machen, wenn er die Ratschläge vernünftiger Freunde nicht in den Wind schlägt."

„Sie kennen also diesen Anzengruber?" fragte der Diener ergebenst.

„Anzengruber? Nein, den kenn' ich nicht. Wieso?"

„Weil Sie sagen, daß er Ihnen den Erfolg verdankt."

„Ich spreche vom Louisel. Vom Gruber, wenn Sie die Güte haben wollten, etwas weniger zerstreut zu sein."

„Wenn Sie vom Verfasser des Pfarrers sprechen, lieber Herr," versetzte der Kammerdiener unangenehm dreist, „so heißt derselbe nicht Louisel, sondern Ludwig, und nicht Gruber, sondern Anzengruber. Früher ein fahrender Komödiant; seit kurzem ein kleiner Polizeibeamter. Heute ein gemachter Mann. Es steht schon in allen Blättern."

In solchen Momenten greift der klügste Mensch sich an den Kopf. Ist das möglich? Ist eine solche Falschheit möglich? Hat sich der Mensch jahrelang unter falschem Namen herumgetrieben, hat seine Freunde damit beschwindelt und hat schließlich noch die Frechheit, Polizeibeamter zu werden!

Ein Komödiant müsse doch Komödie spielen können, hatte damals der gute Cerberus an der Pforte der Intendanz gesagt. Zum Teufel, ja, das muß er können. Verstellen muß er sich können. Aber — wie es sich später zeigte — der Hund ging weiter. Da hat er sich immer gleißnerisch für einen kleinen, bescheidenen Kerl ausgegeben und in Wahrheit war's ein großer Mann! — Nein, eine solche Unverläßlichkeit überschreitet die Grenzen! —

Was ich noch sagen wollte. Der Intendant nachher, der war angemessen höflich, jedoch —. Mir scheint, die Herren haben Angst . . .

Die Fleckelpatschenmacher.

In einer alten Stadt steht ein altes Haus und in diesem alten Hause wohnen zwei alte Männer. Aber nicht allein. Im Erdgeschoß sind Geschäftsanlagen mit höflichen und wohlgeölten Handelsbeflissenen und Warenmagazine mit breitbuckligen, lederbeschürzten Packträgern. Im ersten Stock sind Advokaturskanzleien und Versicherungsbureaus mit jovialen Chefs und halbblinden Schreibern. Im zweiten Stock wohnt die altgestammte Bürgersfamilie, der das Haus schon seit zweihundertdreißig Jahren zu eigen ist und die keine Parkettböden und keine tapezierten Wände leidet, weil es „sich bisher auch so getan hat". Im dritten Stock wohnen ein paar untertänige Beamte, die im Bureau den Chefs und zu Hause den besseren Hälften subaltern sind. Vierter Stock ist keiner und gerade in diesem wohnen die zwei alten Männer.

Der vierte Stock ist nämlich eine Mansarde mit Wäschetrockenboden, ein paar Rumpelkammern und einer großen Stube, die in ihrer schiefen Wand zwei Fensternischen hat, von deren Fenstern aus man eine Menge von Dachgiebeln, Schornsteinen und Türmen sieht.

Jedes der beiden Fenster hat seinen besonderen Teil an der Stube, den es zu beleuchten verpflichtet ist, insofern es monatlich einmal von dem Kohlenstaube qualmender Nachbarschornsteine gereinigt wird. Die Stube ist in zwei Teile

geteilt durch einen Sparherd, einen Tisch und zwei Schubladkästen, die in der Mitte eine Reihe bilden von den Fenstern bis zur Eingangstüre. An der läßt diese Wand so viel Raum frei, daß man von einem in den andern Stubenteil gelangen kann, ohne den Tisch oder eine Kommode überspringen zu müssen. Auf diesen Möbeln steht übrigens eine Welt von Krügen, Gläsern, Kerzenleuchtern, Rasiersachen, Waschbecken, Pfannen und Werkzeugen. Auf dem Herd stehen zwei Tontöpfe, wovon der eine braun, der andere grün glasiert ist.

Obschon der Inhalt dieser Töpfe der gleiche ist, nämlich Erbsen in Milch gekocht, dürfen sie um keinen Preis verwechselt werden. In dieser Stube wohnen seit dreiundzwanzig Jahren zwei Feinde, eben die beiden alten Männer, die zu Beginn dieser merkwürdigen Historie erwähnt worden sind. Weil diese Männer schon sehr alt sind, so ist es tunlich, die Darstellung ihres Lebens und ihrer Feindschaft zu beschleunigen, damit sie noch vor dem Ableben beider Zeugen vollendet werden kann.

Der eine unserer Helden heißt Andreas und ist sechsundachtzig Jahre alt. Der andere heißt Christl und ist um sieben Jahre jünger. Der Andreas ist klein, rundlich, rötlich, glatzig, glatt rasiert, trägt Hornbrillen und ist trotz seines hohen Alters reg- und bewegsam. Der Christl ist schlank und hager, blaß, hat einen grauen, stattlichen Schnurrbart, ist stark nach vorne gebogen, langsam und eckig in seinen Bewegungen. Der Kleine, Dicke hat über sechzig Jahre Anderl geheißen. Aber als mit der Glatze und der damit einlangenden sittlichen Weltanschauung das Gefühl eigener Ehrwürdigkeit über ihn kam, änderte er den Namen in seine ursprüngliche klassische Form um und seither heißt er Andreas. Das konnte sich der Große, Hagere

nicht gefallen lassen. Er fand eine solche Namensänderung geschmacklos und höchst anmaßend und, um dem Stubengenossen zu zeigen, daß er nicht gesonnen sei, sich von ihm demütigen zu lassen, so änderte auch er seinen Namen, und dieser scheinheilige Andreas soll nur einmal sehen, was in einem Christl steckt. Christl, Christl! ist leicht gesagt. Ziehe ihn erst einmal auseinander: Chrysostomus! Wie? Was sagst du dazu? Keck krabbelte der Christl seinen Schnurrbart auf: Chrysostomus!

Der Kleine wieder konnte es sich nicht bieten lassen, daß der Große einen so herausfordernden Schnurrbart trug. So wollte er auch den seinen wachsen lassen — aber der wuchs nicht. Um das Manko zu verheimlichen, rasierte er sich jeden zweiten Tag.

Nun wußten die beiden Stubengenossen zwar, wie sie hießen, aber sie wußten nicht recht, was sie waren — auch eine Streitsache, die seit Jahren unausgetragen fortwucherte in den beiden Nachbarn. Andreas war, so weit er sich zurückerinnerte, einmal Tuchmachergeselle gewesen. Aber dieses Metier unter fortwährend widerhaarigen Meistern stand ihm nicht dafür. Er hatte keine Lust dazu, während die böswilligen Meister behaupteten, es fehle ihm an Talent zum Wollrichten, Geduld zum Weben und Fleiß zu beiden. Nachdem er erkannt, es werde mit dieser Sache nicht recht gehen, gab er den Ehrgeiz, bürgerlicher Tuchmachermeister zu werden, auf und wählte sich die Freiheit. Die Freiheit war ihm lieber als Tuch und Zunft, Geld und Gut, Weib und Kind. Immer kleiner wurde seine Decke, unter der er sich längst nicht mehr strecken konnte, unter der er die Knie bis zum Kinn heraufziehen mußte, sollten die Zehen noch ihren Unterschlupf haben. Da erfand er sich einen neuen Beruf und wurde Patschenmacher. Patschen, das

sind Hausschuhe für alte, kränkliche Leute; sie werden aus verschiedenfarbigen Tuchenden und Restschnitzeln geflochten, halten die Füße warm und sind schön anzuschauen, derentwegen sie auch den weitberufenen Namen Fleckelpatschen führen. Als einer vom Tuchgewerbe bekam er die Tuchenden umsonst und damit begründete er die Firma „Andreas Zugestamm, Patschenmacher".

Der um sieben Jahre jüngere Chrysostomus hatte einen unvergleichlich dramatischeren Lebenslauf. Seines Zeichens war er Schuster, aber das zählte nichts. Er wurde Soldat, Korporal, Feldwebel, und als er beim italienischen Feldzug eine welsche Kanone gefangennahm, obschon sie ihren schauderhaften Rüssel nach ihm auftat, war es entschieden, daß er nicht mehr herniedersteigen konnte zum Dreifuß, sondern daß er sein Heldenleben als kaiser- und königlicher Invalide weiterführen und beschließen müsse. Er hatte dort bei Solferino nämlich einen Schuß ins Kreuz bekommen, so daß er nicht mehr aufrechtstehen konnte und auch nicht recht sitzen. Nur gebückt gehen konnte er. Das tat er denn auch fleißig mit der grauen Holzmütze in der Hand und seine Geschäftsfirma hieß: „Zum armen Invaliden". Das ging ziemlich lange gut und wäre noch länger gut gegangen, da scheiterte der Betrieb plötzlich an seiner Ritterlichkeit. Christl hatte nämlich die Tugend besonderer Frauenverehrung. An keinem weiblichen Wesen unter fünfzig Jahren konnte er vorübergehen, ohne ihm seine wärmste Zutunlichkeit zu bezeigen. Ja, er beabsichtigte im Zusammenhang mit solcher Ritterlichkeit noch in alten Tagen Erneuerung seiner Heldenperson. Ein paarmal hatte man ihm darob seine Unbotmäßigkeit vorgehalten und ihn der Polizei zum Aufheben übergeben. Die Polizei fand sich jedoch für derlei Dinge nicht kompetent und ließ ihn wieder höflich gebückt

herumgehen. Aber es war nichts mehr, seiner Liebe wurde nur Mißtrauen entgegengebracht und seine Holzmütze blieb leer.

Eines Tages — es war in der Vorstadt Jahrmarkt — hatte er sich an die Straßenecke gestellt, einige Münzen gesammelt, dann im Wirtshause drei Gläschen Kirschbranntwein gekostet und dann an der Ofenecke einem schönen Fräulein den Bartwisch in den Nacken gerieben. Der struppige Schnauzer mußte nicht fein gekratzt haben, denn das Fräulein hub ein störendes Geschrei an. Da zogen drei Burschen wohl über ihn 'rein und das Ende vom Lied war draußen hinter der Mauer eines Kohlgartens, wo ihn Andreas fand.

Die beiden Alten waren sich schon vorher einige Male begegnet, wobei der Invalide den andern allemal seiner herzlichen Verachtung versicherte, weil er — der Anderl — sich mit dem lumpigen Patschenflechten abgab, und wobei der Anderl dem Christl stets Komplimente machte, weil der es verstand, vom Nichtstun so gut zu leben. Heute an diesem Jahrmarkt hatte der Anderl mit seinen feilgebotenen Patschen sehr schlechte Geschäfte gemacht. Immer guckten die Leute den Patschen auf die Sohle und weil diese nicht von Leder war, sondern eben auch nur von Fleckeltuch, so ließen sie die armen Dinger allemal zurückfallen auf die Erde. Dem Christl wiederum tat der Rücken weh, wesentlich ärger als zur Zeit der Bleikugel. — „Welsche Ludern sind's gewesen!“ fluchte er, „weil ich ihnen dazumal die Kanon' hab' weggenommen.“

„Nix Kanon'!“ rief der Anderl, „du weißt recht gut, die Burschen, warum sie dich — ausgezeichnet haben.“

Und zu dieser Stunde hinter der Mauer war es, wo sie die gemeinsame Firma gründeten. Keiner der beiden

hatte in der weiten Welt einen Verwandten mehr, keiner irgendeine andere Lebensaufgabe als etwa die, nicht zu verhungern. Sie konnten sich behalten oder vergeben wie der Will. Und da hatten sie nun beschlossen: Der Invalide sollte zum Anderl auf seine große Stube ziehen, dort sein altes Handwerk auftun und die tuchenen Fleckelpatschen mit Leder besohlen.

Bevor noch diese gemeinsame Arbeit begonnen, hub zwischen den Stubengenossen der Streit an um den eisernen Sparherd, um den Tisch und um die Kommoden. Der Christl konnte es sich nicht gefallen lassen, daß er von jeder dieser Sachen immer nur die Hälfte haben sollte. War es nicht er, der die Patschen mit Leder besetzte? Folglich gebührten ihm vom Herde die Hälfte, vom Tische drei Viertel und von der Kommode alle Laden. Daß der Anderl anfangs für beide kochte, den gemeinsamen Tisch deckte, allerhand Gewandwerk und andere Sachen für die Laden hatte, war nicht maßgebend. Im Gegenteil, eben weil der Anderl mehr Arbeit und mehr Tuchzeug und mehr Geschirrwerk und mehr Sonstiges hatte, wollte der Christl die Möbeleinrichtung haben. Er focht alles an, doch insgeheim ging es nach dem Willen des Patschenmachers. Der durfte diesen Willen nur nicht aussprechen, mußte dem Polterer, der bisweilen arg jähzornig war, nur alles gelten lassen, im übrigen tat er, was er wollte; der andere ließ sich alles gefallen, lebte aber in der stolzen Einbildung, daß er stets Recht behalte. Haushalt und Geschäft regelte sich — immer durch die diplomatischen Winkelzüge des älteren Anderls — allmählich dahin: Der Anderl kochte und flickte; der Christl reinigte die Stube und wusch die Hemden. Der Anderl sammelte Tuchenden, der Christl sah sich nach altem Leder um. Der Anderl flocht die Patschen, der Christl besohlte

sie mit Leder, auch schlug er die Schnürringlein ein. Der Anderl trug die fertige Ware auf den Markt und der Christl begleitete ihn stets, weil er Argwohn hegte, der Patschenmacher könne Geld unterschlagen; denn das Geld teilten sie sich, obschon der Christl den Löwenanteil haben wollte, weil Leder teurer ist als Tuch. Der Anderl gab das gerne zu und gab dem Kameraden die größere Hälfte hin, machte sich aber bei dem Einkaufen von Milch und Gemüse erkleckliches „Körbelgeld“.

Um diese Zeit tauchte die Streitfrage auf: Was sind wir? Dem Anderl war sie anfangs gleichgültig, aber die ständige Behauptung Christls: „Ich bin Schuster, du bist nix!“ ließ ihn endlich doch Partei ergreifen für sich selbst. „Erstens,“ sagte er, „bist du kein Schuster, weil du keine Schuhe machst und auch keine Stiefel, sondern nur Fleckelpatschen besohlst, die auch ohne das Fleckelpatschen sind. Und zweitens bin ich nit nix, sondern Fleckelpatschenmacher.“

„Fleckelpatschenmacher ist nix,“ sagte der Christl mit schneidender Kälte. „Schau nach im Zunftbüchel, ob es eine Fleckelpatschenmacherzunft gibt. Fleckelpatschenmacher sind Leut', die sonst zu nix taugen und die einen Schuster haben müssen, der ihnen die Patschen besohlt.“

Da schwieg der Anderl und sagte wochenlang gar nichts, verrichtete aber musterhaft seinen Teil an Haushalt und Geschäft. Um aber seine Überlegenheit dem Hausgenossen zu zeigen, schrieb er eines Tages mit Kreide auf die braune Tür: „Ich heis nit Anderl, ich heis Andreas!“ Worauf der ander oben darüber schrieb: „Ich heiße nicht Christl, ich heiße Chrysostomus!“ Der kleine Alte war wieder übertrumpft.

Weil sie Feinde waren, besuchten sie einander nie. Nur über den Herd und über den Möbeln hin und her knurrten

sie sich an und reichten einander die Sachen an Arbeit und Hausrat. Die Betten standen an den Wänden gegenüber, so weit als möglich voneinander entfernt. Jede Woche einmal schleuderte der Andreas seine Wäsche über den Tisch dem Chrysostomus zu, der sie nach ein paar Tagen gereinigt und sogar geplättet wieder zurückschleuderte. Am Herde machte jetzt jeder für sich sein Gericht. Der Andreas in Milch gekochte Erbsen. Der Chrysostomus haßte diese gemeine Speise; er für sich kochte die Milch gesondert und die Erbsen gesondert und schüttete sie erst nachher ineinander. Gespeist wurde am gemeinsamen Tisch. Weil der Chrysostomus dabei immer brummte, so wollte der Andreas seine Essenszeit verlegen; das ließ sich aber der Chrysostomus einmal nicht gefallen und er wartete mit seiner Kost immer die Mahlzeit des Andreas ab. Denn er mußte beim Essen wen zum Ausbrummen gegenüber haben, sonst schmeckte es ihm nicht.

Eines Tages, als der Andreas auf den Markt gehen wollte, war sein brauner Havelock nicht da. Der Chrysostomus war in den Wald gegangen, um Brennholz zu „kaufen" und hatte ihn angezogen. So mußte der Alte in seiner gestrickten, ziegelroten Wollenjoppe ausgehen. Diese kurze Joppe ließ den breiten Rücken allzu frei, so daß man an dem aschfarbigen Beinkleid die großen schwarzen Knöpfe sah, die hinten übers Kreuz hinab — ganz hinab — ihrer fünf in der Reihe standen, wie bei Knaben im ersten Höserlein. Des grämte sich der Patschenmacher, und weil ihn die Gassenbuben tatsächlich darob ausspotteten, so ward er zornig auf den Schuster und beschloß, ihm die Wohnung zu kündigen. Als er heimkam, war der Schuster schon zu Hause und fluchte gräßlich über den Havelock. Dieses höllkreuzsternverdammte Gewandstück hätte ihn bei einem Haar

ins Malheur gebracht! Das im Walde gesammelte Holzbündel hatte er unter dem Mantel sorgfältig geborgen, aber der Mantel hatte hinten an der linken Seite ein großes Loch; dort guckten die Scheiterlein heraus und der Waldhüter nahm ihn fest. Nur dem Umstande, daß auch der ein Veteran war, konnte es zugeschrieben werden, daß er den Kameraden laufen ließ mit dem guten Rat, das Holzbündel ein anderesmal auf der rechten Seite zu bergen, wo der Mantel noch „gut" war. Da war es nichts mit dem Aufkündigen; der Andreas hatte ihn vielmehr als Märtyrer in gemeinsamen Angelegenheiten zu verehren.

Zärtlich war der Chrysostomus nur mit etlichen kleinen Photographien, die über seinem Bett an die Wand genagelt waren. Die streichelte er manchmal vor dem Schlafengehen, aber die alten Augen des Andreas waren nicht imstande, von seinem Bereiche aus zu erkennen, was die Bilder vorstellten. Einmal, während der Chrysostomus ausgegangen war, Leder zu „kaufen", wurde der Andreas schwach, schlich auf Zehenspitzen in den Raum des Nachbars hinüber, um die Photographien zu besehen. Natürlich! Er hätte sich's denken können. Weibsbilder! — In demselben Augenblick trat der Chrysostomus ein. Er stand an der Tür still und starrte den Eindringling an. Dieser schwang sich ganz jugendlich über den Tisch in sein Gelaß. Dann duckte er sich hinter sein Bett und dachte: Jetzt gibt's was. „Nix weiter," sagte er in recht gemütlichem Ton, „hab' mir nur deine Heiligen einmal anschauen wollen."

Der Chrysostomus grinste und schwieg. Es war ihm lieb, daß er den Alten — so nannte der Neunundsiebzigjährige den Sechsundachtzigjährigen — auch einmal auf sündigen Wegen ertappt hatte. Er war von diesem Tage an viel freundlicher mit dem Nachbar und einmal bei der

Mahlzeit schob er ihm das Salztöpfchen zu: „Magst denn du linde Milch, Andreas? Tu's ein bissel salzen."

„Dank dir Gott, Chrysostomus," sagte der andere, „hab' sie eh' gesalzen."

Am selben Tage war die monatliche Teilung der geschäftlichen Einnahme und in der Freude über den freundlich werdenden Kompagnon gab der Andreas dem Chrysostomus um zwei Silbersechser mehr als sonst. Darüber sprang der Chrysostomus wütend vom Sessel auf und stieß diesen auf die Diele, daß einer der drei Füße brach (der vierte war schon früher einmal gebrochen).

„Also betrogen bisher!" knurrte er. „Wenn du mir heut' mehr geben kannst, warum nit auch früher? Wo du erst gestern gesagt hast, das Geschäft geht immer schlechter!"

„Ich hab' dir ja nur a bissel was schenken wollen," sagte der Andreas begütigend.

„Von dir brauch ich nix geschenkt!" kreischte der Chrysostomus und schleuderte die Sechser in den Wandwinkel des andern.

Am nächsten Morgen, während der Fleckelpatschenmacher auf dem Gemüsemarkt war, stieg der Schuster über den Tisch und suchte im Wandwinkel nach den zwei Sechsern. Die waren nicht zu finden, hingegen stand in der Fletzecke mit Kreide geschrieben: „Zu spat, Bruder Chrysostomus!" Dann fand er in Andreas' Speisekastel neben dem Erbsensack ein Fläschchen Kirschgeist. Da wußte der Chrysostomus nicht recht, was er jetzt für ein Benehmen aufstecken sollte. Er begann zu ahnen, wie arg der geschmeidige Alte ihm überlegen, und anderseits, wie gut er bei diesem Patschenmacher geborgen war. Er beschloß also, ihm das Salztöpflein nicht mehr so bereitwillig hinzuschieben und auch nicht mehr zu

schimpfen, sondern sich völlig gleichgültig zu verhalten. Er tat's auch etliche Tage.

Da kam ein Frauenzimmer und wollte sich ein Paar Fleckelpatschen kaufen. Der Andreas brachte aus seinem Patschenlager, das in einer flachen Kiste unter dem Bette war, etliche Paare zum Aussuchen herbei, aber der Chrysostomus behauptete vorlaut, diese Frauensperson habe einen besonderen Fuß, der müßten die Patschen angemessen werden, und lockte sie in sein Gelaß hinüber, um mit einem Streifen Papier das Werk zu vollführen.

„Na, na, Stiefelröhren brauch ich keine!" kicherte das Weibsbild und zog mit beiden Händen den Saum ihres Kleides tiefer hinab. Der Chrysostomus blies durch die lange Nase in seinen Bartstrupp, die Kundin aber kaufte dem Andreas ein fertiges Paar ab. Kaum sie zur Tür draußen war, bekam der Schuster seine Mette. Fast zornig verwies der Alte ihn zur Gottesfurcht und guten Sitte.

„Halt's z'samm!" rief der Neunundsiebziger, „bist nit auch du einmal jung gewest?"

„Wenn mir so was noch einmal vorkommt!" drohte der Patschenmacher.

„So will ich wenigstens alle Tag mein' Schnaps haben!" begehrte der Chrysostomus.

„'s wird auf deinen Lebenswandel ankommen."

Daraufhin wurde dem Schuster ganz heimlich. Wie einst in seinem Vaterhause. Er war schier gerührt über die erzieherische Fürsorglichkeit des Alten und murmelte: „Vielleicht bringst mich doch noch auf gleich — wenn ich Schnaps gnug han?" —

Bisher ist nur das Alltagsleben der Fleckelpatschenfirma angezeichnet worden. Ganz ungebührlich verschwiegen wurden aber die großen Tage, die diese zwei alten Leute in

ein hohes Bereich hoben. Jeder von ihnen hatte im Jahre einmal einen großen Tag. Die Veteranen der Stadt feierten alljährlich am Tage des Auszuges aus Italien ein großes Siegesfest. In ihrer flotten grauen Uniform, mit ihren befederten Hüten, bebändert und auf der Brust Medaillen — so marschierten sie bei klingendem Spiele hinter der Fahne drein, zuerst durch lange Straßen in die Kirche zur „Feldmesse“ und zum „Gotterhalte“, dann durch lange Straßen ins Wirtshaus zu Festessen und zum Tanz. Zu den Veteranen nun gehörte auch der Chrysostomus und das war sein großer Tag, für den er sich stets wochenlang rüstete und von dem er nachher wochenlang in stolzer Begeisterung sprach. Seine Uniform lag das Jahr über im Versatzamt, doch zur Siegesfeier wußte er sie allemal wieder herauszukriegen, obschon sie, wie er mit Befriedigung gestand — längst verfallen war.

Der Schuster hätte für sein Leben nichts sehnlicher gewünscht, als daß sein Stubengenosse, der Patschenmacher, ihn einmal bei solchem Siegesfeste als funktionierenden kaiser- und königlichen Veteran sehen könnte; das müßte ihm bei dem Alten Respekt verschaffen. Aber für sein Leben brachte er es nicht über sich, diesen Wunsch auszusprechen. Der Andreas hörte immer schweigend zu, wenn er von seinem großen Tage erzählte, und hatte dafür nur wohlwollende Geringschätzung. Was war das im Vergleiche zu *seinem* großen Tage! Wenn Seine fürstbischöfliche Gnaden vor ihm — dem Andreas — niederkniet und wenn er — dieser Andreas — dann mit den Zwölfen das Abendmahl feiert! Ja — der alte Fleckelpatschenmacher gehörte zu den zwölf ältesten Männern der Stadt und war seit einigen Jahren schon bei der Fußwaschung zur Osterzeit. Wenn der Vorabend kam und er sich mit besonderer Sorgfalt rasierte und seine weißen

Haarreste strählte und das feierliche Bad nahm und das schwarze Festgewand hervortat — denn seins war nicht im Versatzamt — da hatte der Schuster nur ein Achselzucken.

„Es ist in der Kirche," sagte ihm der Andreas einmal, „kann zuschauen wer will."

„Das glaub' ich," antwortete der Chrysostomus, „daß es nit überfüllt sein wird, etwan wie bei uns, wo bei der Feldmeß Leut' todgedruckt werden und auf der Straßen stehen sie links und rechts, als tat der Kaiser daherreiten, so viel Leut'!"

„Wem's Freud macht!" sagte der Andreas wegwerfend.

Insgeheim aber hätte er gern einmal den Veteranenfestzug geschaut, wo sein Kompagnon dabei war, und der Schuster hätte ebenso gern den Bischof vor seinem Hausvater knien gesehen.

In diesem Jahre, als der Siegeszug nahte, sagte der Schuster gar nichts, sondern riet dem Alten, mit einer Tracht Fleckelpatschen auf den Markt zu gehen, maßen viele Landleute in der Stadt wären. Er selber wolle sich nach frischem Leder umsehen. Weil das so klug und freundlich gesagt war, ging der Andreas mit Patschen aus und begegnete unterwegs — dem Veteranenzug. Er wollte sich hinter der Menge ducken, aber der Schuster hatte ihn schon gesehen, obzwar er sich stellte, als wären ihm alle Fleckelpatschenmacher der Welt — einfach Luft. Er schritt in der Ehrenfront, knapp hinter der Fahne, bei den Invaliden. Er ging unter seinem hochgefederten Hute sehr gebückt, schwerfällig auf einen Stock gestützt — denn heute war der Blessierte Trumpf, und Frauen und Mädchen aus dem Volke bewarfen die Krüppel und ergrauten Degen mit Blumen. Dem Andreas wollte Wasser in den Augen brechen — das wäre

noch schöner, wenn's dieser hoffärtige Schuster merkte, daß jemand um ihn Freudentränen weint!

Der Zug marschierte ins Wirtshaus, dessen Tor mit einem Fichtenkranz und schwarzgelben Fähnlein geschmückt war. Dort stand auch schon allerhand Frauenvolk. — Na! dachte sich der Andreas und kehrte mit seiner Tracht Fleckelpatschen heimwärts.

Am nächsten Tage ging es bei dem Chrysostomus einigermaßen unglatt her. Er war erst am Morgen, als es schon tagte, heimgekommen. Nun lag er, noch angetan mit seinem schönen „Kaisergewand", zeitweilig im Bett und schnarchte, zeitweilig torkelte er zur Tür hinaus und stöhnte.

Die Tage, die nun folgten, waren wieder wie sonst. Nur ein wenig kümmerlicher, weil das Geschäft von Woche zu Woche schlechter wurde. So daß der Armenverein eine Kommission hergeschickt hatte, um zu erwägen, was mit den zwei Greisen, die schon lange den Wohnungszins nicht bezahlen konnten, zu machen sei. Der Andreas redete zum Genossen kein Wort von dem Festmarsche; der Chrysostomus konnte diesmal erst recht schweigen, wußte er doch, daß er in seiner Herrlichkeit gesehen worden war.

Drei Tage vor Ostern zog der Andreas seinen besten Menschen an und ging in die Bischofskirche. Dort wurde ihm ein weißes Kleid umgeworfen und er setzte sich in die Reihe der zwölf Ältesten, die ebenfalls im weißen Gewande der Reihe nach dasaßen.

In den Kirchenbänken saßen Andächtige und Zuschauer und darunter — Andreas sah ihn auf den ersten Blick — sein Schuster. Und zwar wohl gewaschen und gekämmt und im Veteranengewand! Jetzt hätte er am liebsten aufstehen mögen, nackten Fußes, wie er war, hingehen und dem Chrysostomus um den Hals fallen. Aber es nahte schon die

Geistlichkeit. Als der Bischof seine Füße mit Wasser begoß, empfand er eine übergroße Weihe, aber er hätte nicht sagen können, was ihm größer war, die Ehre, die der Kirchenfürst ihm antat, oder die Ehre, daß sein ruppiger Stubengenosse im Veteranengewand erschienen.

Nachher beim Liebesmahle aß er nur wenig, sondern legte sein Teil an Fisch und Opferbroten auf sein blaues Sacktuch, um es dem Bruder heimzubringen. Von diesem Tage an, das sagte er sich, war der Christl sein Bruder. — Vieles tat die Herzenserhebung und einiges der halbe Liter Wein, der ihm zugeteilt worden — glückselig trat der Greis am Nachmittage den Heimweg an. Die ganze Stadt war ihm wie eine Kirche und als er die dunkle Treppe hinaufstieg zu seiner Wohnung, da war ihm, als nahe er einem stillen heiligen Tempel Gottes. Als er hinein wollte, war die Tür verschlossen. Der Chrysostomus, der den Schlüssel hatte, mußte ja doch schon lange zu Hause sein. Er rüttelte an der Tür und nahm wahr, daß sie von innen verriegelt war.

Da pochte und rüttelte er heftig, bis sie sich auftat. Der Schuster war zu Hause. Auf dem Tisch standen Eßsachen und unter dem Tisch kauerte — ein Frauenzimmer.

„Alter Gaißbock, gottverdammter!" keuchte der Andreas in plötzlich ausbrechender Entrüstung.

Über diese dumme Wut begann es im Kopfe des Schusters plötzlich zu wirbeln; er erwischte den eisernen Feuerhaken. Der Andreas flüchtete zum Fenster und riß es auf, um nach Hilfe zu rufen. Der Chrysostomus stürzte auf ihn, packte ihn an den Beinen, hob ihn und warf ihn hinaus . . .

Als der Schuster sich hierauf in der Stube umsah, war auch das Frauenzimmer nicht mehr da, das von der wohltätigen Hausfrau geschickt worden mit einigen Lebensmitteln. Er war allein. — Einen Augenblick stand er still. In

seinen Ohren klang es, als ob man Stimmschlüssel ans Eisen geschlagen hätte. Nun hub es an zu kreisen in seinem Kopf, es kreiste die Stube. Zur Tür taumelte er hinaus, die Treppe hinab. Er lief durch die Gassen, lief schneller als sonst und gebückter — ohne Hut und Rock. In gestreiften Hemdärmeln ruderte er mit gekrümmten Armen dahin. Einen Wachmann hatte er gefragt, ob er ihn zum Gericht begleiten wolle oder ob er allein hingehen müsse? Der Wachmann antwortete: „Gehn's nur allein hin.“

Und dem Richter sagte er es: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich hab' einen umgebracht.“

Da gingen ein paar Herren und ein Gendarm mit ihm und er sollte ihnen zeigen, wo der Ermordete liege. Aber Chrysostomus jammerte: „Ich kann ihn nicht anschauen. Es ist mein liebester Mensch gewesen.“ Und dann schlug er sich die Faust ins Gesicht und gröhlte vor Verzweiflung. Dennoch mußte er mit den Männern, bis sie im großen Hofe des Hauses standen, in dem hoch oben seine Wohnung war.

„Da muß er liegen!“ stieß er mit vor Entsetzen gedämpfter Stimme hervor und zerrte den Untersuchungsrichter an die Stelle, wo der Andreas herabgefallen sein mußte. Aber er lag nicht da. Jetzt schaute er hinauf zu den Dachfenstern und da oben in der Dachrinne hockte in seinem Festgewand der alte Fleckelpatschenmacher. Dort hielt er sich fest und rührte sich nicht, bis ihm vom Dachfenster aus die Seilschlinge zugeworfen wurde.

Der Chrysostomus war auch bald oben und wartete in der Stube, um vor dem hereingeseilten Freund sogleich auf die Knie zu fallen und ihn um Verzeihung bitten zu können. Aber als der Patschenmacher am Fenster erschien und vom Gendarmen hereingeholt wurde, vergaß er seines

guten Vorhabens und hub an zu zanken: „Nau, alter Schragen, ist dir jetzt leichter, weil d' uns so g'foppt hast? Ein sauberer Freund! Henken hätt' er mich lassen! Vom Dach aus zuschau'n, wie s' mich als Mörder aufknüpfen! Zwanzig Jahr lang hab' ich ihm seine Patschen ang'sohlt, daß er sich sein Erbsenkoch hat können kaufen. Das ist der Dank dafür."

Der Andreas verstand das nicht. Er wußte gar nicht, um was es sich handelte.

Erst am Abend, als die beiden Alten verdrossen an ihrem Sparherde saßen, der eine hüben, der andere drüben, sagte plötzlich der Chrysostomus: „Anderl, bist bös?"

„Wegen's Weibsbild?"

„Wegen's Fenster. Ist a Dummheit g'west."

„Weil d' a Narr bist!" sagte der Andreas.

Das letzte Gespräch war's, so die beiden Stubengenossen miteinander geführt. Schon am nächsten Tage wurden sie abgeholt — der Andreas ins Armenhaus, der Chrysostomus ins Invalidenheim.

Dort geht es beiden gut. Doch seufzt manchmal der eine wie der andere: „'s wär' alles recht, nur mein lieber Bruder sollt' noch bei mir sein."

Der Reuchen-Ferdl.

„Und der größte Verbrecher," sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Türe rüttelnd, „der größte Verbrecher ist da drinnen!"

Als er seinen Schlüsselbund anstecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefaßt. Der größte Verbrecher, sagen Sie. Da müssen Sie mich doch vorher unterrichten. Wenn man einen Besuch macht, will man doch erst wissen —"

„Bei wem. Ich begreife."

Etwas Schnurriges hat er, der alte Graubart, mit seinem barschen, derben Gehaben und in seiner herablassenden Höflichkeit, in die sich ein bißchen Ironie über sein Schlüsselamt und das hohe Gericht mischte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?" fragte er.

„Für das Recht, natürlich."

„Dann bitte ich, mich vorausztreten zu lassen, denn Macht geht vor Recht."

„Auch hier?"

„Überall."

So schritten wir den schmalen, halbdunkeln Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in

die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Tor aufgemacht hat."

„Der mit der grauen Pelzmütze?"

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen."

„Und der mit dem breiten, weißbartstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?"

„Die Augeln halb gekniffen."

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde —?"

„— und ausgeschaut hat wie ein pensionierter Schulmeister."

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?"

„Der allemal: O, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt."

„Und sie doch in die Westentasche gesteckt hat?"

„Genau derselbige."

„Der gute, komische Alte!"

„Er steht nicht mehr am Kirchentor."

„Ist er gestorben?"

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zurzeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat."

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?"

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!"

„Ha ha, natürlich!" mußte ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist."

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz heraus-

gegeben, daß kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!"

„Am Ende wohl gar hingerichtet!"

„Scherzen Sie nicht!" — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen."

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?"

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, daß der Delinquent am letzten Tage —"

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?"

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels."

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichentür knarrend ins Schloß gefallen war", stand ich in der etwas allzu schattigen Kammer vor dem Alten. Der hockte gemütlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden gibt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her," erinnerte ich.

„Ah, Sie sind auch so einer, der —" er stockte und setzte gemütlich hinzu, „der mich zu der Schandtat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Keuchen-Ferdl. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte, Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Diwan." Und er setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung; ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäckl hatte

er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurteilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles um des einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoktoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und sie richten sich nach ihm. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Daß Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wußte es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet."

„Aber nein!" lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!"

„Gesessen seit Ihr? Zwanzig Jahre lang?" Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, daß ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine

zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben."

„Aber das müßt Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene."

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen." Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber wie ist denn das zugegangen, daß Ihr so lange im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, daß der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, daß es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Tür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als daß es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch davon." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesicht zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Mariaverkündigungstag

ist's gewesen, in der Früh, ich sitz' just bei der Topfensuppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müßten sie mir die Hände schließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arrest. Mir ist das natürlich unangenehm gewesen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckischen. Mit der schönen Margerl — erinnern Sie sich — die mit dem schwarzen Samthütel und dem rotseidenen Tuch immereinmal über der Achsel. Ja so — Sie sind damals noch gar nicht auf der Welt gewesen. Macht nichts. Also mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtssaal. Wissen Sie, was ich angestellt hab'?"

Er faßte das Weinglas, hielt es gegen das Fensterchen.

„Wie ein goldener Ring, so hell!" Dann tat er einen leichten Schluck, schnalzte mit der Zunge, und goß das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Also was, also was, Ferdinand?"

„Also was? Den Holzmeister hatte ich erstochen. Der Margerl wegen, er wollte sie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taschenmesser. In der Faschingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben sie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurteilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das sagte er leise, fast feierlich. — „Na sehen Sie. Aber hängen haben sie mich doch nicht können, weil ich nichts gestanden hab'. Also halt lebendig eingemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlaß. Also sitzen bleiben.

Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher tot. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab' ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab' ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel vor die Füße: sollt' machen, daß ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? daß auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel Kraft, so noch übriggeblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche gesagt: Dagegen gibt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewußt, daß zu dem schönen Orgelspiel der Atem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten

sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber," ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat Euch denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, daß einem so was nachgehen müßt'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissen's, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel Karten gespielt hat — auf den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, daß er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muß ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' gibt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein

rundes Sachel auf die Hand getan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrtums für Euch, und nur für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muß Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit außerhalb der Kerkermauern paßt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!"

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muß morgen bei Kopf sein!"

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Kruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Verteidiger, noch mit Geschworenen besetzt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Konsistorium wegen irgendwelcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer," begann der Richter, als

er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vazierend. Ist das alles richtig?"

„Zu dienen."

„Wodurch bringen Sie sich fort?"

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen."

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?"

„Herr Richter, mein schwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sprosseln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfschwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's selber sagen, wie ich vorig Ostern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkasten, daß alles 'kracht hat. Seither laßt er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Last gelegt, daß Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchtür aufgemacht, daß man doch nicht ganz umsonst auf der Welt ist."

„Aber der Zeuge sagt aus, daß Sie Almosen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, legte die Hände zusammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, schenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie sich doch bis zur Urteilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchentür festgenommen hatte. Diesen fragte der Richter: „Also, Zeuge, wie ging das eigentlich zu?"

Der Wachmann stand stramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt seinen Rapport: „Der Mensch ist vor dem Eingang gestanden, hat den Leuten die Tür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es ist mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Ist das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Faust kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Mensch nichts getan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, daß er die Leute angebettelt hat?"

„Just gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar so untertänig getan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar so freundlich beim Türaufmachen. Wegen was denn sonst, als daß er Geld sollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und gestand mit leiser Stimme: „Ein bissel wohl, immereinmal." Ganz rot war sein Gesicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewiesen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich sie nicht wollen. Wenn sie vor dem Gotteshaus einem armen Menschen schon was schenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis sein." —

Dann trat Schweigen ein. Das schwere Schweigen vor dem Urteilsspruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuschauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in sein Halbdunkel abgeführt werden?

Oder wird er den Rest seines ihm zuschanden prozessierten Lebens in der „Taglichten“ verbringen dürfen? Findet er es nicht selbst ganz in Ordnung, daß er wieder sitzen wird? Der elementare Aufschrei seines gedrückten Herzens: „Ich bitt', schenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte sein!“ Aber, er schämte sich nun fast dieses vorwitzigen Wunsches. Ist es nicht leichtsinnig, mit so hochtrabenden Gelüsten eine sichere Altersversorgung zu verscherzen?

Der Richter stand auf, erhob seine Stimme und sprach: „Im Namen Seiner Majestät. Der Ferdinand Seimer ist von der Anklage, an der Tür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigesprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen.“

Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: — „Nach Hause?“

Der Herr Onkel von Sandnigg.

Ich wanderte damals zu zweien. Mein Kamerad war ein Lateiner aus der Fünften, der es nicht unter seiner Würde hielt, mit dem armen Handelsschüler zur frohen Ferienzeit über Land zu reisen. Handelsschüler waren sonst von den Gymnasiasten verachtet als „Krämerbuben", und die Gymnasiasten wieder waren von den Handelsschülern verachtet als „Bettelbuben". Jetzt waren aber die Schattenseiten der beiden Arten in mir vereinigt, ich war Krämerbub und Bettelbub in einer Person. Ich war ein aufgebesserter Peter Schlemihl, statt keines Schattens hatte ich deren zwei. Hingegen fand ich an meinem Kameraden gar keine Schattenseiten: er war ein etwa siebzehnjähriges, lustiges und treuherziges Bürschl, das schon auch seine „Hermannsschlacht" gedichtet hatte, wie sich das für einen ordentlichen Gymnasiasten geziemt, und das so gut war, zu seufzen, wenn ich ihm eines meiner sentimentalen Gedichte vortrug, und zu lachen, wenn ich einen Spaß machte. Auch darin harmonierten wir, daß jeder von uns sehr wenig Geld und sehr viel Appetit mit auf die Reise hatte. Also ein Herz und eine Seele; ein Wesen mit vier Füßen! wie Freund Rochus so sinnig sagte.

Die grüne Steiermark lag bereits hinter unseren Füßen; wir zogen ins Kärtnerland ein; auch das war grün, wir verwunderten uns darüber.

„Warte nur," sagte mein Freund, „in diesem Lande kommen wir auch noch auf einen grünen Zweig. Wir gehen nach Sandnigg, dort habe ich einen Onkel. Bei dem kehren wir ein und lassen es uns einige Tage wohl geschehen. Der Herr Onkel Bradler hat in Sandnigg ein großes Gut und ist ein sehr reicher Mann."

„O Freund!" rief ich, „du bist wirklich talentiert! Einen reichen Onkel hast du! Eine Eigenschaft, die mir gänzlich fehlt. Glaubst du, daß ich mit dir kommen darf?"

„Du wirst sehen, was das für ein prächtiger Mann ist!" sagte Rochus. „Ein Zolleinnehmer, pensioniert, hat sich nachher ein Landgut gekauft. Er wird sich sehr freuen. Ich glaube, er hat selber keine Kinder."

„Aber was seine Frau sagen wird?" gab ich zu bedenken.

„Er ist nicht verheiratet."

„Dann glaube ich auch fast, daß er keine Kinder hat."

Wir steuerten kühn auf Sandnigg los, und als wir im Engtale den spitzen Kirchturm sahen, sagte Rochus: „Na endlich. Es ist auch wahrlich Zeit, mir kracht schon der Magen."

Das letzte Wort war der bildliche Ausdruck auch meiner Empfindung, daher sagte ich: „Rochus, du bist ein trefflicher Lyriker."

Etwa um drei Uhr nachmittags kamen wir an. Das Haus des Onkels sah wie ein Schlößlein aus. Es war in französischer Form des vorigen Jahrhunderts gebaut, nun aber etwas vernachlässigt, so daß man gleich sah, sein Besitzer gebe mehr auf das Sein, als auf den Schein. Ein weitläufiger Meierhof lag da, und auf dem Platz zwischen etlichen Feldwägen ging ein Mann in seiner stattlichen Gestalt, mit Schlafrock und langer Pfeife im Munde, behäbig hin und her. Hinter der linken Schulter hatte er einen Höcker.

„Das ist er!" flüsterte mir Rochus zu, dann trat er vor und rief: „Herr Onkel!"

Der Mann wendete sich und war anfangs ein wenig verblüfft.

„Was Teufel!" sagte er und nahm die Pfeife aus dem Munde. „Das ist ja der Rocherle! — Aber verdammt gewachsen!"

Sie schüttelten sich tapfer die Hände, und der Onkel lachte unter seinem grauen Schnurrbart recht hell und gemütlich hervor.

„Und das ist mein Freund!" stellte Rochus mich vor.

Der Onkel Bradler schüttelte auch mir die Hand und murmelte: „Laß ich mir gefallen. Interessiert euch gewiß für die Landwirtschaft. Natürlich, so junge Männer. Da kommt nur gleich mit, ich will euch meine Salzburger Kühe zeigen, die ich eben erst gestern bekommen habe. — Mittag gegessen habt ihr wohl schon."

Wir fanden im Augenblick nicht Worte, um ihn zu widerlegen, da rief er sogleich: „Natürlich, so gesunde Mägen, wie man in euren Jahren hat! Da wartet man nicht bis drei Uhr mit dem Mittagsmahl. Jetzt seht euch einmal diesen Weizen an!" Er führte uns zu einer hoch geschichteten Wagenfuhr, die eben zwei schwere Pferde vom Felde heimgebracht hatten. „Das ist ein Körndle, wie? Keiner hat so etwas in Sandnigg. Fühlt euch die Ähren nur einmal an!"

„Man möchte gleich hineinbeißen!" sagte Rochus.

„Nicht wahr!" lachte der Onkel und war sehr gesprächig.

Mein Freund flüsterte mir tröstend zu: „Es kommt ja bald die Jausenzeit, da gibt's Milch und Käse!"

Der Onkel führte uns hinaus auf die Felder. Der lange

graue Schlafrock und das blaue Hauskäppchen auf dem weißlichen Haar, das rote, wetterharte Gesicht und der Buschbart drin, und die kleinen, klugen Augen — all das stand ihm gar nicht übel. Dazu wußte er so munter zu plaudern und auch zu scherzen, daß wir uns insgeheim das beste Anhoffen stellten für den Abend. Als wir zu einem Rübenfelde kamen, riß Rochus eine Pflanze aus dem Boden.

„Was machst du denn?" fragte ihn der Oheim.

„Ich habe gemeint, es wäre schon eine Rübe dran," antwortete mein Freund das Ding hochhaltend, welches zwar ein recht üppiges Kraut hatte, aber anstatt der erwarteten süßen Frucht nur ein schlankes mageres Schwänzlein.

„Leckermaul!" neckte der Onkel und tippte ihm mit dem Finger am Arm.

Endlich kam der Abend, wir kehrten in den Hof zurück und da sagte der Onkel: „Trinkt ihr Bier? Dann gehen wir ins Wirtshaus. Der Stingelewirt hat gewiß frisch angeschlagen."

Höher schlug uns beiden das Herz.

Der Onkel warf sich in einen andern Staat, gab einigen Leuten noch Anordnungen und dann schritten wir wohlgemut und ziemlich rasch hinab zum Stingelewirt. Mitten in der großen Gaststube hing die Lampe, wir setzten uns an einen etwas dämmerigen Wandtisch und der Onkel fragte: „Also, Jungen, was wollt ihr essen?"

Die Kellnerin bot Schnitzel, Rostbraten und Schweinsschlägel an.

„Was ist mehr?" fragte ich.

„Die größere Portion? Mein Gott, Rostbraten kann man so groß machen, als man will," belehrte die Kellnerin.

„Mir Rostbraten."

„Mir auch Rostbraten," sagte Rochus.

„Und mir?“ fragte der Onkel sich selbst, „warten Sie. Mir können Sie — haben Sie Bratwürste?“

„Sind ihrer nicht.“

„Oder ein Bäuscherle?“

„Ist schon weg.“

„Schon weg,“ murmelte der Onkel. „Dann — machen Sie mir einen kleinen Pfannenkuchen. — Ich halte viel auf Pflanzennahrung,“ wendete er sich zu uns. „Möchte euch dazu raten. Zu viel Fleisch taugt nicht für junges Blut.“

Zu wenig auch nicht, wollte ich sagen, verschwieg's aber. Der Rostbraten kam; auch saure Erdäpfel dazu, und Bier. Es war ein köstlicher Schmaus. Drei große Semmeln hatte ich angebrochen, die erste zum Vorbeißen, die zweite zum Tunken, die dritte zum Knuspern. Eine vierte gedachte ich zum Nachtisch zu schmausen, da zog der Onkel, der mittlerweile mit stiller Andacht seinen Pfannenkuchen verzehrt hatte, die Zigarrentasche hervor.

„Eine Tugend an euch, die man sonst bei der leichtsinnigen Jugend selten findet,“ schnarrte der Onkel, einer Zigarre die Spitze abbeißend, „ist, daß ihr nicht raucht.“

„Aber wir rauchen ja!“ rief Rochus vorlaut, „nur müssen wir erst eine Zigarre haben.“

„Laß das gut sein, Junge!“ sagte der Oheim und klopfte ihm auf die Achsel, „eine Lungensucht sich in den Leib zutzeln! Das ginge just noch ab. Wie dein Vater, der hat's auch nicht lassen können, bis er auf dem Brett lag. Der,“ er meinte jetzt mich, „hat auch nichts dazuzusetzen. Milch saugen! ist gescheiter, wie Zigarren. Und das Geld in die Sparkasse legen. Was glaubt ihr, was das in dreißig Jahren ausmacht, wenn man täglich das Zigarrengeld von, sagen wir zehn Kreuzern, in die Sparkasse legt? Was glaubt ihr? Und die Zinsen dazuschlägt. He!“

„Aber," wagte Rochus einzuwenden, „es tut ja der Herr Onkel auch —"

„Leider! Leider Gottes! Alte Gewohnheit, eiserne Pfaid. Darum nur nicht angewöhnen. — Ich denke — Sie, Kellnerin! — ich denke wir wollen zahlen. — Was habe ich? Einen Pfannkuchen — einen kleinen hab' ich. Und ein Viertel Wein. Sonst nichts."

„Auch ein Brot?" fragte die Kellnerin.

„Richtig, das hätte ich bald vergessen. Auch ein Brot."

„Macht achtundzwanzig Kreuzer."

Mein Freund und ich guckten uns verdutzt an. Der arme Rochus wurde erst rot, dann blaß. Ich wußte, wie wenig er im Sacke hatte. Aber er griff heldenmütig hinein. Ich besaß noch Mammon für etwa acht Gulden. Der größte Teil des mir für Ferienfreuden das Jahr über aufgesparten Vermögens. Es war manche Knackwurst darunter und manches Krügel Bier, die ich mir in Zeiten des Hungers und des Durstes vom Mund abgespart hatte. Nun wollte ich damit durch die Alpenländer reisen, bis Innsbruck und noch weiter. Und mit diesem prasserischen Nachtmahle hatte ich mir das Essen auf ein paar Tagreisen sozusagen vorweg verschmaust. Das alles aber war nicht mehr zu ändern, ich langte in den Sack und bezahlte meine Zeche.

Auf dem Heimwege war der Onkel besonders heiter und stellte für den nächsten Tag allerhand Ergötzlichkeiten in Aussicht. „Frühstück ist um 6 Uhr," sagte er, „da werdet ihr wohl schon aus dem Neste sein." Auf den Hof gekommen, stand er plötzlich unentschlossen still und sagte: „In meiner Jugend habe ich immer am liebsten in luftigen Scheunen geschlafen, das ist sehr gesund. Ich hätte da oben frisches Heu." — Da wir darauf mäuschenstill waren, denn wie frisches Heu bekommt, das hatten wir auf unserer Reise

schon erfahren, so fuhr er fort: „Aber die jungen Herren heutzutage sind etwas verwöhnt, sie wollen ein Federbett haben.“

Wir bekamen richtig eins. Während wir einander die bestaubten Stiefel herunterrissen, gab ich meinem Kameraden zu bedenken, ob wir nicht am nächsten Morgen zeitlich unsere Weiterreise antreten sollten?

„Was fällt dir ein!“ sagte Rochus, „morgen wird's ja erst lustig hier. Pass' auf, der Onkel hat Mucken, er will uns prüfen. Ich wette, morgen haben wir einen guten Tag!“

Mit dieser Hoffnung schliefen wir ein.

Als ich erwachte, leuchtete schon hell die Sonne in die Kammer. Die Uhr schlug halb sechs. Da dachte ich an das Frühstück und weckte meinen noch süß schlummernden Freund, daß er es nicht versäume; denn wie ich ihn kannte, war er ein Freund von frischem Kaffee, Honig und Butterbrot.

Wir machten uns also rasch fertig, kämmten auch unser Haar sorgfältig und gingen die Treppe hinab. An der Stubentür stand ein altes Weib, das rief uns zu: „Wenn Ihr Frühstück haben wollt, so geht nur gleich herein, wir sind schon dabei.“

Der Herr Onkel Bradler war nirgends zu sehen, wir setzten uns säumig zum Gesinde, das um eine große Schüssel herum saß und mit großen Löffeln wässerige Milchsuppe aß. Wir taten mit sauren Gesichtern mit und mein Freund warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, warum ich ihn nicht schlafen gelassen hätte.

Am Vormittage, als wir uns auf einer mit Gras halbverwachsenen Kugelbahn die Zeit zu vertreiben suchten, kam

der Onkel im Schlafrocke, schüttelte uns tüchtig die Hände, wollte gehört haben, daß wir gut geschlafen hätten und freute sich über unser gesundes Aussehen. Nachdem er durch Rochus vernommen, daß wir noch einen Tag zu bleiben gedächten, rief er: „Nicht wahr, schön ist diese Gegend! Wollt ihr nicht den Kreuzkofel besteigen?"

Dazu hätten wir keine Lust.

„Aber den Pfarrer zu Leimbach werdet ihr doch besuchen?"

„Der geht uns nichts an," sagte Rochus.

„So, dein Vetter geht dich nichts an!" verwies der Onkel, „ist ja verwandt mit uns, der Leimbacher Pfarrer. Heute ist Maisernte, sonst ginge ich gleich mit euch, es ist kaum eine Stunde nach Leimbach, dort der Weg links, das Seitental hinein! Ich laß ihn grüßen! Und am Abende, wenn ihr zurückkehrt, dann wollen wir uns aber eins gönnen zusammen! Bin zwar ein alter Knasterbart, aber wenn's drauf ankommt, kann ich auch noch jung sein. Der Weg geht immer im Schatten nach Leimbach, ein schöner Weg! ein sehr schöner Weg!"

Natürlich, weil der Weg gar so schön war, so gingen wir jetzt zum Vetter Pfarrer nach Leimbach. Als wir ins kleine Alpendörfchen kamen, schlug ich dem Freunde vor, während seines Besuches beim Vetter im Wirtshaus bleiben zu wollen; „ich kann's nicht verantworten, wieviel ich deinen Verwandten Unkosten mache", war dafür meine Begründung.

„Du hast recht," sagte der gute Junge, „sei nur nicht böse. Ich mache meinen kurzen Besuch, dann komme ich zu dir ins Wirtshaus und wir machen uns gemütlich."

Er ging in den Pfarrhof hinauf, kam aber früher zurück, als ich erwartet hatte. Na, mein lieber Rochus hat saubere Verwandte, dachte ich, der Herr Pfarrer scheint ihm sofort

die Türe gewiesen zu haben. Indes sah ich bald sein munteres Gesicht, als er mir zurief: „Komm, Peter, wir sind beide zum Mittagsessen geladen, beim Vetter!“

Wenige Minuten später traten wir beide in den Pfarrhof. Der alte Herr kam uns schon entgegen, ein kleiner, rasch ausschreitender Mann mit kurzgeschorenem Weißkopf und kleinem, wohlgerötetem Gesicht. Auf dem niedlichen Näschen saß ein großes altmodisches Augengläserpaar. Anstatt der Kutte trug er ein schwarzes Gehröckel. Er sah fast wie ein Professorlein aus, dem der Student noch in den Gliedern steckt trotz der weißen Haare. Die weißen Haare kann man ja wegschneiden, wie man hier sah, und so ist nichts da, das an die sechzig Jahre erinnerte, die der Mann in seinem Kalender hat.

„Das sind ja ein paar Kapitalburschen!“ rief er aus und streckte jedem von uns eine Hand entgegen. „Na, Gott grüß euch! Wenn ihr recht bescheiden seid, so kann ich euch einladen, mit mir einen Löffel Suppe zu essen. Viel wird's nicht setzen bei dem armen Landpfarrer, nehmt halt christlich fürlieb.“

Er führte uns dann in sein Obstgärtlein, zeigte uns seine zahlreiche Familie, wie er sagte, die in jungen Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen bestand, welche er gepflanzt hatte. „Die Jungen werden aber erst erzogen,“ scherzte der Pfarrer, indem er hier ein Zweiglein richtig bog, dort ein halbdürres Ästlein wegschnitt. „In ein paar Jahren, wenn ihr wiederkommt, werden uns die jungen Herren hoffentlich schon mit guten Früchten aufwarten.“

Wir kamen zu einer Holunderlaube, und in der war bereits der Tisch gedeckt für drei Personen. Ein Topf kräftiger Fleischbrühe mit Klößen, ein Teller frischen Rindfleisches mit Meerrettigtunke, eine Blechtasse mit wohl-

geschmortem Rahmstrudel, das war vorhanden. „Mit dem Trank,“ sagte unser heiterer und stets zum Essen aneifernder Gastherr, indem er eine goldfunkelnde Weinflasche brachte, „mit dem Trank werde ich wohl nicht gar viel Ehre aufheben. Studenten trinken Bier, und ich habe keines. Der Wein ist ehrlich sauer, aber eine gute Gesundheit läßt sich doch damit trinken.“ Er schenkte die Gläser voll, dann erhob er das seine und sprach: „Es freut mich recht, ihr lieben jungen Freunde, daß ihr mich aufgesucht habt und daß ihr fürlieb nehmt mit dem Wenigen, was ein unvorbereiteter Alpenpfarrhof zu bieten vermag. Würdet ihr mir länger eure Gesellschaft gönnen, so könnte ich euch Hirschbraten, Forellen und mancherlei so Herrenkost vorsetzen; denn was ihr drinnen in eurer Stadt genießt, wachsen tut es bei uns heraußen; nur ist es bei euch drinnen hübsch gewürzt mit teuren Preisen, während wir es hier fast umsonst haben. Dafür ist es aber bei uns heraußen um so frischer. — Gottes Segen mit euch, junge Freunde! Ihr sollt leben!“

Wir stießen mit ihm an und erhoben, seine Gesundheit ausbringend, ein so heftiges Geschrei, daß die alte Haushälterin erschrocken herbeikam, zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei in der Laube.

„Margarethe,“ rief ihr der Pfarrer zu, „geschehen ist nichts, aber schwarzen Kaffee möchten wir haben. — Zum Kaffee,“ sagte er dann, ein zierliches Holzkästchen öffnend, „gehören auch Zigarren. Mein Kraut ist billig und leicht, aber trocken. Bedient euch.“

Da wir bemerkten, daß es eine kostspieligere Sorte zu sein scheine, antwortete er: „Aber die billigste, die man sich denken kann. Der Herr Graf M. in Klagenfurt, bei dem ich vor vielen Jahren Hauslehrer gewesen, schickt mir zu

Neujahr allemal ein Kistlein Zigarren. Ich rauche ihrer nur in fröhlicher Gesellschaft, da schmecken sie mir. Wenn ich allein bin, würde mir das Rauchen nicht wohlbekommen. Ich glaube, die deine hat keinen Zug!" sagte er zu Rochus, „ich bitte dich, quäle dich nicht damit, nimm eine frische! Lerne daraus, daß auch billige Zigarren schlecht sein können."

So plauderten wir, als plötzlich auf dem Kirchturme ein Glöcklein klang. Ein alter Mann trat heran und brachte die Botschaft, daß die Müller-Kathi sterben wolle und die Sakramente wünsche.

„Die Müller-Kathi!" sprach der Pfarrer, „gottlob, dann ist es nicht so schlimm. Seit ich in Leimbach bin, liegt die arme Frau krank, und das ist jetzt schon sechzehn Jahre; und allmonatlich einmal will sie sterben und schickt nach dem Priester. Die kann es noch so weit bringen, daß sie einst ohne Sterbesakramente fort muß, denn wenn's Ernst wird, nehmen es vielleicht die anderen nicht ernst. Nun, so lange ich lebe, tue ich ihr den Willen. Ein Trost ist's ihr gewiß, und den darf man niemandem versagen."

Das Müllerhaus war eine Wegstunde im Gebirge drinnen, der Pfarrer mußte fort, und uns blieb nichts übrig, als uns von dem lieben Wirte zu verabschieden. Doch haben wir ihm versprechen müssen, wiederzukommen. Nach etwa zwölf Jahren berührte ich auf einer Gebirgswanderung nochmals das stille Dörfchen Leimbach, doch der gute Pfarrer lag schon unter dem Rasen; er war früher gestorben als die seit vielen Jahren „sterbende" Müller-Kathi. Bewirtet aber hat er mich doch wieder, denn die schönen Obstbäume im Garten waren voll von vortrefflichen Früchten.

Und nun wieder zurück nach Sandnigg zum teuren Herrn Onkel Bradler. Der erwartete uns schon am Eingange des Hofes und hatte Festgewand an. In Alpen-

tracht war er, auf grünem Hut Hahnfeder und Gemsbart, so daß er aussah wie ein Förster.

„Seid ihr endlich da?“ lachte er uns entgegen, „ich dachte schon, ihr wolltet den alten Oheim pensionieren und euch zum Klerus schlagen. Wohl rechtschaffen gut gespeist? Natürlich, beim Herrn Pfarrer, da schmeckt's! beim Oheim verschmähen sie's.“

Aber wir haben beim Oheim ja gar nichts bekommen! wollte Rochus nach späterer Versicherung ausgerufen haben. Ich habe nichts davon gehört, wohl aber, wie der Onkel sagte: „Und nun, meine Herren, glaube ich, daß auch wir uns was Gutes antun sollen, so lange wir noch beisammen sind. Morgen, höre ich, wollt ihr ohnehin schon wieder fürbaß ziehen, was man euch nicht wehren kann. Die Jugend will ja die Welt sehen und hat recht. Aber heute muß ich meinen Gästen einen vergnügten Abend machen. Wir wandern das halbe Stündele bis zum Bachwirt hinab, da gibt's Backhühner, versichere ich euch, wie im ganzen Kärntnerland nicht wieder. Ihr müßt meine Gäste sein — kein Wort! Ihr müßt meine Gäste sein!“

Weder meinem Freunde, noch mir war es eingefallen, auch nur ein Wort dagegen einzuwenden. Also marschierten wir nach dem Bachwirtshause.

Das halbe Haus setzten wir dort in Bewegung. Die Wirtin ließ das Feuer prasseln, der Wirt schlug Pipen an, die Mägde weideten am Brunnen Geflügel aus und frischten Grünzeug.

Ich gestehe, es war ein feines Nachtmahl, so wir beim Bachwirt einnahmen. Ein Backhuhn und ein Brathuhn mit Salat und eingemachtem Obst, dazu Bier. Dann Backwerk und Tee, dazu Wein. Wir ließen es uns schmecken, auch der Onkel griff tapfer zu, uns ermunternd, so daß wir

dachten: er will von dem Pfarrer, dessen Gastfreundschaft wir mit aller möglichen Gestaltungskraft und Farbenpracht geschildert, eben nicht in den Schatten gestellt werden. Wir wurden sehr lustig, erzählten Anekdoten, der Onkel wußte stets die besten; wir sangen Zechlieder, der Onkel sang am lautesten und benahm sich überhaupt so fidel, daß wir auf die Vermutung kamen, sein früheres philiströses Benehmen sei pure Verstellung gewesen. Der Rochus blinzelte mir nur immer glückselig zu.

Mitternacht war es fast, als der Onkel mit heller Stimme nach der Frau Wirtin rief. „Bitte, meine Herren, zahlen werde ich!“ wehrte er uns ab, wo es gar nichts abzuwehren gab. Dabei griff er würdevoll in die linke Brusttasche. Griff dann würdevoll in die rechte Brusttasche, gleich darauf weniger würdevoll wieder in die linke, begann hastig alle seine Taschen von außen zu betasten, von innen zu durchsuchen, und machte endlich einen hellen Pfiff. „Das ist jetzt lustig!“ rief er. „Meine Geldtasche habe ich zu Hause vergessen. Muß schon ein Anlehen machen bei einem von euch, bis morgen.“

Rochus gestand unumwunden, daß seine Barschaft nicht langen würde. Ich griff mit verhängnisvoller Dienstwilligkeit nach meiner Börse und bezahlte eine Zeche von vier Gulden achtzig Kreuzern.

Dann gingen wir nach Hause und hatten in der hellen Mondnacht allerhand drollige Einfälle und Schnurren, wobei der Onkel mit entzückendem Bummelwitze mittat.

Ahnungslos schlief ich in derselben Nacht. Am nächsten Morgen war unsere Abreise festgesetzt. Als wir dazu gerüstet waren, trug uns die Haushälterin in weißen Schalen eine bräunliche Suppe auf, ich bin noch heute der von meinem Kameraden bestrittenen Ansicht, daß die Kaffee vorstellen

sollte. Nach dem Frühstück teilte die Haushälterin uns mit, daß der „Herr" schon frühmorgens einen wichtigen Geschäftsgang ins Gebirge angetreten habe, daß er uns nochmals auf das Herzlichste grüßen und glückliche Reise wünschen lasse.

Ich muß völlig versteinert gewesen sein. Mit dem Gefühle, als wäre mir an die Kehle ein Strick gelegt, fragte ich, ob er sonst nichts gesagt habe?

„Ja richtig!" rief die Haushälterin, „das hätt' ich bald vergessen. Ihr möchtet so gut sein, läßt er sagen, und möchtet ein kleines Paket mitnehmen zum Oberdorfer Schmied, wo ihr ohnehin vorbeigeht, und dort abgeben, vom Bradler in Sandnigg, er wisse es schon."

„Und für mich dagelassen hat er nichts?" war meine beklommene Frage.

„Nichts sonst. Gar nichts."

Da zog sich der Strick um die Kehle zusammen. —

Im Paket, das mit einem alten Zwilchsacke umwunden war, seien, erklärte die Haushälterin, ein paar zerbrochene Spaten und ein stumpfgewordenes Pflugmesser. Wir schleppten das Zeug mit uns und untersuchten es sogar unterwegs. Allein auf unsere Berechnung stellte es sich heraus, daß der Bettel nicht zwanzig Groschen wert war, daher als Entschädigung nicht verwendet werden konnte. Wir gaben das Paket denn getreulich ab beim Schmied in Oberdorf und wanderten ratlos weiter.

Nicht gen Innsbruck mehr. Nach links bogen wir ab, der schönen Stadt Klagenfurt eilten wir zu, wo wir opferwillige Studiengenossen wußten.

Rochus und ich sind dicke Freunde verblieben, aber auf Besuche bei seinem Onkel hat er mich nicht mehr eingeladen, soll auch selbst deren nicht sehr zahlreiche gemacht haben. —

Zehn Jahre später:

Es ändern sich aber die Zeiten. Im letztvergangenen Sommer habe ich mehrere äußerst vergnügte Wochen zugebracht auf dem Hofe in Sandnigg. Denn ich war dort als Gast meines Studienfreundes Rochus; wir haben viel von der schönen Jugendzeit geplaudert, viel gegessen und getrunken und sehr viel gelacht, denn — mein Freund war lachender Erbe.

Ein mißratener Vetter.

Da hockte die Klatschbaserei beisammen. — Nein, so fange ich nicht an.

Blutsverwandte waren es, die zufrieden beisammen saßen und ein Plauderstündchen hielten. Es war ja Sonntag nachmittags, wo man sich im trauten Kreise gerne einem belehrenden und unterhaltenden Gespräche hingibt. Es waren Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Alle waren aber auch erfüllt von einem entschiedenen Hasse gegen alles Böse, deshalb verurteilten sie mit sittlicher Entrüstung die Fehler, Schwächen, Sünden und Laster der übrigen Dorfbewohner, die samt und sonders ein Gesindel sind. Der Stangenwirt z. B. warf ein Auge (und noch dazu das einzige, das er hatte) auf die Kaufmännin, die Wirtin hinwiederum fand den Fleischhauerburschen nicht unwirtlich. Der Müller tat Gips zum Weizenmehl; die Bäckermeisterin war eine hochmütige Person, wahrscheinlich stolz auf ihren Herrn Gemahl, der O-Beine hatte. Der Pfarrer war der leibhaftige Geiz, und seine Haushälterin, von der konnte man überhaupt nicht reden — aus Christenliebe nicht. Die aufgedonnerte Tischlermeisterin war auswendig hui und inwendig pfui. Dann kamen die übrigen, die alle einen so höchst zweideutigen Charakter hatten, daß man nur im Flüsterton und andeutungsweise von ihnen sprechen konnte.

Die Versammlung im Hechelhofe, welche so harmlos Sonntagsruhe hielt, war mitten in dem Pfuhle der Schlech-

tigkeit eine wahre Insel der Reinen und Seligen. Manches Mitglied seufzte inmitten seines Hochgefühles, manches konnte sein Entzücken nicht verbergen über die Fülle von Jämmerlichkeit und Niedertracht, die an den Dorfleuten entdeckt wurde. Die Männer waren auch hier die Ungeschickten, sie fuhren mit ihrer Entrüstung plump und täppisch drein und brachten so den Gegenstand um allen Reiz und tieferen Gehalt. Die Weiber griffen unter ihren wehmütigen Mienen, zurückhaltenden Gebärden, halb abgebrochenen Aussprüchen und züchtigem Flüstern viel gründlicher ein, und das Schlaueste dabei war, daß manche scheinbar an jemandem einer Tugend erwähnte, die nachher sofort geprüft, zerpflückt und in ein ganz niederträchtiges Gegenteil verwandelt wurde. Wenn dieser oder jener ein gutes Werk geübt, so würde er schon wissen, warum! Wenn diese oder jene sich sittsam und wohlwollend gezeigt, so habe sie sicherlich etwas anderes zu verhüllen, es sei aber kein Faden so fein gesponnen — der Krug gehe so lang zum Bronnen usw.

Die Haustochter Hanne schaute halb verloren zum Fenster hinaus. Trotzdem alle Leute sehr schlecht sind, die da draußen umgehen, so möchte sie doch einen davon haben, einen ganz für sich allein. Denn sie ist sich schon soviel geworden, daß sie sich zu wenig ist. Manchmal hat sie Zeiten, wo sie die braven Burschen — langweilen.

„Jeßtl Maria, er ist da!“ rief sie plötzlich aus. „Der Florian!“

Auf diesen Ruf schoß alles zu den Fenstern. Wahrlich ja, dort am Brunnen saß er, der Lump, der Landvagabund, der Tunichtgut, dieses Schandmal der ganzen Verwandtschaft! Der Florian.

„Ein rechtes Galgengesicht!“

„Und wie verdächtig er umherschaut!“

„Der weiß auch, warum er sich die Fenster betrachtet!“

„Diesmal hat er wenigstens kein zerfetztes Gewand an.“

„Weiß Gott, wo er das feine Röckel her hat! Ich möcht's nicht untersuchen.“

„Mit den Zigeunern kunnt er umgegangen sein, so braun ist er!“

„Und das wildbartete Ausgeschau! — Im Wald möcht' eins dem nicht begegnen.“

„Will gewiß da über Nacht bleiben.“

„Gott verhüt's, wir haben keinen Platz. Tragt ihm was zu essen hinaus und dann soll er schauen, daß er weiterkommt. Möcht' das ganze Haus in Unehr bringen. Das kunnt mir einfallen!“

So flüsterten und pfiffen sie untereinander. Der Weber Ignaz, der nicht zur Verwandtschaft gehörte, sondern nur auf der Ster da war, fragte nun, was es mit diesem Menschen, der draußen am Brunnen sitze, für ein Bewandtnis habe.

„Lieber Gott!“ entgegnete die Hausfrau. „Traurig genug für die ganze Freundschaft, wenn ein solcher Taugenichts darunter ist. Der Florian ist von meinem Bruder selig halt ein Sohn. Sein Vater hat den Hechelhof gehabt; ist auch selber nichts nutz gewest für die Wirtschaft und hat nach seinem Versterben mein Mann das verschuldete Anwesen übernehmen müssen. Natürlich, wir haben Geld drauf gehabt. Den Florian haben wir ein Handwerk lernen lassen wollen, ist aber nicht dabeiblieben und hat alleweil die Ausred' gehabt, auf seines Vaters Haus wollt' er sein. Ist ihm eigentlich nur ums Herumlottern gewesen. Haben ihn alsdann noch zum Schmiedmeister gegeben. Da hätte er was lernen können und soll er soweit auch anschicksam gewesen sein. Auf einmal lauft er davon. Einer Kleinigkeit wegen.

Für nichts wegen! Der Schmiedsohn hat der Meisterin das Kaffeetöpfel zerbrochen und soll dafür leicht der Florian ein bissel bei den Ohren gezaust worden sein. Unschuldigerweis'! schreit er, und weg ist er. Lieber Gott, fügte sie launig bei, wenn jeder Lehrjung', der unschuldigerweis' bei den Ohren gezaust wird, davonlaufen wollt', da kunnt kein einziger freigesprochen werden. — So ist er fort und hat man lang' nichts mehr von ihm gehört. Zum wenigsten nichts Gutes. Einmal eingesperrt wegen Vagabundierens. Nachher viele Jahr' nichts mehr, daß wir schon verhofft haben, er ist verstorben. Wär' ein kleiner Schad gewest, Gott verzeih mir's. — Und jetzt auf einmal sitzt er da draußen. Mir zittern die Füß vor Schreck. Was fangen wir denn an! Wenn sie ihn erkennen im Dorf, was das für ein Geschrei sein wird! Lassen nicht einmal an braven Leuten ein gutes Haar, jetzt erst bei so einem Anlaß! Was können wir für den mißratenen Menschen! Traurig genug, daß er die ganze Freundschaft verschandiert."

So die Hausfrau in ihrer sittlichen Entrüstung.

Der Mann, von dem sie sprach, saß mittlerweile auf der Bank draußen neben dem Brunnen und schaute unverwandt in die Gegend. Er schaute über die Giebel des Dorfes hin auf die Waldberge. Er war in sich versunken, schien gedrückt zu sein und zu warten auf eine Gabe.

Die Haustochter war eben dran, ihm Brot und einen Krug Apfelwein hinauszutragen. Da trat er zur Tür herein. Er tat's so unbefangen, als wäre er hier zu Hause. „Grüß euch Gott, beisammen!" sagte er und wollte den Leuten die Hand reichen.

„Ja, grüß Gott auch!" entgegnete die Hausfrau ziemlich scharf und barg ihre Hand unter der Schürze. „Das ist was Seltsames, daß sich der Vetter einmal anschauen laßt.

Wie es geht, wird man wohl nicht erst fragen dürfen; gewiß recht gut. Da ist etwas zu essen und zu trinken."

Damit deutete sie auf den Brotlaib und den Krug, die auf den Tisch hingetan worden waren.

„Ist mir gleich recht," sagte der Mann, lehnte den Stock an die Wand und legte den grünen Gebirgshut neben sich auf die Bank. „Bauernbrot schmeckt allemal, und schon gar im Heimatshaus."

„Ist's einmal gewesen," sagte die Hausfrau. „Nur ein groß Stück abschneiden, für unterwegs auch eins. Wir können leider Gottes niemand über Nacht behalten, es ist kein Platz."

Der Florian aß und trank tapfer drauflos.

„Hab' doch wieder einmal schauen müssen, wie es hergeht in Staggeldorf," sagte er.

„Hat sich halt viel verändert," antwortete die Hausfrau. „Schlechte Zeiten."

„Wer Lust zum Arbeiten hat, bei dem geht's nothalber," redete ein anderer Verwandter drein. „Übrig hat keiner was. Jeder muß auf sich selber schauen."

„So ist's," sagte der Fremde und trank.

„Der Weg wird eh noch bekannt sein, hinüber nach Buchberg," bemerkte die Hausfrau vorsorglich, „sonst soll ein Knecht mitgehen."

„Dank' schön, Frau Muhm, ich kenn' mich schon aus," antwortete der Florian. „Will mich aber etliche Tage aufhalten in der Gegend."

Auf diese Eröffnung waren sie ein Weilchen still, dann trat der Hausvater vor, der bisher schweigsam seine Würde bewahrt hatte. Der trat zum Tische hin und sagte leise und mit ruhiger Gewichtigkeit zum Florian: „Der Vetter sieht's, wir wissen, was Christenpflicht ist. Aber dableiben, das wird

sich nicht machen lassen. Im Stall auf dem Heu darf niemand schlafen, seit Schardorf abgebrannt ist. Halten streng drauf und gehen auch immer die Standarn um, da bei uns."

Das letzte Wort war mit einem vielsagenden Blicke gesprochen.

„Unser neuer Bezirkshauptmann ist scharf!" sprach die Hausfrau. „Alles, was so herumgehen tut, will er gleich einstecken."

„Ich glaub', er fahrt gerade vorüber!" flüsterte die Haustochter und blickte auf die Straße hinaus.

„Wer?"

„Der Herr Bezirkshauptmann. Es kommt eine Herrschaftskalesch mit zwei Rappen."

„Wird mein Wagen sein," sagte der Florian. „Ich bin ihm vorausgegangen, den Berg herauf über den Fußsteig."

Die Gesellschaft schaute sich gegenseitig an. Sein Wagen? — des Florian Wagen? — Manches Gesicht war etwas verworren, manches ganz dumm.

„Ich wollte," sagte der Florian, „mein Vaterhaus wieder einmal sehen. Wenn's einem anderswo auch gut geht, man vergißt doch nicht so leicht drauf. Auf dem Kirchhof vorhin. Mein Vater hat kein Kreuzl und kein Steindl. — 's ist viel anders geworden, nur die drei Bäume dort auf dem Bergrücken, wo ich mit dem Vater oft gewesen bin, die stehen, wie sie vor Zeit gestanden — sind nicht größer geworden und sind nicht kleiner geworden. — Ja, so will ich halt ein bissel umherschauen, nachher fahr' ich wieder. Dirndl, kleins, geh' sei so gut, sag's dem Kutscher, er soll nicht ausspannen, ich fahr' bald wieder davon. Soll noch in den Gressingerwald hinüber, den will ich kaufen; tu' nämlich holzhandeln. — Was bin ich schuldig fürs Vesperbrot?"

Jetzt klangen andere Pfeifen. Um Gottes willen, der Herr Vetter! was ihm einfalle? Das mundvoll Brot zahlen! Er würde doch den Bissen Gottesgab' nicht verschmähen. Ein Pfandel Eierspeis wär' den Augenblick fertig. Mein Gott, es sei ja eine Freud' und Ehr'! Oft und oft habe man gesprochen vom Herrn Vetter Florian, wie es ihm denn gehen mag? Ob er denn gar nimmer heimkommt! Er weiß ja doch, wie gern er aufgenommen ist!

Unglaublich, wie schön sich die Herzen schlichter Menschen ändern können.

Die einen suchten schicksame Übergänge von dem abweisenden Verhalten auf den herzlichen Willkomm; die anderen enthoben sich dieser Mühe und taten, als sei das frühere gar nicht vorgefallen.

Der Florian machte ein munteres Gesicht, und mit diesem schaute er jetzt um sich. „Ihr seid eine nette Gesellschaft!" sagte er. „Wenn es bloß Spaß gewesen wäre, das mit dem Wagen! Wenn ich doch noch der arme Teufel wäre! Wie kämet ihr nur gleich wieder zurück auf die schlechten Zeiten und daß auf dem Heu liegen verboten sei! Oh, erschreckt nicht, ihr guten, barmherzigen Seelen! Ich bin wirklich ein ganz anständiger Vetter, nämlich ein wohlhabender Mann, der seine lieben Verwandten einmal besucht. Ich habe sehr brave Blutsverwandte, ich bin stolz auf meine Blutsverwandten! Meines Vaters Schwester, die jetzt auf meinem Heimatsanwesen sitzt als umsichtige Hausfrau, hätte den Schlingel von Vetter, wenn er elend und müde gewesen wäre, zwar des Abends davongejagt, so tugendsam ist sie, aber den reichen Holzhändler nimmt sie mit großen Ehren auf. Ist eine sehr brave Frau. Die anderen Vettern und Muhmen sind auch sehr ehrenwert. Ich habe sie überaus lieb, meine Verwandten, und oft habe ich mir

gedacht, wenn ich einmal heirate, weit aus der Freundschaft springe ich nicht. Zwar bin ich eigentlich nur hergekommen, um dieses alte Haus und meiner Eltern Grab wieder einmal zu sehen, und die lieben Vettern und Muhmen da herum sind mir allzeit Wurst gewesen, ich bin nämlich ein undankbarer Mensch, denn sie haben es mir immer sehr gut gemeint. Haben mich ledig gemacht von den Haussorgen und daß ich die schöne Welt kunnt sehen. Aber der Kleinen da — wie heißest du denn? Baberl heißest du! brav! — Der kleinen Baberl muß ich doch ein Gröschel geben. Kannst dir eine Semmel davon kaufen, wenn du dein Lebtag einmal hungrig werden solltest. Seh, pack an! — Und jetzt behüt euch Gott, ihr herzlieben Vettern und Muhmen und bleibet gesund beisamm!"

So der Florian, dann stülpte er den Hut auf, zwickte den Stock unter den Arm, steckte die Hände in den Sack und ging zur Tür hinaus. Draußen machte ihm der Kutscher den Wagenschlag auf, er setzte sich hinein, blickte noch einmal in der Runde umher und fuhr davon.

Das Gröschel, welches er der Baberl geschenkt, war von jener Gattung, die man Dukaten nennt. Die Blutsverwandten schlugen ihre Hände zusammen. „Der Geldprotz! Der Hochmutsteufel! Der Holzwurm!" So ging es nun von neuem an. Die erwachsene Haustochter schwieg. Ihr war so ach und weh. Was wäre das für ein Vetter! Sie hat seine Finger betrachtet; ein Siegelring, sonst nichts Verdächtiges. Weit aus der Freundschaft springt er nicht, hat er gesagt . . .

Der Abend desselben Sonntags ist höchst öde verlaufen im Hechelhofe. Natürlich, wenn ein so liebwerter Vetter davongeht! —

Zehn Jahre später wurde der Hechelhof vergantet. Die

Bewohner desselben hatten sich durch ihr Lästern und Ehrabschneiden und Ohrenblasen und Tratschen so unbeliebt gemacht im Dorfe, daß sie vereinsamten und ihrer Wirtschaft die Lebensadern unterbunden wurden. Jetzt verlästerten sie auch sich selber, denn sie waren fertig. Den Hechelhof erstand der Florian. Er ließ nichts merken von dem, was einst zwischen ihm und seinen Verwandten vorgefallen, er lud die alternde Muhme mit ihrem Manne ein, in einer Nebenstube des Hauses zu verbleiben. Ihr böses Gewissen und ihr Neid gestatteten es nicht, den Vorschlag des Vetters anzunehmen. Sie zogen fort und stromerten als Bettelleute im Lande umher, bis sie endlich verschwanden.

Die „Haustochter" Hanne ist eine alte „Tant'" geworden. Ob sie als solche das Leutausrichten aufgegeben, ist nicht Glaubensartikel.

Der Quartallump.

Der Proſt am Berg bekam alle Jahre drei= oder gar viermal die Gelbſucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Kirch=tagskerzeln zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und dieſe Gelbſucht bekam er vom Knecht. Vom Alt=knecht, dem Damian. Und warum? — Es iſt eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler ſetzen wollte, dem Damian müßte man aus Marmelſtein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument ſetzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreſch=flegel und Miſtgabel, und mitten drin der Mann mit dem borſtigen Haar und mit der kurzen Stülpnaſe.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Proſthofe, ſeit fünfundzwanzig Jahren nahm ſich der Proſt am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, ſeit fünfundzwanzig Jahren ſagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder beieinander!“ und ſeit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbſucht gehabt aus Ärger über dieſen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erſte auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feierabend zu ihm ſagte: „Gelt, Dami, du wirſt müd' ſein und mir heut' nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl' her=

auftragen?" so antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?" Wenn am Feiertag der Prost sagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuschober unter Dach hätten!" so antwortete der Knecht: „Na wart', das Schöberl werden wir bald drin haben!" und ging flink mit der Heukränze. Wenn das übrige Gesinde beim Freitagstisch sich manchmal ungebührlich verwunderte über die wässerige Milch oder über den mageren Sterz, so meinte der Damian: „Meine lieben Leut', der Freitag ist kein Faßtag und kein Fraßtag, sondern ein Fasttag." Das war eines der witzigsten Worte, die der Altknecht je ausgesprochen, deshalb wiederholte er es auch fast an jedem Freitage, oder wenigstens, so oft die übrigen Knechte brummten über die schmale Fasttagskost. Beim Prost ist es, wie überall im Oberlande, der Brauch, daß der Bauer im Herbste seinen Dienstboten ein neues Lodengewand gibt. Wenn der knauserige Prost sich dann auf seine Handwerker ausredete: „Mußt es schon gut sein lassen, Dami. Der Weber hat unversehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke just das garnige Stück derwischt!" so antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid tut, so wird's es auswendig bei der Jacken auch tun. Ich rait's nit heikel." Und wenn der Prost zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau schlecht gewesen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, so sagte der Damian: „Gibst mir halt meine Sach, sobald du kannst, Bauer. Wenn ich's brauch', werd' ich's schon sagen." Und das beste dabei war, daß er sein Geld überhaupt nicht zu brauchen schien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottes-

dienste am Dorfwirtshause vorbei, so hastig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang sah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Prost am Berg gab es nur Wasserkrüge.

Und nun fragst du: Wie kann man bei einem so unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbsucht kriegen? — Ich habe gesagt, daß der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas sah. Sachverständigen wird diese Wendung gleich verdächtig vorgekommen sein. Und warum das *hastige* Vorbeieilen am Wirtshause und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer schuldig ist und keine Zeche, der kann wohl auch langsam gehen. — Und so muß es endlich eingestanden werden, wo der Haken saß. Im Wirtshause saß er, und wenn sich der Damian einmal ganz unversehens hinsetzte, blieb er dran hängen. War es, daß er eines Sonntags auf dem Kirchweg lustige Gesellschaft traf, der er sich anschloß zum Traubenwirt, war es, daß er vom Regen überrascht ins Haus trat und die innere Nässe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, daß der Damian in der Tat einen dämonischen Durst bekam, den, wie die Liebe, kein Wasser löschen kann auf Erden — kurz und schlecht, der Knecht huschte eines Tages ins Wirtshaus. Er setzte sich zuerst allemal an die Tischecke zunächst der Tür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an der Tür und ging zum vorderen Tisch, wo man an der Wand bequemer sitzt. Er saß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, schob er es mit der Fingerspitze sachte über den Tisch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal laßt mir noch rinnen!“ Und

wenn es wieder leer war, schüttelte der Damian langsam den Kopf und murmelte: „Weil das Faß im Keller schon einmal angegänzt ist! Im halbleeren Faß wird der Wein gern kamig (schimmelig). Wär' schad' drum.“ Und er schob das Glas über den Tisch hin. Wenn die Zechgenossen fortgegangen waren, saß der Altknecht des Prost am Berge noch fest im Tischwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er sich ein Schüßlein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein bissel eingerichtet werde“. Der Traubenwirt brachte um diese Zeit stets eine Stallaterne, zündete darin die Kerze an, stellte sie auf den Tisch: „So, Dami, daß du zum Heimgehen siehst. Es ist stockfinster draußen.“

„So!“ antwortete der Damian. „So viel finster, sagst? Da kunnt ich gar noch deine Latern' zusamm'schlagen! 's wird am gescheitesten sein, ich leg' mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei ist, wird's eh wieder licht. Nachher ist's gut heimgehen. Und von wegen der Bettschwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel.“

So am ersten Abend. Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, der Damian sich kreistend von seiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, daß ein blauer Montag war. Er ging hinaus zum Brunnen, wusch sich das Gesicht und trank Wasser. „Pfui Teuxel!“ sagte er darauf. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in seinem Tischwinkel saß, fest und zielbewußt, wie der Handwerker sich zum Wochenanfang in seine Werkstatt setzt, schlich ihn der Wirt an und tat den Mund auf zu dem geschmeidigen Worte: „Damian, wie steht's denn mit deinen Kreuzerlein?“

Zog der Altknecht seinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, stülpte ihn auf den Tisch und sagte:

„Mit meinen Kreuzerlein steht's schlecht, wie du siehst." Denn es waren lauter Silberzwanziger. So tat der Wirt wieder einschenken.

Und ähnlich ging es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian saß bei seinem Weinglase, stopfte sich manchmal eine Pfeife Tabak, tat manchmal mit dem Wirte ein Kartenspielchen, oder legte seine Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht besoffen, er war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Im Laufe der Zeit jedoch gestalteten sich die Dinge so, daß der Dami an den Traubenwirt bescheiden die Anfrage stellte, ob er für die Zechschuld nötigenfalls auch ein Taschenmesser nehme, mit Pfeifenstierer, Hirschhorngriff und Kapfenbergerstahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuse? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einschenken zu lassen.

„Du bist nit gescheit, Herr Vater!" sagte der Dami. „Schau, du hast zuviel Wein im Keller, er wird dir sauer, er wird dir schimmelig. Ich hab' zuviel Gewand am Leib. Wenn der Mensch ein Barchentwestel anhat, so braucht er keine Jacken. Ist eh so viel schön warm in der Stuben. Wie oft willst mir einschenken lassen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck' hat er, kannst allerhand einstecken, auch eine große Brieftaschen, wenn du hast. Schau dir ihn um und um an!" Und er langte die schwere Jacke vom Nagel.

„Ja, ist schon recht, Dami," sagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern spricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg' ihn nur an, deinen Rock, und geh' heim."

Aber der gute Dami blieb sitzen. Und der Unterschied

zwischen Tag und Nacht bestand bei ihm darin, daß er bei Tage am Tische saß, und bei Nacht neben ihm auf der Bank lag. Und ganz verdursten läßt der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert ist.

Der Prost am Berg hatte tagelang gewartet auf seinen Altknecht, und dabei wurde seine Hautfarbe sachte gelb und gelber. Endlich ging er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tisch, wo der Dami seinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glase war noch ein wässeriges Restchen, an dem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher schlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock so stark auf den Tisch, daß der Dami emporschnellte und verwirrt um sich glotzte.

„Von Rechts wegen gehört der Stecken wo anders hin!“ rief der Prost, „alter Lump! Schamst dich nit?“

„Gotterl!“ murmelte der Knecht, schaute ihn zutraulich an und rülpste. „Mein Bauer ist's. Derschrocken bin ich aber! Gemeint, sieben Faßreifen wären auf einmal abgesprungen — so ein Schnalzer! — Geh', Bauer, setz' dich her!“ Dabei rückte er so eng in den Winkel hinein, daß drei Proste Platz gehabt hätten neben seiner, während sich nicht einmal der eine hinsetzen wollte.

„Meiner Seel!“ sagte der Dami wohlgemut, „jetzt zahl' ich extra noch eine Maß! Meinen Bauern, den hab' ich gern. Sitz' ich schon sonst bei deinem Tisch, so sollst du heut' einmal bei meinem sitzen. Keinen Kreuzer kosten tut's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet mit-

einander, so wollen wir auch einmal miteinander lustig sein. Geh' her!"

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung schier gelassen, inwendig voller Galle: „Das Heu ist dürr! Das Korn ist zu schneiden! Und das Faultier sumpft die ganze geschlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit auf der Stell' mit heimgehst, so werde ich dir eine Leibgarde schicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörst. Verstehst?"

Fing der Dami an zu schluchzen: „Schandarm! — Bauer, schau, du wirst mir nit viel Ungutes nachsagen können! Und jetzt so hart sein auf mich!"

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Prost am Berg! Wie er dich so schön einladet, daß du ein bissel sollst niedersitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit dem Schandarmen — gelt, Dami!" Und das sagte sie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehst mit!"

Der Dami hieb die Faust auf den Tisch: „Nachher geh' ich mit!" Und rülpste.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und setzte sich an den Tisch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengesetzte Ecke. Die Kellnerin ging in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfassel: Den Prost nageln wir an. Der hat Geld, der soll nachher auch die Zeche für seinen Knecht zahlen."

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfassel einen ganz besonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu schneiden, aber als der Abend dämmerte, saß der Prost noch beim Wirtshaustisch, tat Karten spielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Tasche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden

vom Wirtshaustische aufstand, war das Geld weg, vertrunken und verspielt, und der Prost am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs gesagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn es war finster. Jetzt beim Steibel-Schnegg schlief schon alles, er pochte an der Tür, und während des Wartens auf das Aufmachen schlief auch er ein auf dem Türpfosten.

In der nächsten taukühlen Frühe, als die Morgenröte so lieblich aufging und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblaßten, rieb sich der Dami die Augen und rief begeistert aus: „Das ist wieder ein Tag zum Schuldenmachen!“ Ging sachte hinüber in die Tafernschenke und begehrte ein „Stamperl Zweschbengeist“.

Nachdem der Prost ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachsenes derselben Gattung bezeichnet worden war von seinem Weibe, da zeigte sich die gelbe Farbe seines Gesichtes noch um einige Grade gesättigter, höllisch übel war ihm, und der Bader sagte, die Gelbsucht wär's.

So kam es, und so ähnlich wiederholte es sich; der sonst so sittsame Dami blieb eines Tages im Wirtshause sitzen, der Bauer ging hin ihn zu holen, setzte sich hin, und blieb auch sitzen. Dann kam einmal des Prost Söhnlein nach, um zu sehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch sitzen. Endlich kam die Prostbäuerin selber und die setzte sich nicht. Mit flammendem Besen trieb sie die Sünder aus dem Paradiese und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegespons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami ging hierauf wieder an seine Arbeit, anfangs

zwar ein bißchen schläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald frisch und munter. Dann war er wieder der Musterknecht, wie es zwischen dem Dachstein und der Sann kaum einen zweiten mehr gibt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein schrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger ist Mihr 7½ maß Wein schuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallst mus ich den Nodarn ibergebn. Achtungsfohl

Christian Mengler,
Traubenwirt",

so ließ der Damian dem gestrengen Gläubiger antworten: „Geh' zu meinem Bauern, der soll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an." — Dann nahm sich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderes Mal nicht mehr so Dummheiten zu machen. Aber wie sich schon alles wiederholt auf dieser kreisenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernseele der Hochschwung abgelaufen war bei der staubigen Arbeit auf dem Hofe, dann ging er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin sitzen, war nicht nüchtern, war nicht besoffen, war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Von einem eiligen Jäger.

Aus dem Pfarrhofe trat der Jäger. In schmucker Alpentracht, das Gewehr über der Achsel, so schritt er die Kirchgasse entlang. Mit seinem jugendlich frischen, wohlgerundeten und geröteten Gesichte (erst noch hatte er sich mit einem Glase Wein geatzt) blickte er munter um sich und pfiff dem Hunde. Dieser, ein fuchsbraunes hochbeiniges Tier, lief herbei, hinweg und wieder herbei und war voller Lust; er wußte es ja, heute geht's zu den Rebhühnern. Die Rebhühner, das war ein Spaß!

Aber als Jäger und Hund so munter dahineilten, begegnete ihnen draußen beim Dorfkreuze ein altes Weib. Nun ist unser Jäger zwar nicht abergläubisch, und bei der Jagd auf Niederflugwild konnte es nicht so leicht mißlingen; allein das alte Weib hatte ein kleines Kind bei sich — und das war das Malheur. Hinter dem Weibe schlappte ein alter Mann daher in der Sonntagstracht eines Holzhauers; als dieser nun den Jäger herangehen sah, riß er seinen Spitzhut vom Kopfe und trat hin, um ihm die Hand zu küssen.

„Schon gut, schon gut, Matthias!" wehrte der Jäger ab und wollte rasch weiter. Allein der Alte trippelte ihm ein paar Schritte nach. „Ein großes Gebitt, hochwürdiger Herr, da hätten wir halt was Junges, natürlicherweis', und das tät' bitten um die heilige Taufe."

Blieb der Jäger freilich stehen und fragte etwas unwirsch: „Ein kleines Kind? Von wem denn schon wieder?"

„Ah, nichts," meinte der Holzknecht. „Diesmal ist es nichts Unrechtes, hochwürdiger Herr Kaplan. Von der Moschbeer-Liesel, ist eh verheiratet, natürlicherweis'. Heut' bei der Nacht ist's angeruckt, das Kleine, und ein bissel schwacherlad, daß es ehzeit gut wär' mit dem geweihten Wasser. Und ich wär' halt der Göd, natürlicherweis'."

Hol's der Kuckuck! Geht zum Pfarrer! — Bewahre, gesagt hat er's nicht, der schmucke Jägersmann, denn der Pfarrer war schon sehr alt und gebrechlich. Was bleibt übrig?

„Na, so macht's schnell!" rief der Jäger, sich umwendend. „Hätt's auch einen anderen Tag wählen dürfen. Warten werden sie nicht auf mich, oben auf der Haselau. So lauft schnell hinüber, Matthias, daß der Meßner komme, aber sputet euch. — Pst, da komm' her, Waldmann!" Damit pfiff er den fortgelaufenen Hund zurück, mit dem er sich, dem Kindsweibe vorauseilend, auf dem Wege zur Kirche mit „Aufwarten" und „Aporteltragen" unterhielt. Das Weib murmelte, um sich für die heilige Handlung vorzubereiten, Gebete, und schaukelte das Kleine, so oft es sich regte.

Der Matthias kam zurück: „Der Meßner ist unten auf der Wiese bei der Teicharbeit, natürlicherweis', und wird bald da sein."

Ließ auch in der Tat nicht lange auf sich warten, der Meßner, doch weil er über und über voller Schlamm war, so wollte er sich eilends in „was Besseres stecken". „Ei, geh' Meßner, mach' keine Geschichten, ist so auch gut," sagte der Kaplan. „Eile nur gleich in die Sakristei um die

Sachen, daß wir bald fertig sind. — Pst, Waldmann, da komm' her!"

Der Meßner mußte nun aber erst einen Knaben um den Kirchenschlüssel schicken, und während dieser Zeit wurde der Kaplan immer ungeduldiger, spielte mit dem bellenden Hund, spielte mit dem Hahn seines Gewehres, blickte ein ums andere Mal auf die Taschenuhr und fragte den Matthias, ob es im Schliergraben drin dies Jahr viele Rehe und Hirsche gebe?

„Nicht gar viel. Überall Wildschützen, natürlicherweis'."

Endlich war der Schlüssel da, der Kaplan warf über den grauen Steirerrock rasch das weiße Chorhemd und die Stola, begann vor der Kirche die üblichen Zeremonien, wobei der Waldmann, fortwährend vor Ungeduld winselnd, an seinem Herrn emporsprang, erteilte dann in der Kirche ohne Umständlichkeit die Taufe, nach welcher er die kirchliche Gewandung rasch hinwarf, den grünen Hut aufsetzte, das Gewehr umhing, sogar die Frage des Matthias „von wegen der Schuldigkeit" überhörte, dem Waldmann pfiff und davoneilte.

Der Matthias und die alte Frau standen da, blickten einander an und schauten ganz betroffen auf das Kind. Das war schnell gegangen. Getauft war es worden, das hatten sie gesehen, aber Namen? In der Eile war auf den Namen vergessen worden — natürlicherweis'.

„Da gehört ein guter Glauben dazu," sagte das Weib, „ich hab' schon viele Sachen gesehen, aber so was nicht. Jetzt frag' ich, für was, wenn der Mensch nachher noch keinen Namen hat!"

„Ich denk', wir bessern nach," meinte der alte Matthias und wollte mit Beihilfe des Meßners die Taufe wieder-

holen. Da erschien der alte Pfarrer. Er ging in seiner Kutte, gebückt an einem Stocke, er hatte weißes Haar.

„Ah, das ist gescheit, daß der Herr Pfarrer selber kommt!“ Mit diesen Worten hastete der alte Holzknecht auf ihn zu und küßte ihm die Hand. „Unser Bübel da, na, nicht unseres, weil ich nur der Göd bin. Nachgeholfen wird noch einmal müssen werden, natürlicherweis'.“

Der Pfarrer hatte früher, soviel von seinem Fenster aus zu sehen war, den Vorgang beobachtet, und nun sagte er: „Na, Leuteln, jetzt geht nur in Gottes Namen wieder nach Hause.“

„Ist alles recht, Hochwürden, und wenn ich weiß, daß er's so gut kann und deswegen so geschwind ist gewesen, so wird's ja halten. Ich muß halt reden drum, ich bin der Göd, natürlicherweis'.“

„Freilich hält es, Matthias, seid vollkommen ruhig, die Taufe hat ihre Richtigkeit.“

„Aber das Kleine hat frei gar keinen Namen! In der Geschwindigkeit haben wir alle darauf vergessen. Oder sollten wir's überhört haben! Hansel soll er heißen, natürlicherweis', und wie stellen wir das jetzt an?“

Da blieb dem würdigen Priester freilich nichts übrig, als die schon erteilte Taufe für eine Art von Nottaufe zu erklären und nun die heilige Handlung nochmals vorzunehmen. Sie fiel zur vollsten Zufriedenheit der beiden Leute aus, auch der Täufling hatte weiter nichts einzuwenden. Die drei zogen in ein Wirtshaus und taten sich dort gütlich — die zwei Großen mit der Milch der Alten — dem Weine, das Kleine mit dem Wein der Jungen — der Milch.

Auf den Wein der Jungen schlummerte das Kleine ein, auf die Milch der Alten wurden diese so übermütig,

daß der Matthias dem Weiblein einen Heiratsantrag machte. Natürlich war es nur Spaß; allein Heiratsanträge sind auch bei den Jungen selten ernst gemeint. Sie lachten und tranken, und als es endlich zum Heimgehen wurde, war das Kind nicht da. Die Bank, wohin das Weib es gelegt hatte, war leer, und das Kind war fort. Einen kreischenden Schrei stieß die Alte aus, da lachte der Wirt schon und brachte das Kleine hinter dem Ofenwinkel hervor; er hätte gedacht, wenn sie heiraten wollten, brauchten sie keine fremden Kinder.

Der Matthias atmete nach dem Schreck schwer auf und sagte: „Wir hätten weiter Ursache, über den geistlichen Herrn loszuziehen! Wo wir selber noch viel schlechter sind, natürlicherweis'. Er hat in der Geschwindigkeit auf das bissel Namen vergessen, wir haben auf das ganze Kind vergessen. Lumpige Wirtschaft das! Gehen wir, Alte!"

Na, dann haben sie das Kleine hoffentlich wohl glücklich heimgebracht.

Der alte Pfarrer hatte sich in seinen Pfarrhof zurückgezogen, war schweigsam den ganzen Tag, stieß seinen Stock manchmal derb auf den Boden und wartete.

Gegen Abend kam der Jäger heim. Als sie zusammenkamen, ins Speisezimmer, zum Abendbrote, fragte der Pfarrer so ganz ruhig hin: „Was geschossen?"

„Zwei Rebhühner."

„Sie sind halt ein bißchen zu spät gekommen!"

„Man war schon dabei."

„Es war ein kleines unvorhergesehenes Hindernis — bedauerlicherweise," sagte der Pfarrer in etwas singendem Tone. Au! dachte sich der Kaplan, das pfeift aus einem unguten Loch.

„Sie haben unterwegs eine Taufe besorgt," sagte der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer, ich hab' — ich war . . ."

„Haben Sie sie schon ins Taufbuch eingetragen?"

„Ich will eben . . ."

„Ist's ein Knabe?"

„Das — weiß ich wahrhaftig nicht."

„Und der Name?"

Jetzt erschrak der Kaplan.

Der Greis stellte sich, den Stock mit ausgestrecktem Arm in den Boden stemmend, vor den jungen Geistlichen und sprach, die ersten Worte weich, die letzten herb betonend: „Am vergangenen Sonntag haben Sie eine Predigt gehalten über die Heiligkeit der Sakramente. Sie haben geeifert über die Unehrerbietigkeit, die man den Sakramenten häufig entgegenbringt. Sie haben heute ein hübsches Beispiel dafür geliefert. Sie scheinen auch nur Priester geworden zu sein der Versorgung wegen. Sie wollten nicht; nur Ihren Eltern zuliebe, ich weiß es. Da haben wir's jetzt. Kugelschieben, Kartenspielen, mit der Büchse ausgehen! Auf der Kanzel so strenge und im Leben so weltlich! Ja, ja, ich weiß es, Sie sind nicht der einzige, der es so hält. Und dann wundert man sich, daß die Leute der Geistlichkeit und der Kirche den Rücken kehren. Und wir anderen müssen mitbüßen; wenn einer, zwei leichtsinnig sind, so heißt's gleich: die Geistlichkeit ist nichts nutz! In schönen Worten predigen, das hilft nichts, mein Lieber. Wenn Sie nicht mit guten Beispielen predigen, dann wird Ihnen die Tonsur zum Brandmal werden. Merken Sie sich das. Gehen Sie!"

Diese kleine Geschichte ist aufgeschrieben, wie sie erzählt wurde. Sie mag wohl so zu erklären sein, daß der alte

Matthias nicht recht bei Sinnen war, natürlicherweis', und die Sache ganz anders vorgebracht hat, als sie sich verhielt.

„Verhalten" muß sich allerdings etwas haben, denn der junge Mann wurde plötzlich befördert. Ob hinter die grauen Mauern eines Korrektionshauses, ob in den grünen Wald zu den Hasen und Wildhühnern, das ist nicht bekannt. Hoffen wir das letztere.

Sein Nachfolger im Dorfe ist ein gewissenhafter Priester, ein freundlicher Mensch; und solche Herren — meint der alte Matthias mit uns übereinstimmend — müsse man wohl hoch in Ehren halten — natürlicherweis'.

Der Sonntagsschütz.

Da lag er im Bette, auf das die Sonne hereinschien, und betrachtete schmunzelnd das schwarze Kreuz auf der blauen Decke.

Wenn der Mensch abergläubisch wär'! So ein schwarzes Kreuz da — just wie auf Bahrtüchern, nur schmälere Streifen, weil die Fenstergatter eben nicht dicker sind.

Ein Schattenkreuz läßt sich für allerlei deuten, da muß der Mensch nicht gleich allemal ans Sterben denken. Treff' ich den Rehbock am Kreuz, so bricht er ein. Fällt mir im Spiel das Kreuz-Aß in die Hand, so steche ich. Und halst mich ein Dirndl übers Kreuz, so ist das auch kein Unglück.

Wer ist's denn, der schon frühmorgens im Bett so wunderlich simuliert?

Der Prestl, der Jungknecht im Hollershof ist's, der leibhaftige Übermut, und heute schon gar — heute am Sonntag. Jetzt wirft er die Decke fußüber hin, als wollte er das schwarze Kreuz von sich schleudern, aber dieses liegt jetzt auf der weißen Pfaid.

Da ist schon wieder was Verkehrtes, denkt der Prestl in seiner Schalkhaftigkeit, auf der Nettelbirn ihrer Hüll' (Decke) wird jetzt gewiß kein Kreuz liegen, weil ihr Fenster kein Gatter hat. — Jetzt ist's schon sieben Wochen, seit wir das eiserne Gatter dort aus dem Loch gehoben und hier eingesetzt haben, daß sie aus dem Hollershof den Jungknecht nicht stehlen, wenn er's nicht selber tut — und der Bauer hat's immer noch nicht bemerkt.

Plötzlich wurde in der Sonnentafel, die das Fenster aufs

Bett legte, aus dem Kreuzbilde eine schwarze Scheibe, denn durchs Fenster schaute der Kopf der Netteldirn herein.

Ob denn die Kirche heute zu ihm komme? war die Frage, da er um Stund' acht noch nichts dergleichen tue zu ihr zu gehen.

„Wenn sie mir was will," antwortete der Prestl, „sie weiß, wo sie mich findet."

„Ja, im Bett," sagte das Mädel, „ich geh' halt voraus und verhoff's, du passest mir nach dem Amt beim Bäckenkramerstandl auf und führst mich zum Tanz."

Da war sie fort. Und der Bursche hub, während er sich langsam anzog, mit sich selber ein Gespräch an. „Ja freilich," sagte er, „das ginge mir ab — ja freilich. Heute haben wir was anderes zu tun, meine liebe Nettelдirn, als dich zum Tanz zu führen. Fürs erste" — er tat sein Rauchzeug hervor — „stopfen wir uns eine an. Nachher tun wir uns über die Grießsuppen her, wenn die Kirchleute wohl eine übriggelassen haben. Haben sie s' alle g'schledert (aufgegessen), auch gut, suchen den Branntweinplutzer herfür. Nachher gehen wir Gott loben; wir machen's ganz, wie die Neuchristen, von denen der Steuereinnehmer einer ist, der seinen Gottesdienst im grünen Walde hält. Wo die Geschöpf' sind — der Baum, der Fuchs — der Rehbock. Heute steht er mir, das weiß ich, der Bock, und der Jäger Matthias ist zum Glück noch einer von den Altchristen. Geht ihn zwar weiter nichts an, das Dankamt für's fruchtbare Jahr, so wenig wie mich; unser Acker ist das Hirsch- und das Rehfell, in das wir Bohnen säen, der ganze Unterschied zwischen uns ist der, daß er Jäger heißt und ich Wildschütz. Jetzt ist der Teufel auseinander."

Der Teufel, der auseinander war, das war der Schuhriemen, den er bei dem Durchziehen entzweigerissen hatte.

„Das ist kein Hundshäutener!" brummte er; „der Gürtler schmiert Leut' an, der Krämer, der Mühlner, der Wirt und alles schmiert Leut' an, nur unsereins soll den Narren machen und ehrlich sein. Und Gottigkeit (sozusagen) tu' ich's nicht einmal des Leutanschmierens wegen, wenn ich mir den Bock nehm'; der Wirt braucht Wildbret und ich brauche Geld. Ja, Nettel dirn, und nach dem Amt werd' ich dir beim Bäckenstandl aufpassen und dich zum Tanz führen! Das wird just so sein. Just so. Als ob ich g'rad wegen deiner auf der Welt wäre! Wir werden es ganz gut machen, wenn du dich wieder einmal willst anhängen. Nettel, werden wir sagen, was sollst in deiner Jungheit an einem kleben bleiben; von einer Schönen wollen andere auch was haben. Der Bäckerjung' stellt dir schon lang' nach, der braucht eine zum Heiraten, weil er ein eigenes Geschäft anhebt — ich will deinem Glück nicht im Wege stehen. Was kann sie drauf sagen? Daß ich gutherzig nachgebe, wo andere raufen! — Leicht, Prestl, leicht raufen wir heut' nach der Vesper auch noch um eine, der Wirt ist schon mitgespielt und ich nehm' dem Schmied-Franz die Dirn weg — die rothaarig' Thresel. Das ist ein Brocken! — Auf das wird der Tag wohl vorbei sein."

Die Tagesordnung war gemacht, der junge Kerl stak im Sonntagsgewand — und jetzt kann's vorangehen.

Als er bei dem rückwärtigen Türl aus dem Hause tritt, könnte man sich nur verwundern, daß er ein so schweres Gebetbuch im Sacke trägt. Es zieht die graue Jacke nach einer Seite stark hinab. Der Bursche legt auswendig den Arm drüber hin, daß es nicht schlenkern kann, und eilt durch den Hohlweg gegen den Wald hinan. Der langen Woche harte Arbeit hat nicht eine Spur an dem Burschen zurückgelassen, so leicht und flink wie ein Seiltänzer springt

er dahin über die Steine, die das Wasser kahl geschwemmt hat, und so geräuschlos hüpft er hin, als wäre der Sand Pelzwerk und als hätten die Steine Schnellfedern.

Der alte Waldjodel torkelt mühsam auf seinen dünnen Beinen und mit einem langen Stocke des Weges herab. Der hat da oben seine Hütte; er geht in die Kirche und gedenkt der Freuden, die nach dem Gottesdienst sein könnten, wenn man einen Sechser in der Tasche hätte. In seinem mageren Gesichte, aus dem der weiße Bart hervorsticht, hat er das Pfeifl stecken, er raucht den ganzen Tag, der alte Jodel, aber kalt — dazu braucht man keinen Tabak und es kommt nur auf die Gewohnheit an. Jetzt zieht er die Pfeife aus dem Mund, und mit wackelndem Kopf sagt er zum Prestl: „Schenk' mir was!"

Der Bursche schenkt ihm eine Lüge, er müsse heute in die Roßhald' hinauf, es sei — habe der Halter sagen lassen — der Braune krumm geworden.

Er stieg an. Der alte Jodel schüttelte sein Haupt: „Heut' ist schon wieder ein Unglückstag. Auf dem Wege kriegt man nichts und zum Betteln vor der Kirchentür kommt man zu spat. Jessas und Jesseles, wenn ich so jung wär' und laufen kunnt, wie der da, ich wollt' mir eins zusammenbetteln beim sommerlangen Tag!" Und torkelt seines Weges weiter.

Der Prestl stand endlich oben auf der Hochblöße, wo sonst kein Mensch mehr war, wo ihm der strotzige Baumschlag das Tal verdeckte, wo er die fernen Berge nur über die Wipfel hereinblinken gesehen, wenn er dafür einen Blick gehabt hätte. Er stand gekrümmt und schaute auf den Erdboden und ins Gekräute nach Spuren und lugte in das nahe Dickicht hinein und horchte. Es war still, nur ein leises Summen ging, wie wenn Hummeln flögen. Unten

im Dorfe läuteten sie zum Hochamt. Der Prestl denkt: Da kommt er mir, er kann nicht weit sein. Dann zog er's denn hervor, sein Gebetbuch, und steckte es zusammen, Schaft zum Rohr, und ließ aus einem messingbeschlagenen Hörnl das Pulver ins Rohr rieseln und tat eine Bleikugel nach und den Papierstöpsel mit leichtem Stoß des Ladstockes, ans Zündloch das Hütchen, somit konnte die Andacht beginnen und er stellte sich an den Anstand.

Bisweilen war im Walde ein Geräusch, als ob etwas auf dürres Reisig trete. Dann strich aber ein Lufthauch von schlechter Seite; das Tier hat eine scharfe Nase und kann um alles den Menschen nicht riechen. Der Bursche will des Luftstriches wegen just einen anderen Standplatz wählen, da sagt plötzlich einer hinter ihm: „Guten Morgen!"

Der Jäger Mathias steht da.

„Prestl," sagt er, „wirf den Stutzen weg!"

Anstatt das zu tun, fährt der Bursche mit dem Gewehr zur Wange.

Der Jäger tut's auch und schreit noch einmal: „Den Stutzen weg!"

Da knallt ein Schuß und rasch darauf der zweite.

Der Jäger eilt seitab, denn man kann nicht wissen, ob der Wildschütze nicht Genossen hat.

Der Prestl hat auch einige Sprünge gemacht, wankt nun, und auf einen Baumstock niedersinkend, röchelt er: „Jetzt hab' ich's."

Über den Schuh des rechten Fußes rieselt Blut hinab. Der Bursche reißt sich das bunte Halstuch vom Nacken und und verbindet die Wunde am Schenkel. Dabei wird ihm übel, seine Glieder zittern, kalter Schweiß steht auf seiner Stirne, vor seinen Augen ist ein graues Firmament mit kreisenden Sternen.

Nach einer Weile springt er auf und fährt durch den Wald bis zu den Feldern hinab, wo das Wetterkreuz steht und wo man das breite Tal überblickt. Dort stürzt er zusammen und aus der schlecht verbundenen Wunde rinnt das Blut.

Unten steht das Dorf mit der Kirche, wo die Glocken läuten. Über die grünen Wiesen hin bewegt sich langsam die bunte Reihe der Prozession. Manchmal weht halb verloren der Schall der Lobgesänge herauf, die sie unten dem Allmächtigen darbringen für das gesegnete Jahr.

Sie sind voller Freuden, so vermag der verwundete Wildschütze noch zu denken; sie haben Überfluß dies Jahr, haben einen lustigen Winter vor sich — und ich muß heut' sterben. — Der Braune ist krumm auf der Alm, hab' ich dem Jodel gesagt — gar sehr ist er krumm. — Daß ich heut' nach der Vesper raufen tu', das wird schier ausbleiben. Wundern werden sie sich, daß der Prestl nicht ins Wirtshaus kommt. Der hat gewiß wo ein ander Schelmenstück. Ja, freilich hat er. Ausbluten. — Ist schon recht gewesen — das mit dem Kreuz — heut' früh auf dem Bett. — Daß ich der Nettelbirn die Lieb' wollt' künden, ganz gescheit ist's. Jetzt brauche ich keine mehr. — Auch dem Schmied-Franz seine nicht. — Jetzt, wenn ich mir was wünschen kunnt — daß ich fein bei einer blieben wär', wollt' ich mir wünschen. — Morgen kann's schon umgehen im Dorf: Da oben beim Wetterkreuz ist er gelegen — maustot. — Jetzt kommen sie nach der Reih'. Jede will mich noch einmal anschau'n. — In der Totenkammer! wird's heißen. — Sein tut er's richtig, werden sie sagen und schaudern und davonlaufen — und einen Lebendigen aufsuchen. — Und keine denkt dran, daß ich ihretweg' in der Höll' bin. — Bis sie selber nachfahren. —

So sann der entkräftete Schütze halb im Wachen und halb im Träumen, bis neben ihm ein Schrei war.

„Aber so schlecht sein!“ rief die Stimme der Netteldirn, die eben von der Kirche heimkehrte, „daß du in der Kirchen kein' Andacht hast, weiß ich schon lang', aber daß du gar nicht hineingehst, ist mir was Neues. Auf Längs in der Sonn' hinliegen und faulenzen!“

„Faulenzen!“ Der Bursche tat ein Lachen, voll Wehmut, voll Hohn! Jetzt sah sie sein aschenblasses Gesicht, das Blut auf dem Rasen, jetzt sagte sie: „Prestl, was ist das?“

„Lieber wär's mir gewesen, du wärst um eine Stund' später kommen,“ sagte der Bursche. „— Ich brauch' kein Jammergeschrei.“

Sie machte auch kein's.

Die richtigen Weiber sind schon einmal so, bei klein Ding, da zetern und lärmen sie, daß man meint, der Himmel stürzt ein, und ist auf einmal ein großes Unglück da, daß oft die Männer nicht wissen, wo sie ihren Kopf haben, da vergißt manches Weib auf Klagen und Zagen und tut das Rechte und hilft und ist stark.

„Wenn's so steht!“ sagte die Netteldirn, fragte aber nicht weiter, was da geschehen. — Mit einem Riß war das Beinkleid entzweigetrennt; mit ihrem Busentuch verband sie die Wunde, nachdem sie ein blutstillendes Kraut darangelegt, lief dann zum nahen Wacholderstrauch, kam mit Beeren zurück, die sie zerrieb und ihm vor die Nase hielt und auf die Zunge legte. Das brachte die entschwindenden Lebensgeister zurück — und jetzt wollte er ihr danken und erzählen und abbitten; aber das Mädchen schlug ihre Eitelkeit und Neugierde zurück, das Heldenhafteste, was ein Weib tun kann, und gebot ihm, daß er still sei und raste.

Weil keine Möglichkeit da war, den Verwundeten in den Schatten der nahen Fichtenbäume zu bringen, und weil die Sonne so scharf niedersengte auf den fiebernden Burschen, so stellte das Mädchen aus ihrer Schürze, die sie mit zwei dürren Aststielen aufspannte, ein Schutzdach her. Auch hatte sie ihre weichgefütterte Joppe ausgezogen, dem Prestl zum Kopfkissen. Und so saß sie nun halb entkleidet neben dem schlummernden Burschen da und schaute ihn an mit einem so liebesinnigen Blick, wie sie dem Wachenden wohl in ihrem Leben nicht zeigen möchte. Wie mag das hergegangen sein? —

Oben am Waldrande schritt der Jäger Mathias dahin, er hatte zwei Gewehre umgehangen. Die Netteldirn eilte ihm zu: „Jäger, da ist einer erschlagen!"

„Ich gehe ins Dorf und will den Arzt heraufschicken," sagte der Jäger, ohne näherzukommen, „'s wird eine Kugel aus dem Bein zu ziehen sein."

Da hat sich's das Mädchen wohl zusammengereimt. Der Jäger hat geschossen. Jäger schießen — das wußte sie von ihrem Oheim, der auch Jäger gewesen — nur auf Wildschützen, und zwar, wenn sie bedroht sind. Sollte der Prestl so einer sein! So schlecht, so wild?! — Wenn man glaubt, daß beim Weibe die Liebe zu einem Manne aufhört, wenn sie erfährt, daß er schlecht ist und wild, so ist man im Irrtum.

Als der Abend kam, lag der Prestl in der Kammer des Hollershofes, in der er am Morgen gelegen. So schwarz, wie in der Sonnenfrühe das Schattenkreuz auf ihm gelegen, so schwarz lag jetzt der Abend in der Kammer. Die Nettel war bei ihm, sonst niemand mehr, so voll Neugieriger auch das Haus gewesen, als sie ihn hereingetragen!

„Also nicht?" fragte der Bursche.

„Es ist keine Gefahr mehr,“ antwortete das Mädchen; „nur das Bluten hat dich so schwach gemacht, sagt der Bader.“

„Mir wär’s schon g’rad alles eins gewest. — Hättest mich fahren lassen!“

„Prestl!“ sagte nun das Mädchen und faßte ihn fest bei der Hand ab. „Mit so Reden sollst dich nicht versündigen, jetzt, wo dich der Herrgott wieder aufgeweckt hat —“

„Zum Bettelngehen!“ unterbrach sie der Bursche. „Heut’ vormittags ist mich der Waldjodel angegangen, ich sollt’ ihm was schenken. Morgen geh’ ich ihn an.“

„Das wirst nicht vonnöten haben,“ sagte die Nesseldirn, „und jetzt will ich dir eins sagen; Prestl, jetzt kann ich’s sagen, jetzt darf ich’s sagen, was ich sonst nimmer gesagt hätt’ und wenn du mich auch in Unehren verlassen hättest. Du mußt mich heiraten, Prestl!“

„Hi, hi, das ginge mir jetzt gerade noch ab,“ lachte der Bursche heiser.

„Das geht dir auch ab!“ rief sie, „nicht meinetweg! Ich bin ein gesundes Mensch und mag arbeiten. Daß ich auf dich schau, daß ich dir verdien’, was du brauchst — daß ich dich nicht verlass’, geh’, Narr, das versteht sich gleichwohl. Aber den Leuten wird’s alleweil nicht recht sein und werden uns voneinander abbringen wollen. Desweg müssen wir zusammheiraten, daß sie uns beieinander lassen. Nachher schauen wir uns um ein kleines Stübel um, und ich geh’ ins Tagwerk . . .“

Etliche Minuten lang lag nach diesen Worten des Mädchens der Prestl ganz still da und spürte an sich zwei Freiersfüße. Einer war durchschossen und mit Instrumenten zermartert, aber ein Freiersfuß war’s denn doch. Der Bursche preßte ihr die Hand fester und sagte: „Heiraten!

Dirndl, das gescheiteste wird's eh sein." — Das gescheiteste war's freilich, und die frische Nettelbirne wußte recht gut, warum sie ihre ganze Lebenszeit und Kraft an diesen Burschen hing.

Nach sechs Wochen war's so weit, daß der Bräutigam leidlich humpeln konnte. Die Hochzeit war schlicht. Der einzige Aufputz war an der Kirchentür der alte Waldjodel, der auf einem Kirchhofstein hockte und der, als die Brautleute vorüberkamen, seine Pfeife aus dem runzeligen Gesichte zog und dem Paare den Vorschlag machte, es möge ihm was schenken.

Die Braut, die an diesem Tage ihr Lederbeutelchen ohnehin fortwährend in der Hand halten mußte, dachte: Warum denn nicht, so lang' was drinnen ist.

Ein „Vergelt's Gott!" sagte der alte Mann und mit diesem Spruch gingen sie in die Kirche. —

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Baumwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermütige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese emporging, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollen nicht der Narr sein und da hinauf krallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da täten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen möchten. Des waren sie einig und das wollten sie tun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergfexen genug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie sich von der Gesellschaft unter guten Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nagerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen

Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst rauhe Bergstöcke gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs solange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er atemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften?

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz überflüssiges wäre, weil sie ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zutunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihr kleines Nähzeug verlor die eine der Töchter, und ihren Taschenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um sich zurechtzuschauen. Da sah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigensinnig waren und sich den Angaben der Landkarte nur sehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Viere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel sein sollte, lag boshafterweise noch sehr weit drüben, verschanzt hinter ganz unrechtmäßig dastehenden Vorbergen.

Als die Frauen schnaufend nachkamen, fand es der Herr

Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr so, als sie jedoch ihr Handkörbchen durchsuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er seinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn schon einmal da sei, so solle man ihn nicht durch Ärger verscheuchen, sondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren suchen, die Gott für den Fall erschaffen habe, wenn unachtsame Frauenzimmer unterwegs das Brotpakel vertäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und sie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angesichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerst bemerkt, den rotbärtigen Halter mit dem schmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in seinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt."

Ob es was zu essen wäre?

„Das ist gewiß. Viehmehl."

Ob daherum nicht irgendwo ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!" schalt der wüste Rotbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zodeln, die nix zu tun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Tör' offen lassen, daß sich's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dagewest, alle Zäun' aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewiß verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, tun's Schaden. Vorig Wochen ist's gewest, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, daß bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen.

Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh' ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!"

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein ums andere Mal auf den Oberschenkel geschlagen, daß es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward ganz lausig zumute, daß sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mußten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungrig.

Darum tat der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten ist keine da," antwortete der Halter. „Aber das Scheidsteinhaus steht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch schon auch sagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete talwärts und rief mit klingender Stimme die Namen seiner Kalben, die sich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter sagte zu den Seinen: „Über uns soll keine Klage sein, wir werden niemand Schaden tun, wir werden zeigen, daß es auch unter den Herrischen noch anständige Leute gibt." — Als hernach unsere vierspannige Gesellschaft durch den Schachen war, sah sie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs steilan fragte der Vater seine Ehegesponsin, wieviel Schinkenbrot sie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wieviel Uhr es etwa sein möchte? Warum sie an so einem Tag ihre Taschenuhr zu Hause gelassen? Ob der Kanarienvogel daheim in seinem Bauer wohl versorgt wäre mit Futter und Wasser? Als die Frau derlei Fragen schnaufend beantwortet, rief er ihr ebenso schnaufend zu: „daß die Weibsbilder aber den Mund schon einmal gar

nicht halten können! Schwatzen sollst nicht, beim Bergsteigen, sage ich!“

Endlich waren sie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil sie weder sprechen durften noch konnten, so dachten sie sich ihr gottlob und daß sie doch endlich was würden zu essen bekommen. Die Tore der Stallungen und Scheunen standen offen, und auch die Haustür, zu sehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie gingen in das luftige Vorgelaß, in die dumpfige Stube, dort setzten sie sich auf die Bank und hörten, daß es totenstill war, und sahen, daß niemand zu sehen war. Der Herr Vater ging zuerst im Hause herum, ging in den Ställen und Stadeln herum und suchte Leut'. Er fand niemand. Dann ging die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kasten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Alsogleich wollten sie Hand anlegen, besonders die schlanken Töchter, da sprach aber — und sehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewissen drein.

Sie hatten sich gesagt, daß sie niemand Schaden tun wollten, und jetzt sollten sie da einen Raub ausführen? Sollten sich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht sein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, weil sich so was nicht schickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tischlad' Eßzeug, und gerade, als ob sie daheim wäre am eigenen Herd, deckte sie den Tisch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater erging sich solange in schönen Moralbetrachtungen über mein und dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot seinen Mund zustopfte.

„Wir werden ja Geld dalassen! Einen ganzen Gulden!“

Mit diesem Vorsatz beschwichtigten sie ihre grübelnden Gemüter. Doch als der erste Heißhunger gestillt war, fand der Herr Vater, daß ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!" rief die Frau Mutter, „auf der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!" Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's tatsächlich auch ein Viertelgulden tun," meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre roten Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrat hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, daß sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten tat der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Erstattung offen daliege. Durch das Fenster blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rotbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hintertür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Eßgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmutig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, daß wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch im Haus ist, da muß man's freilich selber nehmen. Wir haben auf der Wiese geheuet, wird bald's Wetter umschlagen."

„Einerseits seid auch Ihr schuld, liebe Frau," sprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemütlicher Betonung ein, „daß Ihr alles so offen laßt, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!“ lachte sie, „das ist wohl gut gewesen, wenn ihr etwas zu essen habt haben wollen. Den Kasten zusperren, das wär' schon gar zum Lachen! Dafür ist's ja da, daß es gegessen wird.“

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt.“

„Was nit noch!“ rief die Bäuerin und stemmte ihre dicken Arme in die Seiten, so daß sie — wie die jüngere Tochter später dartat — aussah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das bissel Milch!“

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen.“

„Recht habts gehabt, 's ist ja da. Dafür ist's ja da. Geh', nehmen tu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmensch alleweil zu brauchen, daß ein anderes Jahr wieder was wachst. Tut's doch weiter essen, wenn's schmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menscherln möchten gewiß noch ein' Honig! Aber freilich, dafür ist er ja da!“

Nun trat aber der Riesenkerl in die Stube. Er mußte sich in der Mitte fast einschnappen wie ein Taschenmesser, daß er durch die niedere Tür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz schmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die schwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Gesicht war rasiert, denn es war zwei Tage vorher erst Samstag gewesen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böses Vorhaben.

„Du, Vaterl,“ redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wiesen g'wesen sein!“

Stand der Riesenkerl da und blickte finster auf die Gäst'. Dann schnob er zwei-, dreimal durch die Nase und sprach mit zarter Fistelstimme: „'s Essen soll ihna vergunnt sein.

Aber nachher solln's schau'n, daß 's weiterkummen und sollen die Tör' zumachen, daß sich 's Vieh nit wieder verlauft!" —

Das war alles.

Als unsere Touristenfamilie später draußen im Lärchenwald stand am gabelnden Weg, um zu beraten, ob man den Berg vollends besteigen oder umkehren solle, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's schon bald lieber, wieder talwärts."

„Mutter," sagte darauf die jüngere Tochter, ganz leise sagte sie es: „Trachten wir, von diesem Bauernhause wegzukommen, 's ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich schäme."

„Du, ich auch!" gab die andere Tochter bei. „Hätt's nimmer geglaubt, daß einen solche Leute so demütigen könnten."

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hättest doch einen ganzen Gulden aufs Fensterbrett sollen legen."

„Einen Dukaten, wenn ich mitgehabt hätte," rief der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder, macht allemal die Torschranken zu auf dem Land, laßt euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigentum. Wir Stadtleut' sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren täten. Man sollte sich immer vor Augen halten, daß auch anderer Rechte respektiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles, was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, gingen sie durch eine Torschranke und — ließen sie offen.

Der zerschlagene Bräutigam.

Wütend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmütige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, um so besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das täte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöten."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so roten Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!“

„Gezüchtigt ist er ja schon.“

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —“ Sie riß etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!“

Sie war schon zur Tür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?“

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen.“

„Aber nein doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt.“

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!“ sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Aah, den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer."

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand."

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!"

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu tun, der Lotter! Der Spitzbub', der — sakerment, jetzt hätt' ich bald geflucht."

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei," berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!"

Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, daß du ihn noch behalten willst . . . So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Turm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die

anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Lutschen! Diese — Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Best gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog es den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht notwendig!" rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch heraußen. Die Tür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie die Riesenfatschkinder. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein Schnurrbärtel war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Munde hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmütigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Tür stehengeblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!" sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht bös ist auf mich!" Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!"

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, daß sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar schön!" sagte die Marianna. „Ist denn deine Herzliebste nicht da? Daß sie dich pflegen könnt'. Weil du soviel für sie leiden mußt!" — Daß diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!" sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber soweit nicht, wie du meinst. Soweit hätt' ich mich nicht vergessen, nie und nimmer . . ."

„Lüg' nicht!" rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt bist!"

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich selber! Wenn du mir so kommst! Wen geht's denn noch was an?"

„Wen's was angeht, fragst du," sprach sie ganz sänftig-tiglich. „Wem hast du dich denn versprochen, Hans? Am

Ostermontag. Weißt du noch? Wirst mir wohl treu sein? habe ich dich gefragt. Und du: Was denkst du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu' versprechen, hast du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! hast du gesagt. — Und heute nach sechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du bist, du hast es schon selber getan."

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast du's gesehen?"

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump, du! Weil ich es nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot' aller Lebtag', als eine Ratsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu' und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag' betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub', du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodel, schlechter!"

„So laß mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie du willst — wenn du's zusammenbringst. — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halbtot geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's

erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kästen offen läßt!"

„Du Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biß er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen ..."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Daß du aber das Fenster so genau gewußt hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt, und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehrenwort

frag'! Du hältst ja soviel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloß wieder. Sie tat, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahin liegen, und hat niemanden mehr . . .

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf und nieder stießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich über ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund so heftig, daß es ihr den Atem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert . . ."

„In Gottes Namen!" stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?"

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab."

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen."

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — sagt er."

„Ist dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufschauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Essen mit, wenn's dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart', ich schiebe dir die Kissen besser. Du kannst dich nicht bewegen?"

Er nickte nur so ein wenig.

„Tut's dir arg weh?" fragte sie in voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr."

„Schau, du bist ja mein Hans!" Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und so selig, so selig! — Das Mitleid war schier noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie sehen und zeigen, wie gut sie ihm ist. Und erst jetzt wußte sie es auch für sich, daß kein Zerstören des Bundes mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?" fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, daß er sie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!"

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte sie.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Tür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgerötetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Der breitdruckte Kriesel.

So oft behauptet wird, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist, in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnen müsse, möchte man gerne beifügen, daß dann wohl auch in dem ungestalten Leib die ungestalte Seele daheim sein werde. Darauf will ich nun hinaus. Eine ungestalte Seele, wie ist, wie wird sie das? Oft durch den häßlichen Körper, dessen sie inne wird. Wer ganz für sich allein leben könnte, der allerdings würde die Häßlichkeit seines Körpers nie inne werden und selbst wenn er vier große Spiegel um sich stehen hätte. Wer aber unter wohlgestalten Leuten leben muß und er ist häßlich, der bekommt es durch Vergleich mit anderen zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ein häßliches Kind wird nie soviel Liebe erfahren, als ein wohlgebildetes, es kann sich also in ihm die Liebe auch nicht sammeln und entfalten. Ein schielender Mensch, der uns nie gerade ins Gesicht blicken kann, hat für uns etwas Widerliches, wir trauen ihm Tücke und Falschheit zu. Ihm wird's also viel schwerer gemacht als anderen, auf geradem Wege etwas zu erreichen, er muß krumme Wege versuchen. Das Anmutige, das ihm abgeht, muß durch Schlauheit ersetzt werden; also erziehen die Leute in einem häßlichen Körper recht oft einen häßlichen Charakter. Daher kommt es auch, daß in einer Gestalt, die irgend etwas Komisches an sich hat, sich schwer ein ernster, würdevoller Mensch entwickeln kann. Der wenn auch nur harmlose

Spott, der ihn von der Schulbank an durchs Leben begleitet, macht einen solchen Menschen entweder verbittert oder ein wenig närrisch. Als Zielscheibe für Neckereien ein gutmütiger Geselle, der sich alles gefallen läßt, unter Ausnahme von zeitweiligen Wutausbrüchen seine Willenskraft verliert und durchaus ein komischer Kerl wird. Die Seele paßt sich allmählich dem Körper an, aber nicht aus ihm heraus, vielmehr durch Einwirkung von seiten seiner lieben Nächsten.

Ähnliches war wohl auch im „breitdruckten Kriesel" vor sich gegangen. Solcher war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und törichter Leute selten hinaus. Der Kriesel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schien in sich zusammengedrückt zu sein, so ungefähr, wie es ein nichtswürdiger Hohlspiegel zu zeigen pflegt, der, eines verzerrten, schmalen, langen Gesichtes satt, im Handumdrehen ein breites, kurzes, grinsendes zeigt. Die Augen waren zusammengezwinkert, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt behäbig niederwärts zu streben, sich wie ein beschränktes Knötlein kümmerlich behelfen mußte. Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit, und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurrbärtlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so stattlich, fast wuchtig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesichtlein eben von diesen Massen so breit und platt gedrückt. Natürlich machten die Jugendgenossen Kriesels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Malheur geschehen sei. Der Junge

stand solchen Späßen hilflos gegenüber, oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmütig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes Gesicht" ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht beinahe etwas einzubilden, denn es machte ihn auffällig. Während andere seinesgleichen unbeachtet blieben, übten die Burschen an ihm ihren Witz. Und weil er sich alles gefallen ließ, so ließen sie ihn bei ihren Spielen und jugendlichen Unternehmungen mancher Art gern mittun, ja nützten ihn launig aus, und wo „Kösten aus dem Feuer zu holen waren", da schoben sie den Kriesel voran. Dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirtshaus, und der Spott wurde durch manche kleine Guttat, die sie ihm erwiesen, wettgemacht. Allein durch diese besondere Behandlung, die er erfuhr, bildete sich allmählich auch die bescheidene Seele so aus, daß sie anders war als die der anderen, man wußte nur nicht recht, ob besser oder schlechter.

Wenn der Kriesel ein paar Schluck Wein getrunken hatte, da wurde er allemal weichmütig, redete davon, was er doch für ein armes Hascherl sei, ganz verlassen auf der Welt. Sein Vater sei in Bosnien mitsamt den Stiefeln ins Bett gestiegen, seine Mutter habe er ausgetrunken und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten G'sicht". Solches war so zu verstehen, daß sein Vater bei der bosnischen Okkupation stehenden Fußes erschossen und dann mitsamt dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling seiner siechenden Mutter so lange Milch und Herzblut aus dem Leibe gesogen hatte, bis sie eines Tages verstarb, und endlich, daß die feine Schwickel-Tochter Anda statt des armen unansehnlichen Schusters den Dreihahn mit seinem stattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. Solange andere Burschen um die Anda sich

bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es schien, mit Erfolg auf. Als das Dirndl sich aber zum reichen Bauern schlug, verließ ihn der Mut. Er schrieb ihr ein Briefel, er wünsche nichts, als daß sie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Fingerring hätte er gern zurück, der sei ein Andenken von seiner Mutter. Denn er war schon so weit gekommen, daß er eines Abends am Gartenzaun ihr den Ring hatte anstecken dürfen. Sie hatte dabei den Finger hübsch gerade gehalten und es geduldet, als er den Gliedknorpel mit Speichel bestrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der Einfalt und Blödheit, die sich manchmal an ihm zeigte, stand eine größere Gutmütigkeit zur Seite. Diese Gutmütigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung genossen, und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Anda war mit dem Dreihahn schon das erstemal von der Kanzel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit derbem Griff herabziehen, da schrie sie „au weh!" und sie wollte nur warten, bis der Knorpel abgelaufen sei, dann werde sie ihn schon selber vom Finger tun. Der „Knorpel" wurde aber eher dicker als dünner und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herabfeilen" lassen, als sich etwas ganz Seltsames ereignete, das die Geschichte in einen unvorhergesehenen Lauf und den Kriesel in ein anderes Licht brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Kriesel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamstiefel mache. Es mag das sauer sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsschuhe zu nageln, und es mag das mehr

als einem Schuster schon passiert sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstechen zu lassen, der in die Ferse oder in die Fußsohle sticht; dem Kriesel fiel das richtig ein, doch er tat nichts. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt — so dachte der Junge — dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüster Mensch, und die Anda muß es büßen. Er machte also im Dreihahnhof gewissenhaft und geduldig seine Arbeit und pfiff beim Drahtziehen und beim „Zweckstechen" sogar unterschiedliche Liedlein, „Verlassen, verlassen" oder „Wenn ich mein Dirndel hals', hupft mir das Herz im Leib." Er benahm sich dabei mit großer Bescheidenheit und Demut, während der Dreihahnbauer gern seine Körperkraft, seine vielerlei Wirksamkeit hervortat, seine Herrschaft über das große Gesinde und seinen Reichtum aufspielte, um zu zeigen, welch' ein Glück die Anda mit ihm mache, gegenüber anderen Freiern, die krüppelhaft und bettelhaft seien und dumme Gesichter hätten.

Nachdem die Bräutigamsstiefel fertig waren, sollte der Schuster auch noch die alten Schuhe des Gesindes flicken, was bei solchen Sterarbeiten stets mit unterläuft. Die Flicken dazu wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgendeinem Winkel des Hauses aufbewahrt ist und etwa noch brauchbare Sohlen und Überlederteile an sich hat. So führte der Dreihahn den Kriesel auf den Dachboden, um solches Schuhwerk zu suchen. Da sah nun der arme Schuster mit Freude und Wehmut einen Teil des Reichtums, in den die Anda sich hineinsetzen konnte. In den Dachkammern, durch die sie schritten, sah er eine Fülle aufgespeicherter Lebens- und Wirtschaftsmittel allerart. Da gab es große Lodenrollen, die wie Riesenwalzen übereinanderlagen. Dann aufgeschichtet mächtige Schafwollbündel, teils noch knollig und

ungereinigt, teils schon gekrempelt und geflockt. Da gab es Buschen von Leuchtspänen mit Strohbändern geraidelt für die nahenden Winterabende vorgerichtet. Da gab es Kuh-, Schweins- und Schafhäute, die noch ungegerbt, rindenartig getrocknet auf Stangen hingen. Da gab es eine Reihe irdener Töpflein, in welchen Kuhkäse trocknete, da gab es Flachsballen, Leinwandtruhen und Fässer mit gedörrten Zwetschken. Gleich daneben stand ein großer Korb voll schwellender Kaiserbirnen, wie sie eben aus dem Unterlande angekommen waren. Dann war ein Stoß von Strohschauben, fest gebunden und an den Köpfen glatt geschnitten, zum Neudecken des Daches vorbereitet. Darüber hingen auf Stangen geräucherte Schweinsschlägel und Würste; auch in längliche Stücke zerhacktes geräuchertes Kuhfleisch, dann drei Zoll dicke Speckfladen und an großen Eisenhaken Schmerleibe und Talgtöpfe. Soviel nur von dem, was dem Kriesel im Gesichte blieb; vieles andere sah er nicht in den halbdunkeln Bodenkammern, denn der Bauer schritt voraus und riet dem Schuster nur, sich an den Kübeln nicht zu stoßen, die neben den Stützbalken standen und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstöbern sie eben heraufgestiegen. Diese Schuhe waren grau wie Mäuse, zusammengedorrt und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klafften vom Überleder los und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schuster das alte Zeug mit dem Fuße beiseite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen. In Wahrheit dachte er jetzt überhaupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben und die seine verwichene Anda mit dem protzigen Bauer genießen sollte. Geräucherten Schweinsschlägel hatte der Schuster schon lange nicht mehr gegessen, auch der Bratwürste

mit Sauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem lief ihm das Wasser schon im Munde zusammen. Doch, davon konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die üppigen gelben Birnen, von denen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie sachte in die Luft, drehte sie um, guckte sie an und sagte: „Die werden noch alle Tage besser“ und legte sie wieder zu den anderen in den Korb. Der Kriesel wischte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten bis sie ganz gut sind und dann wird er mir von den Kaiserbirnen welche zum Kosten geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Bratwurst, noch ein Schweinsschlägel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die gewohnte Schottensuppe, die Mehlnocken und die gesäuerten Rüben mit Einbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berghang hinüberschaute, gilbten dort im Abendlicht zwischen den dunkeln Fichten die Ahorne, es war ein Gelb zum Hineinbeißen, es war genau das gesättigte, süße Gelb der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Kriesel angetan und die Anda nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding ringsum, so daß man sagen konnte, jeder Herzschlag poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achteckige Zeugtruhe und den klappernden Leistenbündel über der Achsel seiner Berghütte zuging, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herdfeuerchen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schönen Birnen, aber statt ihres Honigsaftes hatte er im Mund nichts als den mehligen Erdapfel

mit halbverbrannten Krusten. Kein Verliebter kann ungesegneter schlafen, als es der Kriesel tat in derselben Nacht. Ja, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steckte sich Kerze und Feuerzeug in den Sack und schlich durch den Wald und über die Felder hin, dem Dreihahnhofe zu. Am Vortage hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter lehnen gesehen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbuschen lehnten an der Wand. Der Strohdecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — deuchte dem Schuster — wäre es keine Kunst, zur nachtschlafenden Stund' die Leiter hinanzusteigen, etliche Strohfetzen vom Dache loszureißen und bei dem Loche hineinzusteigen zu — den Kaiserbirnen. Zwar rasselte der Kettenhund aus dem Kobel und wollte anschlagen; als er aber den Kriesel erkannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwandler passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Poltern nicht vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete, sie in einen Schaub steckte, um aus seinem Taschentuch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein halbes Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Rocktaschen und tat's ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Würste hätten just in der Hosentasche Raum und wenn auch noch der Schweinsschlägel unterzubringen wäre . . . Er sputete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Hause ein Geräusch gehört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, kroch er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Kriesel mit seinen Schätzen durch den Wald hinaufging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Dummes Zeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selber etwas davon wissen, müßte den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gottes willen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Gelegentlich kann er es ihm ja auch sagen: Du Neidhammel, ein anderes Mal verwahr' deine Sachen besser, sonst stehlen dir das, was du einem armen Schuster nicht gönnst, die Schelme. — Aber die schöne Umschreibung half nichts, ein Uhu im Gebäume hub an zu schimpfen: Du Dieb! Du Dieb! — Der Kriesel stolperte über eine Wurzel, weil es ganz dunkel war. — Paß auf, Schuster, es wird bald licht werden! — Er stand still und horchte. Hatte nicht jemand gerufen: Es wird bald licht werden? — Lächerlich, es ist noch nicht Mitternacht. Er stieß an einen rauhen Baumstamm; nach dem Ungetüm dieses Baumes — er betastete ihn ringsum — schloß er, daß es die Dreifaltigkeit sei. Das war eine alte Drieseltanne, das heißt eine, die sich aus einem Grundstamm auf Manneshöhe in drei Stämme zweigt und deshalb auch die Dreifaltigkeit genannt war. Hier dachte er, es sei doch am besten, die Kerze anzuzünden, um durch den dichten Wald weiter zu kommen. Da durchfuhr es den Kriesel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Zehe. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dachboden auf dem Strohschaub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Regung: Fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen! Aber das kam nicht auf in ihm. Die Bündel warf er an den

Drieselbaum und lief stolpernd, so gut es gehen konnte, durch den Wald zurück, dem Dreihahnhofe zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen wird. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrande — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unförmige Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jämmerlich verbrennen, alle, o heiliger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augenblick erwartend, daß die Lohe aufsteigen wird über den Dachgiebel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der Dachlücke dringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein rötliches Räuchlein hervorsteige? Wie er über die Leiter gekommen, weiß er nicht, er ist im grell erleuchteten Dachraum, der Strohschaub steht in Flammen. Eine Kuhhaut reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub, und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu ersticken. „Wenn's muß sein, ich nehm's fürs Sterben." Im Hause haben sie es schon wahrgenommen und poltern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Brandleger!" schreien die Knechte, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erstickt, doch wie der Dreihahnbauer herbeikommt in seiner weiten bläbernden Nachthose und den Schuster sieht, da wird er wütend. Nicht sieht oder nicht achtet er die Brandwunden, die der Kriesel an den Händen und am Halse hat; an den Leib springt er ihm, setzt ihm die Knie an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breitdrucktes G'friß einmal auseinanderbügeln, du Rab'! Du hast mir Sachen gestohlen! Wo ist der Schweinsschlägel? Du Galgenstrick!" Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schützen und war noch froh, daß ihn ein Knecht an den

Beinen faßte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Staffeln geklappert hat. Lieber war ihm das doch, als die schrecklichen Fäuste des Wüterichs, die ihm die Nase platt gestoßen, die Zähne eingeschlagen haben mußten, so überströmte das Blut sein Gesicht. Alles im Hause war auf und flatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Leuchtspan, dorthin schleppte man den Schuster und tat, als wollte man ihn schlachten. — Das Haus hatte er anzünden wollen! Aus Eifersucht, weil der Dreihahn die Anda heiratet! Das war die Meinung im ganzen Hause. Als der Schuster, in den Herdwinkel hingeschleudert, diesen Vorwurf hörte, begann er sich zu verteidigen und erzählte in zerrissenen Worten den Hergang. In den Dachboden sei er eingestiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würste und den Schweinsschlägel mitgetragen. „Und hast Feuer gelegt, damit der Diebstahl nicht aufkommen soll!" schrie der Dreihahn drein.

„Das ist nit wahr, das ist nit wahr!" beteuerte der Kriesel und rang die Hände verzweifelt. „Nur meine Kerze habe ich vergessen. Und wie mir im Wald einfällt: sie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich eh gleich zurück! Und hab' das Feuer noch können dersticken. Aber tut's mich nur einsperren, das verdien' ich." Dann ließ er die weiteren Püffe und Schläge ruhig geschehen, als wären sie ganz selbstverständlich und ballte selbst die Fäuste, um sich damit den Kopf zu zerschlagen, so zornig war er auf den Dieb, der in ihm steckte.

Am nächsten Tag beim Gericht ging's ernst her, aber dem Schuster war's, als sei er im Himmel, vergleichs der Mißhandlung im Dreihahnhof. Bei der Dreifaltigkeit waren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn, denn es bewies ungefähr die Wahrheit seiner Aussage. Der Richter

sagte in wenigen Worten, was sich da ergeben: Der Andres Kriesel sei zwar ein kleines Dieblein aus Genäschigkeit, weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Dummheit nicht etwa nachsehen wolle, da ohnehin für jede Birne ein Nasenstieber und für den Schweinsschlägel ein ausgeschlagener Zahn in Rechnung komme. Doch der Bauer verlangte für seinen Brandstifter zehn Jahre Kerker.

Der Richter gab dem Schuster einen vierzehntägigen Kotter, und als der vorüber war, brach für den Kriesel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel bedacht und besprochen und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Kriesel erwiesenermaßen ein besserer Mensch als manch anderer, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Roheit des reichen Dreihahnbauern viel schlimmer sei als die Dieberei des Schusters. Dieser Meinung war auch die Schwickel-Tochter Anda. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigamstiefeln, wenn sie ihm überhaupt nicht zu schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie nichts davon verlauten lassen, daß sie den Andreas Kriesel heiraten würde. Soviel aber hat sie vor kurzem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünke, sich an sein „breitdrucktes" Gesicht zu gewöhnen.

Aber der Kriesel ist auf die Wanderschaft gegangen.

Eine mit Geld.

Der Junge, der Samuel, trieb's — er trieb die Ziegen auf die Weide und hütete sie.

Er suchte sich Himbeeren auf und Brombeeren, und aß, und war er satt, so pflückte er sie in einen Korb, und war der Korb voll, so aß er wieder, und war er das andere Mal satt, so legte er sich in den Schatten und schlief. Schlief und träumte von Roß und Reiter, oder von der Marianka, oder von seinem Vater mit den Silberlingen.

Diese Silberlinge!

Diese sollen noch von dem Dreißigjährigen Krieg hergerührt haben — vielleicht eines braven oder schlimmen Söldners Sold oder Raub; das Geld wechselt den Besitzer, aber es ist ihm niemals anzusehen, in wessen Händen es gewesen ist; und so weiß man auch von der Geschichte der Silberlinge nichts Rechtes. So viel steht fest: aus jener kriegerischen Zeit stammend, waren sie gewohnt, vergraben zu sein. Und so hielt sie der Sammel — der alte — denn begraben, nicht in einem ehernen Sarge, sondern in einer eisernen Wiege, denn nicht tot waren sie, sondern im Schlafe lagen sie und einer glorreichen Urständ schlummerten sie entgegen. Doch sollten sie — wie Kaiser Rotbart — so lange als möglich schlummern und nur zur Zeit der größten Not geweckt werden. Das war der für den alten Graben-Sammel

alleinseligmachende Glaube und diese Religion lehrte er auch seinen Sohn.

Und als der Alte starb, sagte er zum Jungen: „Mich — tust am besten — grabst ein, aber den Schatz — wenn du einmal auf ihn anstehst — grabst aus. Er liegt oben unter der Söllertann' vom Stamm gegen Sonnenaufgang fünf Schuh tief vergraben. Tu' ihn grüßen!"

Der junge Sammel tat's, legte den Vater in die Kühle und sah sich nach dem Schatz um. Es war in Richtigkeit, in einem eisernen Topf wohl verwahrt, verdeckt mit Stein, verklebt mit Harz, ruhten friedlich nebeneinander und übereinander die lieben Silberlinge, die Bildnisse jener Fürsten und Feldherren, die voreinst so mörderisch gegeneinander Krieg geführt hatten. Der junge Erbe dachte nicht sowohl daran, wer sie waren, sondern weit mehr daran, wie viele ihrer sein mochten im Topfe. Er zählte die Silberhäupter, so ehrwürdig alt, und wieder so jugendlich glatt und klingend. Es war eine große Heerschar; der junge Sammel hätte damit ohne Blutvergießen einen kleinen siegreichen Feldzug halten können. Aber er beschloß, den schweren Eisentopf wieder in die fünf Schuh tiefe Rast zu legen, und nach des Vaters Wort die Recken erst zu rufen zur Zeit der Not.

Er konnte demnach fröhlich die Ziegen weiden und sorglos unter dem Schatten ruhen — zuweilen sogar bei den Seinen in der Nähe der Söllertanne.

Unter ihr selbst aber nie — schon um keinen Verdacht zu erregen. Die Tanne stand nicht auf seinem, sondern auf des Söllerbauers Grund. Der Graben-Sammel hatte keine Scholle zu eigen. Doch war der Schatz unter der Tanne gut geschirmt, selbst wenn der Baum zusammenbrechen sollte, selbst wenn — kurz in allen Fällen. Der Boden war steinig

und unfruchtbar und nur von wilden Büschen bewachsen; da konnte es niemandem einfallen, zu pflanzen, zu ackern — und selbst in diesem Falle lag die eiserne Wiege so tief, daß sie nicht entdeckt werden konnte.

Es hätte sich alles fein geschlichtet — wäre nur die Marianka nicht gewesen.

In den ersten Jahren ging's ja noch. Da gesellte sich der Sammel — wollte er sich überhaupt gesellen — gern zum Förster, der oft durch den Wald kam und Verschiedenerlei zu erzählen wußte von Hirschen, Rehen und Raubvögeln. Je größer der Sammel wurde, je reizender beschrieb der Förster das Pürschen und je nachdrücklicher warnte er den Jungen vor dem Wildern. Das verdroß den Sammel, und er ging dem Jäger nicht mehr zu, er lag im Waldschatten und dachte an die Marianka.

„Was lobt er mir denn die Jägerei, wenn sie mir verboten ist! Bei der Marianka hat er nichts zu loben und nichts zu verbieten. Die Marianka, das ist mein Revier."

Die Marianka war die Tochter des roten Fok, eines Einwanderers aus dem Böhmerlande, der seit etlichen Jahren beim Söllerbauer wohnte, das Teichgraben, Pechsammeln und Branntweinbrennen betrieb, rote Haare, einen roten Bart, ein rotes Gesicht, einen roten Namen und eben auch die blühende Tochter Marianka hatte.

Die Marianka war beim Söllerbauer als Schafhalterin, und kam schon die Zeit heran, wo die Hirtin weniger sicher ging vor den Burschen, als die Schafe vor den Wölfen.

's war kein Wunder — bei meiner Treue! Wenn sie stand auf dem Hügel und Schelmenliedchen sang, oder wenn sie saß, gelehnt an einen Stein und sann und im Sinnen einschlummern wollte, da war sie wert, daß man sie lieb

hatte, da war sie wert, daß man sie herzte, und da war sie imstande, daß sie einem eine Ohrfeige gab.

Das war's ja! Wem's passiert ist, der denkt nicht gern daran, wem's nicht passiert ist, wie etwa dem Sammel, der denkt an's Mädchen im Walde, an sein Weilen bei ihr — aber spricht nicht gern davon.

Der Sammel und die Marianka — nun, ihr mögt euch's ja denken. Am liebsten hätte der Grabenbursch auch diesen Schatz vergraben — so eifersüchtig war er. Ihr erging es nicht besser, und wären wir jetzt mitten in der Liebesgeschichte.

Da sagte der rote Fok eines Tages zum Graben-Sammel: „Na, junger Kerl, willst sie nehmen, die Marianka?"

„Was gibst drauf?" fragte der Bursche.

„Was ich drauf geb'? So groß ist deine Lieb'?" begehrte der Fok auf. „Was ich d'rauf geb'? Nicht einen Knopf. Erstens hab' ich nichts, und hätt' ich was, so tät' ich's zweitens selber brauchen. Mein alles ist die Marianka, und was sie kostet, das muß sie wert sein."

Schlich der Sammel davon. Aber nach etlichen Tagen erhielt der Fok durch den Schulknaben des Söllerbauers folgenden Brief:

„Lieber Fok!

Ich liebe die Marianka von Herzen und mit Schmerzen, und sie heiraten ist mein ernstlicher Willen, aber umsonst tue ich's nicht. Ein Weib, das Geld hat, bleibt lang' schön, hat mein Vater gesagt. Ich weiß keine, aber ich such' eine mit Geld; denn ich selber habe nichts. So lang', bis ich eine Rechte finde, werde ich die Marianka noch lieb haben. Dein aufrichtiger Sammel."

So ein Brief da!

Aber der Fok war nicht einmal sehr überrascht. Er gewann Achtung vor dem Burschen. Was der Sammel wollte — war es nicht ganz ehrenwert? Die reichsten Leute tun's, Vernunftheirat nennen sie's. — Die Armen haben um so mehr Grund dazu. Eine mit Geld!

Anders ging's dem Liebhaber. Der war dem Schulbuben eine lange Strecke nachgelaufen, um ihm den Brief wieder abzunehmen. Der Knabe aber meinte, der Sammel wolle den Botenlohn wieder zurückhaben; er lief daher, was er konnte, um sich und den Botengroschen in Sicherheit und das Schreiben an den rechten Mann zu bringen. Der Grabenbursche war nun in Verzweiflung; denn plötzlich war ihm jetzt das — was man Herz nennt — rebellisch geworden und rief: Jetzt hast alles verdorben. Ist mir die Marianka hin, so lauf' ich dir auch davon, häng' du an meiner Statt den Geldbeutel in die Brust!

Den Geldbeutel? Die Silberlinge?

In einer Mondnacht ging der Sammel hinauf zur Söllertanne, grub den Topf aus, zählte die Münzen, ob er's denn wagen dürfe, mit ihnen den kostspieligen Ehestand anzutreten. Jammerschade wär's wohl um dieses schöne Geld! — Er grub es noch tiefer ein und murmelte: „Wird's wie der Will', ihr bleibt da drin liegen. — Ich hab' zwei Hände, sie hat zwei Hände, sind deren vier, der Mägen dieweilen nur zwei. Es dürft' gehen auch ohne Topf.“ —

Freilich hat er nicht bedacht, daß Tannenbäume Ohren haben können, insonderheit wenn Pechschaber sitzen im Geäste. Pechschaber, die in der Nacht schaben, weil es ihnen beim Tag nicht immer erlaubt ist.

Zur selbigen Zeit — er wurde gesehen — ging der

Fok einmal wie gewöhnlich mit seinem Pechsack aus — und hatte auch eine großmächtige Kraue bei sich.

Und der Sammel ließ es nun ein Weilchen anstehen, spähte aber an Sonntagen nach den Mädchen der Gegend aus. Die Wohlhabenden waren meist schon versprochen, weil die Mehrzahl der Burschen so liebt, wie der Sammel. Die Reichen waren hochmütig, weil die Mehrzahl der Mädchen so denkt wie die Burschen: Lieb' ohne Geld ist kein Schick auf der Welt. — Zudringlich und fügsam waren nur die Armen, die Häßlichen und die Alten. Die Marianka — die arme — wurde ganz blaß und tiefäugig vor Kränkung, und alle Gedankensünden, die sie am Osterfeste zu beichten hatte, betrafen den Grabenburschen.

Oft und oft ging sie hinaus in den finsteren Wald und hatte fromme Vorsätze auf die gute Meinung, daß ihr der liebe, verteufelte Sammel nicht sollte verloren gehen.

Der Sammel hütete stets seinen Schatz unter der Tanne.

Da sah er eines Tages im Frühling, wie der Söllerbauer auf seinen Feldern die ausgeackerten Steine sammeln und sie unter der Söllertanne zusammenführen ließ. — Da haben sie gut liegen, wenn sonst auch nichts will wachsen.

Bald war über den vergrabenen Silberlingen des Sammel ein breiter, hoher Steinhaufen geschichtet. Im ersten Augenblick entsetzte sich der junge Mann darüber, im zweiten dachte er: Was denn? Um so besser geschützt ist das Geld; und mir soll das ein Zeichen sein, daß ich einer Heirat wegen die schönen, alten Silbernen nicht heben werde.

Er litt Liebesnot, schien aber an das Freien nicht mehr zu denken.

Da kam eines Tages der Fok zu ihm: „Na, Bärenhäuter, hast denn keine Schneid' mehr? Willst die Marianka?"

„Zahlst die Hochzeit? Zahlst die Kinderschuh'?"

„Die Hochzeit, bei meiner Seel', die zahl' ich. Und die Kinder verliebter Leut' gehen barfuß. Aber — wenn du schon drauf anstehst — zubind' ich ihn nicht, den Geldbeutel, vor meiner Tochter! Ist auch nicht viel drin, etlich' Gulden des Jahrs — so lang mir der Herrgott die Gesundheit schenkt — etlich' Gulden fallen schon aus. Ein Hunderter zum Anfangen — was meinst?"

Ein Hunderter zum Anfangen, da kann man schon was meinen!

„Ist eine Red', Fox," sagte der Sammel, „ich pack' sie zusamm'!"

„Eine Red'!"

Ein Wort — ein Mann. Das Wort war für den Fox, der Mann für die Marianka.

Bald darauf wurde das Kirchentor bekränzt.

Am Tage nach der Hochzeit legte der Fox einen nagelneuen Hunderter auf den kleinen Tisch im Grabenhäuschen, dabei drückte er das eine Auge zu, so daß die Marianka sagte: „'s wird nicht der letzte sein, Sammel, so oft er ein Auge zutut, ist allemal was dahinter."

Da hat der Mann das Weib in Freuden umfangen. Mitunter ist die Liebe ein Feuer, in das man Silbergeld werfen muß, wenn es recht brennen soll.

Um dieselbe Zeit war's, daß sich der Fox das unfruchtbare Stück Boden an der Söllertanne erwarb, sich hart am Steinhaufen eine Hütte aufrichtete und eine kleine Branntweinbrennerei anlegte. Auf den nahen Wildflächen wuchsen so viele Vogel-, Heidel- und andere Beeren und allerlei wilde Baumfrüchte, aus denen der gescheite Fox mit seiner Retorte den guten Geist hervorzubeschwören verstand, der in ihnen stak.

Der Schwiegersohn wußte wieder nicht, sollte er sich

ärgern oder freuen darüber, daß der Alte seinen Silberschatz gewissermaßen in Belagerungszustand versetzt hatte, doch kam der Sammel auch hierin wieder folgendermaßen ins reine: Der Schatz ist sicher unter dem Steinhaufen, aber er ist noch sicherer, wenn neben dem Steinhaufen wer wohnt. Nur zu wissen braucht er nichts davon, mein lieber Schwiegervater, der Branntweinbrenner. — Der Sammel fürchtete nur eins: es könnte der Fok auf dem Steinhaufen einmal ein blaues Flämmlein sehen, oder ein geisterhaftes Winseln hören, wie derlei an Stellen, wo Geld vergraben liegt, gern vorkommt. Er fragte daher den Branntweinbrenner einmal: „Glaubt der Vater Fok an Geister?"

„Freilich," antwortete jener, „ich leb' ja davon."

„Und was denkt er über der Leut' Reden von vergrabenen Schätzen?"

„Narr!" rief der rote Fok, „wer wird denn seinen Schatz vergraben! Vor Zeiten hat man's getan; heutzutag braucht jeder den seinen im Haus."

Der Sammel war beruhigt. — Der Alte weiß nichts von seinen Silbernen in der Erde. — Er, der Sammel, kam zwar auch nicht zu ihnen, denn der Fok ist fast immer zu Weg und der Steinhaufen läßt sich heimlich nicht so leicht abtragen. — So mag das Geld ruhen bis auf spätere Zeiten. Der Graben-Sammel braucht's jetzt ja nicht; er verdient sich, sie verdient sich und jedes Jahr kriegen sie ein Sümmchen vom Schwiegervater.

's eine prächtige Ehe. Ein paar Kindlein rücken an, sie brauchen nicht barfuß zu gehen. So lieb ist's, wenn sie mit ihrer Mutter aufs Feld trappeln, und sie weist ihnen die Frucht, die aus der Erde heraufsteigt, wo sie vor Monaten begraben worden war. Des Sonntags, wenn das Ehepaar in die Kirche geht, sieht es ganz stattlich aus

und der Pfarrer stellt es als Muster allen Eheleuten auf. Zu einem guten Teil war es wohl der jährliche Geldbetrag, der das Glück ins Grabenhäusel brachte. Die Leutchen arbeiteten und sparten, so wie es der Sammel gewohnt war und die Marianka gelernt hatte, und wäre das insoweit eine ganz moralische Erzählung.

Im neunten Jahre ihrer Ehe sagte der Sammel einmal zu seinem Weibe: „Was ich ein Narr war, daß ich dich ohne Geld nicht hab' nehmen wollen! Du bist mein lieber Schatz und einmal will ich dir noch eine Freude machen. Marianka, ich habe ein Geheimnis — noch von meiner Junggesellenschaft her."

Die Marianka erschrak. Aus seiner Junggesellenschaft? Das kann was Sauberes sein. —

Der Fok war betagt geworden. Stundenlang saß er auf dem Steinhaufen und sein rotes Haar wurde fahl, und seine Wangen waren noch rot, wenn die Enkelkinder spielten am Steinhaufen zu seinen Füßen.

„Ihr Kinder," sagte er einmal, „was wirds sein, wenn euer Ähndl (Großvater) nicht mehr dasitzt auf der Wacht, wenn euer Vater die Steine auseinanderwirft?"

Einige Tage nachher war er gestorben. — Und von dieser Zeit an blieb das Jahrgeld aus. Der Fok hatte nichts hinterlassen, als die Bretterhütte, die schlichte Schnapsbrennerstätte und ein paar alte Plutzer.

Da dachte der Sammel: Wie gut es ist, wenn man sein Erspartes hat! Jetzt will ich meinem braven Weibe die Freude machen.

Und eines Abends nahm er den Spaten und den Korb und sagte zu ihr: „Also jetzt geh' ich!"

„Wo willst denn heut noch hin?"

Da war er schon davon. In der Vollmondnacht ging er zur Söllertann', warf den Steinhaufen auseinander, grub die Erde auf — sie lag nicht allzu fest. Bald war's erreicht. Der Eisentopf fand sich gut verwahrt und mit Harz verklebt, aber als ihn der Sammel hob, war er schreckhaft leicht. Mit wilder Hand riß er den Deckel herab, und siehe — siehe — alles Silber war dahin.

Hingegen aber!

Hingegen lagen im Topfe nagelneue Banknoten — nagelneue, die erst vor wenigen Monaten in Umlauf gekommen waren. — Und als sie der Sammel in wirrer Aufregung zählte und wieder zählte, da gaben sie eine höhere Summe, als jene des Silbers gewesen war. Und tief unten auf dem Boden des Topfes lag ein beschriebener Zettel:

„Mußt mir schon verzeihen, Schwiegersohn, daß ich von den Jahreszinsen Deines eigenen Geldes die Aussteuer meiner Tochter bestritten habe. Ich selbst bin arm wie ein Maulwurf, und Euch zwei hätte ich doch gern glücklich gesehen. Ganz sind die Zinsen darauf nicht hingegangen, den Rest lege ich hier in den Topf zum Kapital, das durch den Austausch des Silbers ums Papier selbst eine größere Ziffer bekommen hat. Du wirst ja gewiß gleich nach meinem Verscheiden kommen und nachschauen bei deinem Geld. Der Topf ist neun Jahre lang leer gewesen. Ich hätte anstatt der Banknoten jetzt auch das Sparkassebüchel hineinlegen können, aber Du weißt etwan gar nicht, was das ist, und hättest es im Zorne können vertilgen. — Schwiegersohn, treib's fort, wie ich's getrieben habe, laß' das Geld wachsen, es arbeitet für Dich und Deine Kinder, und sei nicht übel auf den alten Fok, der es gut mit Euch gemeint hat."

„O, du alter, siebendoppelter Fuchs! Hast du mich aber was zum Narren gehalten!" brummte der Sammel,

und in demselben Atem: „Na, vergelt' dir's Gott, vergelt' dir's Gott!"

Das Loch warf er mit Steinen voll; die Banknoten trug er heim zu seinem Weibe: „Siehst du, daß ich mein Erspartes hab'!"

„Mar and Josef, wieso denn?!"

„Verliehen war's!" —

Wer heute freien mag, ich rate ihm des Graben-Sammels älteste Tochter an, eine Brave, Saubere. Die hat ihr Geld in der Sparkasse, im Topf aber das Huhn.

Der verunglückte Maler.

Selbstbekenntnis eines Bekannten.

Mein Name ist Waldemar. Akademischer Maler. Will also erzählen, wie ich gestorben bin und ehrenvoll begraben wurde. Zu aller Nutz und Frommen, damit man weiß, wie man das macht und wie es bekommt.

Ich bin einer jener Künstler, deren Bedeutung nicht gewürdigt wird, so lange sie leben, die verkannt werden so lange, bis sich über sie geschlossen hat der Hügel, auf dem man nachher Denkmäler setzt und endlich in immer steigender Begeisterung die Grube aufwühlt, um die überreste in ein Ehrengrab des Zentralfriedhofes zu übertragen. Das ist alles recht schön und erbaulich für die Lebendigen, dabei Wirkenden, im Ruhmesglanze des Toten Schillernden wie Eintagsfliegen, auf die ein Sonnenstrahl fällt. Der Tote selbst hat nichts davon, und ob sie jetzt seine Knochen feierlich heben oder die eines vorweltlichen Mammuts, das ist ihm vollkommen gleichgültig. Ich will mich aber so nicht abtun lassen, ich will auch etwas wissen und haben von den Ehren, die sie nach meinem Tode mir antun werden, wenigstens — das ist ohnehin nicht viel — ein paar Nekrologe über mich in den Zeitungen lesen. Ich will sterben, damit ich's erlebe, daß man mich lobt, daß man meine Bilder kauft und daß ich womöglich in das Lexikon bedeutender Künstler komme.

Solcher Gedanken trächtig — sie waren aber, wie sich's

nachher zeigte, nicht folgerichtig ausgearbeitet —, wanderte ich eines Julimorgens durch das Gebirgstal. Den Touristensack auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand und einen Strauß auf dem Hut, das war meine ganze Ausstattung für die Hochtour auf den Zink. Meine Bekannten hatten mich gewarnt, weil sie wohl wußten, daß ich gebirgsunkundig bin, hatten mir allerhand praktische Ratschläge wegen Ausrüstung und Führer erteilt, ich aber hatte Warnung und Rat lustig in den Wind geschlagen und die Überzeugung ausgesprochen, daß man um so leichter wandere und klettere, je weniger Anhängsel man sich auf- und angeladen. Noch hatte ich aus meiner Kehle helle Bergwanderlust klingen lassen und so war ich unter Kopfschütteln der Freunde davongegangen.

Als ich an der rauschenden Miesling in dem kühlen Schatten der Felsschlucht dahinschritt, wo ich zwei Hirten begegnete, ward mir fast feierlich zumute wegen meines Todesganges, und daß ich hier vielleicht das letztemal lebendig gesehen würde. Ich erkundigte mich bei den Hirten um den Aufstieg durch die Schrame. Sie mißrieten entschieden, diesen Weg zu nehmen, ich antwortete, daß ich schon schlimmere Wege gemacht und wanderte munter pfeifend fürbaß.

Gegen Mittag war ich dort, wo aus dem grünen Bergstock die starren Felsen aufsteigen. Ich setzte mich auf den Rasen, Kohlröschen dufteten, ich schaute hinaus in das höhenrauchschimmernde Land und genoß etwas von meinem Brote, aber sehr wenig von der landschaftlichen Schönheit, die mir unter sotanem Vorhaben ziemlich gleichgültig war. Dann begann ich an den Felsen hinzustreichen, ohne aber das Ansteigen zu versuchen. Ich kam in eine enge Kluft und prüfte sie, ob sie etwa zum Verunglücken geeignet wäre. Sie erwies sich als zu einfältig, weil sehr viel guter Wille dazu gehörte, um in dieselbe hineinzufallen. So mußte

ich doch hinan, gab aber acht, daß aus dem Vorwitz nicht etwa Ernst würde. In einer Runse ohne Weg und Steg ging's langsam anwärts, ich vergaß nicht, dort und da ein Stückchen Papier zu verstreuen und im Sande die Fußstapfen einzudrücken. Der Bergstock klang im Gestein, und ich sah mir die Wände an, daraufhin, an welcher ein Marterlein am besten stehen würde. Also kam ich wohlbehalten auf einen scharfen Felsvorsprung mit schöner Aussicht über die Bergzacken der Umgebung. Hübsche Motive für Landschaftsbilder, was gingen sie mich, den Historiker, an! Der Felsvorsprung tat's auch nicht, seine Nase stand viel zu absichtlich hinaus in die Lüfte, das wäre eher etwas für einen Selbstmord, aber nichts zum Verunglücken. Einen Selbstmord zu begehen, lag mir jungem, lebenslustigem, strebsamem Künstler ferne, ich mußte in der Blüte meiner Jahre als bedauernswertes Opfer des unseligen Touristensportes verunglücken.

Nachdem ich eine Weile in den Felsen umgeirrt war, ohne auch nur auf einen Augenblick die Möglichkeit des Rückweges aus den Augen zu lassen — denn damit war es mir furchtbar Ernst — fand ich endlich eine Stelle, die mir geeignet schien. Es war ein schauerliches Gewände, das in wilder Zerrissenheit niederstürzte in die Schatten der Tiefe, man konnte sich — besonders bei Nacht und Nebel — beim Abstieg vom Zink sehr leicht hier versteigen und in einen der unzugänglichen Schründe hinabstürzen, von keines Menschen Auge mehr gesehen. Auch kreisten da unten um die Zacken schon ein paar Geier. Die Stelle war überaus malerisch und eines großen Unglückes durchaus würdig.

Ich warf meinen Hut und meinen Bergstock hin und kletterte mit großer Vorsicht zurück an einen sicheren Platz. Dort zog ich aus meinem Rucksack einen braunen Rock und

ein leichtes Hütchen und schließlich auch ein Rasierzeug, womit ich mir meinen langen Vollbart wegschnitt. Dann setzte ich mir Brillen auf, die aus Fensterglas waren, damit sie mein gesundes Auge nicht beeinträchtigen konnten, kleidete mich um und verbarg die abgelegten Dinge auf das sorgfältigste in einer Felsenkluft, die ich dann mit Steinen und Schutt zuwarf.

Nun war es geschehen und ich eilte behendig niederwärts. Gegen Abend war ich wieder in den Waldbergen, wo ich, Hütten und Menschen möglichst ausweichend, die halbe Nacht lang fortging, bis ich, stundenweit vom Zink, in ein breites Tal kam.

Am nächsten Morgen untersuchte ich nochmals meine Erscheinung, ob an ihr wohl nichts Touristisches mehr sei. Anstatt des Rucksackes hing an meiner Seite ein zierliches Reisetäschchen, anstatt des Bergstockes schnitt ich mir einen schlanken Haselstab. In aller Weise entstellt, aber dann frisch gebürstet, gewaschen und gekämmt, wie neugeboren, so munter kehrte ich in ein großes Dorfwirtshaus ein und nahm eine Stube für längere Zeit. Ein Professor aus Wien, der in der Gegend botanisieren will und nebenbei auch in dem Gestein gern umherklopft mit seinem Hämmerl. Das Zimmer ward aber erst aufgenommen, als ich mich überzeugt hatte, daß in dem Wirtshause ein Tagesjournal auflag, denn von nun an wollte ich ja meine weiteren Schicksale in der Zeitung lesen.

Die Tage vergingen langsam. Ich blieb die meiste Zeit auf meiner Stube oder strich in Wald und Tal umher, den Leuten lieber ausweichend als nahend. Das Wetter war sehr schön, die Natur sehr frisch, aber das verfing bei mir jetzt nicht; war es doch ein Abgeschiedener, der da wandelte. Gegen Abend kam die Post in mein Wirtshaus, und

ich haschte nach der Zeitung. Nationalitätenhader in Böhmen. Handelsinteressen im Osten. Verstaatlichung von Eisenbahnen. Schadenfeuer. Schulvereinsfeste. Radfahrerklubs. Sklavenkongreß. Delegation. Sängerfeste. Ausgleichsverhandlungen. Katzenmusiken. Turnvereine. Orientfrage. Fleischergenossenschaftliches. Strike. Liedertafeln. Klerikalismus in Belgien. Theater. Deutscher Sprachreinigungsverein. Realitätenverkehr. Kriegsrüstungen. Studentenkrawalle. Inserate — unendliche Wüste von Inseraten — das war langweilig. Es verging der vierte Tag ohne Unglücksfall im Hochgebirge. Es kam der fünfte Tag, und ich ging ihnen immer noch nicht ab. Am sechsten Tage stand unter den Tagesnachrichten zwischen einer „Klauenseuche" und der „Auslosung von Geschworenen" folgende kleine Notiz:

„Abgängig ist seit einigen Tagen der Maler Hans Waldemar. Er unternahm am vorigen Dienstag angeblich eine Tour auf den hohen Zink und ist bisher nicht in seine Wohnung zurückgekehrt."

Das war alles. Der Ausdruck „angeblich" rauchte mir in die Nase. Das war ja gerade, als ob man sich an meinen Angaben zu zweifeln erlaubte! Na wartet. Ihr sollt mich noch lange nicht in meiner Wohnung sehen!

Am nächsten Tage, er war regnerisch und stürmisch, ging ich doch im Walde um. Als ich des Abends ins Wirtshaus zurückkehrte, saß in der Gaststube der Wirt, und die Zeitung in der Hand brummte er über das leichtsinnige Touristenvolk.

„Abgestürzt ist wieder einer!" rief er mir zu. „Vom Zink."

„Wer denn?" fragte ich.

„Ein Maler, oder so etwas. Warten Sie, wie heißt er denn nur? Waldemor oder Waldmar oder Waldnarr

oder wie. Ist auch ganz gleichgültig. Ein dummer Mensch war's auf jeden Fall, der allein, ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, auf den Zink steigen wollte."

Na, das war nun eine etwas wegwerfende Behandlung.

„Lassen Sie doch sehen," sagte ich und nahm ihm das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Wieder ein Opfer touristischen Leichtsinns. Der Maler Waldemar, von dessen Abgängigkeit wir gestern berichteten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach am hohen Zink verunglückt. Trotz wiederholter Warnung seiner Freunde unternahm er vor einer Woche ohne Führer und ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, eine Tour auf den Zink. In der Schollerschlucht ward er von zwei Sennern gesehen, bei denen er sich nach dem Aufstieg durch die Schrame, bekanntlich der bedenklichste Aufstieg, erkundigte. Auch die Älpler warnten ihn, ohne daß er darauf achtete. Vor zwei Tagen wurde die Bezirkshauptmannschaft zu Braßbach verständigt, welche sechs Holzarbeiter und mehrere Gemsjäger aufbot, um den Vermißten zu suchen. Bis zur Stunde ist keine Spur von ihm entdeckt worden. Der Vermißte ist von mittelgroßer Statur, trägt graue Kleider nach städtischem Schnitt und einen rotblonden Vollbart."

Ich schüttelte den Kopf und dachte: Das geht etwas träge voran. Und nicht ein einziges Wort von dem „großen Verlust, den — im Falle das Schlimmste sich bewahrheiten sollte — die Kunst erleidet!" — Ich fand, daß unsere Berichterstattung noch durchaus unzulänglich ist.

Die nächste Nummer brachte über den vermißten Maler nichts, hingegen die übernächste im Beiblatte einen längeren Bericht:

„Der Maler Hans Waldemar ist ohne Zweifel tot. Zwar konnte bisher seine Leiche nicht aufgefunden werden;

an der Donnerswand aber fand ein Jäger Hut und Stock, die als dem Vermißten gehörig erkannt worden sind. Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Waldemar die hundert Meter hohe, beinahe senkrechte Wand hinabgestürzt ist. Mehrere Mann sind beständig auf der Suche nach dem Leichnam, unter anderen auch Herr Leupert, unser geschätzter Operntenor, der als Freund des Verunglückten die Gegend rastlos durchstöbert."

„Bravo, Leupert!" rief ich aus. Aha, jetzt kommt die Biographie.

„Hans Waldemar," fuhr die Zeitung fort, „wurde geboren 1861 zu Wien als der Sohn eines kleinen Beamten. Er studierte Gymnasium, später Realschule, kam dann als Hofmeister ins Haus des Grafen C., wo er ein halbes Jahr verblieb. Nach absolviertem Militärdienst ging er zum Theater, wo er in L. als Kostümzeichner und Dekorationsmaler tätig war. Auch das behagte ihm nicht lange, und er versuchte es mit der historischen Malerei, mit welcher er übrigens kein Glück hatte, während einige Porträts von ihm bei der vorletzten Kunstausstellung nicht unbeachtet blieben. Waldemar war ein etwas überspannter Kopf, bei welchem in Anbetracht der künstlerischen Mißerfolge auch ein Selbstmord nicht ganz ausgeschlossen ist."

Ich muß gestehen, daß diese Lektüre mich nicht gerade erbaute. Soll das der ganze Nekrolog sein? War das Gewäsch eines so tragischen Unglücksfalles wert? — Ach, die Welt ist herzlos. Aber von dem Leupert ist das wirklich nett. Er war immer ein guter Junge. — Was nützt mir das! — Mir schwant etwas. Gibt's schon keinen verunglückten Touristen, so gibt's doch einen verunglückten Maler. — Ich schleuderte den Wisch aus der Hand und ging mißmutig auf meine Stube. Dort überlegte ich, was nun zu tun sei.

Wenn ich jetzt wieder hervorkrieche, wie läßt sich mein Ausbleiben begründen? Das Liegenlassen von Hut und Stock im Gebirge und vor allem der weggeschnittene Vollbart? Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich absichtlich irreführen wollte. Was kann mein Los sein, als unauslöschlicher Spott oder gar Arrest wegen Irreführung der Behörden! — Wie es jetzt steht, nach allen Seiten hin schlimm, wäre es wirklich schon das beste, die Zeitungsberichte wahr zu machen. — So sehr kam ich in die Desperation, aber zu einem Entschluß kam ich nicht, sondern blieb einstweilen noch im Dorfwirtshause, wo man natürlich nicht ahnen konnte, daß ich der tote Maler sei, und wo man auch gar nicht weiter über den Vorfall sprach. Meinen Nekrolog fand ich sehr bald an einem stillen Orte. O traurige Unsterblichkeit!

Ein nächstes Zeitungsblatt enthielt folgende Notiz:

„Gestern wurde in der Pfarrkirche zu Mariahilf für den verunglückten Maler Waldemar ein Totengottesdienst abgehalten, welchen eine Verwandte des Verstorbenen veranstaltet hatte.“

Bei dieser Nachricht ging es mir kalt über den Rücken. Ein Totengeläute und Requiem, schwarzes Meßgewand und Totenschädel! Und der Abgeschiedene sitzt wohlbehalten in einem Wirtshause und hört der Sache von der Ferne ruhig zu! Ist das nicht die größte Frevelhaftigkeit? Und meine gute Tante Natalie, meine einzige Verwandte, der ich nie etwas Gutes getan, die ich sogar oft betrübt, gedenkt meiner. — Hans, jetzt zeigt sich's, du bist ein niederträchtiger Kerl! Am besten dürfte es sein, wenn du davonläufst in ein fremdes Land und deinen heutigen Leumund, der noch viel zu gut ist, nicht zerstörest. Vielleicht läßt Tante Natalie auch noch ein gußeisernes Kreuz setzen, auf dem dein Name in Goldbuchstaben glänzt.

Das Fortlaufen in ein fremdes Land wollte mir aber der Geldsack nicht gestatten, und eigentlich auch das Dableiben nicht mehr. Mein Wirt schaute mich bisweilen etwas sinnend an. Den Professor aber, der Pflanzen sammelt und mit dem Hämmerchen Steine klopft, spielte ich leidlich.

Also war ich schon fast zwei Wochen in meinem Dorfwirtshause, als die Zeitung eine Neuigkeit brachte, die mich auf das Tiefste beunruhigte.

„Gestern ist auf dem hohen Zink, an der sogenannten Teufelsriese, die Leiche des verunglückten Malers Waldemar gefunden worden. Sie lag in einer engen Felsenkluft, von Raben zerrissen und fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Leiche wurde nach Braßbach gebracht, wo sie nach der Obduktion auf dem Ortskirchhofe beerdigt werden soll.“

Das ist hübsch! dachte ich. Jetzt begraben sie mich, ohne daß ich gestorben bin, ohne daß ich dabei bin. Wer hat mir denn diese Gefälligkeit getan, für mich auf dem Zink abzustürzen? Jetzt brauche ich nur drei Tage zu warten und dann hervorzugehen als ein von den Toten Auferstandener! Das könnte mir noch einen Namen machen — hol's der Teufel!

Gerade vierundzwanzig Stunden lang blieb ich über den Fall im unklaren. Schlief aber nicht dieselbe Nacht; so oft ich einschlummern wollte, fühlte ich an meinem Leibe die scharfen Messer der Obduktion und immer sah ich meinen Doppelmenschen starr und entstellt ausgestreckt in der Totenkammer.

Den Teufel an die Wand malen! Wehe dem Vorwitzigen, der mit ernsten Dingen frivoles Spiel treibt! Das nächste Zeitungsblatt brachte eine Nachricht, bei deren Lesung mir Hören und Sehen verging. Das Blatt noch in der Hand soll ich zusammengebrochen sein. Erst nach mehreren

Tagen des Fieberwütens fand ich mich wieder, aber mit einer fürs ganze Leben zerrissenen Seele.

Die Zeitungsnachricht lautete:

„Der hohe Zink hat rasch ein zweites, noch empfindlicheres Opfer gefordert, und zwar infolge des ersten, vor einigen Tagen gemeldeten. Bei der Obduktion der aufgefundenen Leiche stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht die des Malers Waldemar ist, sondern leider die — unseres beliebten Opernsängers Leupert. Dieser, ein Freund des Waldemar, war tagelang auf der Suche nach dem Vermißten im Hochgebirge umhergeirrt, bis ihn das Schicksal des Freundes selbst ereilt hat. Er verlor wahrscheinlich bei dem letzten Unwetter, das ihn überraschte, Pfad und Halt. Ein Sturz in den Abgrund hat dem braven Mann, von dem wir morgen Näheres berichten werden, den Schädel zerschmettert. Ehre seinem Andenken!“

Die Äpfelträger.

Der Jungbub lag in seinem Bette und dachte bei sich: Jetzt wär's doch schon bald Zeit.

Nachdem der Jungbub dieses gedacht hatte, dachte er eine Weile nichts. Eine erkleckliche Weile. Zu dem Dachfenster schaute die kohlrabenschwarze Nacht herein, im Hof aber krähte schon der Hahn. Nun legte sich der Jungbub auf die linke Seite, denn vorher war er auf der rechten gelegen, aber es war ein Ding, er dachte auch auf der Linken: Jetzt wär's schon bald Zeit, daß ich mich um ein Dirndel umschau.

In diesem Augenblicke pochte es unterhalb des Fußbodens und der Bauer unten in der Stube rief: „Leo! Es ist Zeit!"

Der Bauer sagt's auch, dachte sich der Jungbub und drehte sich wieder auf die rechte Seite.

„Es ist Zeit zum Aufstehen!" rief der Bauer. Zur Bestätigung dessen krähte der Hahn das zweitemal.

„Dummes Geschrei!" brummte der Leo, „ich werd' ja eh nit liegen bleiben."

Als er aus dem Bette stieg, machte er einen ernstlichen Vorsatz. — Schon lang kunnt ich eine haben, wenn ich kein solcher Traumichnit wär'! Was tut denn der Egg-Simmerl? Ist um ein Jahr jünger als ich und hat alle Samstagnacht sein Standel beim Fensterl! Und der Heidel-

Max! So oft er einen Finger ausstreckt, bleibt eine dran hängen. Ich bin auch nicht schlechter. Aufs Jahr komm' ich zu den Soldaten. Das Maß hab' ich heuer schon. Ist ja eine Schand, Soldat zu werden und daheim keinen Schatz verlassen können. Und wenn sich der Mensch vor den Weibsbildern fürchtet, was erst vor dem Feind? Kurasch, Leo, Kurasch!"

Während dieser Morgenandacht hatte der Jungbub sein Gewand angezogen und sein Haar ausgebürstet. Wenn man ein Dirndel haben will, muß das Haar ausgebürstet sein. Weil er keine Haarpomade hat, so netzt er zwei Finger mit der Zunge und streicht damit an den beiden Schläfen die Locken nach vorne.

Als er hierauf die dunkle Stiege hinabsteigt, steht unten im Vorhause, ganz nahe an der Stiege, die Jungdirn. Er erkennt sie sofort, streicht sogar ein wenig an ihre Achsel, sagt aber nichts als: „Oha! Da hätt' ich bald wen umgestoßen!"

Als er in die Gesindestube tritt, denkt er: das ist dumm gewesen, daß ich sie nit besser angeredet hab', die Regerl, und ihr eins aufs Göscherl druckt. Ist eh so wunderselten, daß die an der Stiegen steht.

Der Bauer steht am Tisch und schneidet Brot in die Milchsuppe.

„Geh'", sagte er zum Leo, „setz' dich gleich dran. Du mußt heut auf Sankt Mirten hinaus um Äpfel. Zwei Metzen hab' ich kauft beim Stadlhofer, faßt's auf, was Platz hat und tragt's heim. Die Regerl geht mit dir."

Die Regerl geht mit? — Da stutzte der Knab', und jetzt können wir ihn einmal ansehen. Er ist hoch aufgeschossen, aber gefüg (schlank, schmal). Ein schier feines Gesichtel und noch kein Bart. Braune sanfte Augen, die

aber manchmal aufblitzen und ein freundliches Feuer zeigen. Wenn der Kopf mit dem Flachshaar nicht etwas zu sehr nach vorn geneigt, die Brust ein wenig mehr herausgekehrt wäre und die Knie nicht die spitzen Knie machten, die sie eben machen, so wär's ein sauberer Bursch. Nun, das wird sich bei den Soldaten schon geben.

Kaum wir also den Jungbuben fest haben, tritt auch schon die Jungdirn in die Stube. Sie ist bereits fertig, hat ein Gewand an, das für den Sonntag etwas zu „leicht", für den Werktag zu gut und für ein Äpfeltragen von Sankt Mirten her just recht ist. Die Regerl schmunzelt ein bißchen, ich weiß aber nicht warum. Ursache hat sie dazu, denn sie ist eine frische, dralle Dirn. Weiß Gott, wie viele Liebhaber sie schon hätte foppen müssen, wenn sie nicht einen Schaden hätte mitten im Gesicht. Mitten in der Oberlippe, wo bei anderen Leuten das feine Rinnlein ist, hat sie eine Scharte bis zur Nase hin, die Leute nennen das Hasenscharte und die Burschen haben das Vorurteil, daß es sich darauf nicht wohl busseln ließe, „weil die Busseln alle durchfallen". Die, so sich über das Vorurteil hinaussetzen, sollen sich aber nicht zu beklagen haben.

Nun, jetzt essen sie miteinander die Milchsuppe, dann nimmt er einen Hanfsack und nimmt sie einen Hanfsack, und nachher gehen sie miteinander davon. Es ist ein noch kaum dämmernder Herbstmorgen, der Leo geht über den hartgefrorenen Boden voraus, die Regerl geht hinter ihm drein.

„Ist noch nit einmal der Morgenstern auf," sagt er.

„Nein," sagt sie, „der Morgenstern ist noch nit auf."

„Hopsa!" sagt er, denn er war über einen Stein gestolpert.

„Fall nit," sagt sie.

Sie kommen in den Wald.

„Tun wir doch ein bissel stader gehn," sagt die Regerl, „sonst kommen wir zum Ländkreuz, eh' es licht wird."

„Das macht ja nichts," sagt er.

„Jessas!" sagt sie, „weißt es denn nit, Leo, daß es gespenstern tut beim Ländkreuz?"

„Gespenstern? Alsdann laufen wir, daß wir bald hinkommen, gespenstern möcht ich einmal sehen!"

Denkt sich die Jungdirn: Wenn du in allem so viel Kurasch hättest!

„Tun wir uns zusammenhalten allzwei," schlägt sie vor, „nachher fallen wir nit so leicht."

„Tun wir's," gibt der Bursche bei und sie hängen sich Arm in Arm ein.

Jetzt ist's, dachte der Leo, jetzt hab' ich sie bei der Hand, wie es so lang mein Verlangen ist gewest. Was ist dran? Dran ist schon was, aber schamen tu ich mich. Und wenn mir nur eine schicksame Red' wollt einfallen.

„Geh'n wir halt miteinander Äpfel tragen, gelt!" sagt er.

„Geh'n Äpfel tragen, ja," antwortet sie.

Er spürt etwas wie Atemnot. „Der Fußsteig ist doch zu schmal für zwei nebeneinand," sagt er und läßt ihren Arm los. Und gehen hierauf wieder hintereinander. Als sie jedoch in die Nähe des Ländkreuzes kommen, das am Waldrande steht und wo manchmal zur nächtlichen Stund' ein geisterhaftes Lichtlein gesehen oder ein Totenvogel gehört wird, hängt sich die Jungdirn neuerdings an den Leo und weit fester, als vorhin; denn wer so große Angst vor den Geistern hat, der flüchtet sich gern zu den Leibern.

„Jetzt steigt er auf!" rief der Leo plötzlich.

„Um Gottel willen, wer?" hauchte die Regerl erschrocken.

„Der Morgenstern."

Und war auch so. Es kam allmählich der Tag, und

das bereifte Gras, über das sie nun schritten, knisterte immer unter den Füßen.

Wenn wir nur erst rasten, dachte sich der Bursche, nachher nehm ich sie um den Hals. Als die Sonne aufging und sie an einen Reisigstoß gekommen waren, gestand die Jungdirn, daß sie schon müde sei. Sie setzten sich auf das Reisig, ganz nahe setzten sie sich zusammen und der Leo dachte: Jetzt kunnt ich sie schön um den Hals nehmen, wenn mir nur die Sonne nit so in die Augen scheinen tät. Will doch lieber warten, bis es wieder dunkler ist. Und bös kunnt sie auch werden, wenn ich jetzt beim hellichten Tag so Dummheiten wollt anfangen.

Sie rückten wieder an. Jetzt ging's eine Stunde lang in der schönsten Gegend dahin und der Leo freute sich schon auf den Heimweg. Da wollten sie sich Zeit lassen und Äpfel essen.

„Ißt du gern Äpfel, Regerl?" fragte er seine Genossin.

„Wer wird denn nit gern Äpfel essen?" gab sie schier unwirsch zurück.

Mittlerweile war allmählich der Himmel trüb angelaufen, und als unsere zwei Leutchen nach Sankt Mirten kamen, begannen Flöcklein zu fallen.

„Jetzt kommt der Winter," sagte der Leo.

„Ist schon den ganzen Weg her so frostig gewesen," antwortete die Jungdirn.

Sie gingen zwischen Obstgärten hin. Die Birnbäume waren schon abgeerntet, auf anderen Bäumen prangten noch die schwellenden Früchte: buttergelbe Äpfel und blaubereifte Zwetschken. Ein wonniger Anblick für Leute aus dem Hinterberge, besonders wenn sie lecker sind.

„Daß aber bei uns auf dem Hinterberg gar kein Obst wachsen will!" bemerkte der Bursche.

„Auf dem Hinterberg wachſt nix Gutes," antwortete die Regerl, „will eins was haben, ſo muß man nach Sankt Mirten heraus. Ich möcht am liebſten gleich dableiben."

„Wär nit übel!" ſagte der Leo.

So kamen ſie glücklich zum Stadlhofer. Der alte Stadlhofer war ſehr hager und ſehr ſchlank und durchaus krumm: krumme Beine, krumme Ellbogen, einen krummen Rücken und eine krumme Naſe. Zum Glücke nahm er die zwei Leute aus den Hinterbergen nicht krumm, ſondern brachte ihnen ein Krug Apfelmoſt. Die Regerl trank ihn gern ſüß, wie er war, der Leo hätte ihn lieber etwas mehr gegoren gehabt, denn er war für die „Schneid". Jetzt war auch der junge Stadlhofer da, an dem war nichts krumm, als der Blick, mit welchem er den Jungbuben anſchaute. Er ſchnitt von einem großen Laibe Brot ein Stück ab, ſchob es der Regerl hin und gab ihr den guten Rat, das weiße Stück Brot in den ſüßen Moſt zu tauchen und dann in den Mund zu ſtecken. Das tat die Jungdirn etliche Male und wurde luſtig dabei.

Als ſie luſtig war, gingen die dreie, der Leo, die Regerl und der gerade Stadlhofer in den Keller hinab, um die Äpfel einzuſacken. Da waren an den Wandecken große Haufen von ſchönen roten und gelben Äpfeln aufgeſpeichert — und während die beiden vom Hinterberge daſtehen und ſich hell verwundern über das viele Obſt, muß der junge Stadlhofer hinaufgehen und den Alten fragen, von welcher Sorte er einfaſſen laſſen ſoll. Der Alte redet eine Weile ſo herum, er möchte nicht die beſſere und auch nicht die ſchlechtere Gattung wegtragen laſſen, den jungen Leuten im Keller wird einſtweilen die Zeit lang und wie der Leo nachſehen will, wo der Stadlhofer ſo lange ſteckt, merkt er, daß die Kellertür ins Schloß gefallen iſt, der Schlüſſel

steckt von außen und sie sind eingesperrt. Dem Leo sprang vor Schreck alles Blut zum Herzen, die Regerl erschrak nicht, sondern lachte über den Schreck des Burschen. Zum Glücke kam nun der junge Stadlhofer wieder, öffnete und belehrte die beiden, daß, wenn der Mensch im Keller sei, der Schlüssel niemals außen, sondern stets innen stecken müsse. Er steckte ihn auch in diesem Sinne um. Wie sie hernach Äpfel einfassen sollen, merkt der Leo erst, daß er seinen Sack oben in der Stube beim Mostkruge vergessen hat. Er geht die finstere Stiege hinauf, um ihn zu holen, und dieweilen hält im Keller die Regerl ihren Sack auf und der junge Stadlhofer schüttet ihr mit einer Handschaufel Äpfel hinein.

Wie der Leo von der Stiege herab mit seinem Sacke zur Kellertür zurückkommt, ist sie wieder in das Schloß gefallen und diesmal steckt der Schlüssel von innen. Alsbald schlägt er einen Höllenlärm, denn es ist kein Spaß — Die drinnen können im Keller bei verschlossener Tür leicht ersticken. Zu seinem Troste hört er ein Lebenszeichen.

„Heißt das Äpfel einfassen?“ schreit die Regerl hell, „ich nehm, was mein Bauer gekauft hat, und sonst nichts.“

Endlich war die Tür wieder offen und nun wurde der Sack des Leo angefüllt. Hernach band sich der Bursche seine Last auf den Rücken, und die Jungdirn tat dasselbe mit der ihrigen. Der gerade Stadlhofer half ihr dabei. Als sie — der Leo voran, die zwei anderen hinterdrein — die Stiege hinaufgingen, flüsterte der junge Stadlhofer dem Dirndel ins Ohr: „Denk halt immer einmal ein wenig an mich.“

„Kunnt mir einfallen!“ rief die Regerl, „ich hab' an mich selber zu denken.“

„Ist das dein Ernst?“ fragte er.

„Ja, zum Spaßmachen ist's mir zu finster, da auf der Stiegen."

Der Stadlhofer legte seinen Arm um den vollen Sack, den die Jungdirn auf dem Rücken trug und sagte geschmeidig: „Wirst doch an mich denken, ich wett drauf!"

Draußen war alles weiß, und dicht fielen vom Himmel die Flocken. Die Obstbäume neigten ihre Äste, denn an den Rest des Laubes schmiegte sich der Schnee. Unsere beiden Äpfelträger schritten fürbaß, der Leo voran, die Regerl hinterdrein. Er trat ihr den Pfad und fragte manchmal: „Tragst schwer, Regerl?"

„Der Sack ist nit gering," antwortete sie. Doch nach einer Stunde, als der Bursche in dem immer dichter werdenden Schnee unter seinem Bündel keuchend dahinschritt, ging die Jungdirn immer noch hübsch aufrecht. Ihm ward ums Rasten, sie war noch gar nicht müde.

„Scham dich!" rief sie ihm zu, „du bist ein Mannsbild und ich ein Weibsbild. Und ich bin stärker wie du."

„Ich wollt mich gern schamen," antwortete er, „aber es wird halt nicht viel helfen. Mein aufgebundener Buckel druckt mich sackerisch."

„Geh', was du sagst!" lachte sie, „so ein Sackel tragen ist ja ein Kinderspiel! Man gewohnt's, und statt schwerer, wird's alleweil leichter. Man gewohnt's."

Es dunkelte schon der Abend, als sie durch den Wald hinanstiegen gegen ihr Bauernhaus auf dem Hinterberge. Da blieb die Regerl plötzlich stehen und sagte: „Leo, jetzt schreckt mich was!"

Er wendete sich nach ihr um.

„Jetzt getrau' ich mich nit, nach meinem Äpfelsack zu schauen," sprach sie ganz verzagt. „Ich hab' hinten was

hinabpatschen gehört. Jessas Marossas! Leo, mein Apfelsack hat die Schwindsucht kriegt!"

Und jetzt nahmen sie es wahr. Das Rückenbündel der Jungdirn hatte unterhalb ein Loch und da war den langen Weg her nach und nach Apfel um Apfel herausgeschlüpft und in den weichen Schnee gefallen. Mehr als zur Hälfte war der Sack jämmerlich eingeschrumpft und die Regerl wollte vor Schreck selber in den Schnee fallen. Sie fiel aber nur an den Leo hin, der festgestemmt dastand.

Als sie so weit wieder zu sich kam, ballte sie die Fäuste und rief mit Zähneknirschen: „Du verfluchter Stadlhoferbub, du höllischer!"

„Was kann denn der Stadlhofer dafür!" sagte der Leo.

„Der jung Stadlhofer, der hat mir den Sack aufgezwickt!" schrie sie, „ah, darum hat der Lump gesagt, ich tät schon noch an ihn denken, er wollt drauf wetten. Weil ich ihn net mag, den schlechten Lotter, so hat er mir das angetan. Den Apfelsack hat er mir aufgezwickt. Jetzt weiß ich's. Wie wir über die Kellerstiegen sind gegangen und er mir seinen Arm so hat umgelegt, da ist's geschehen. O, du verdangelter Spitzbub, du!"

„Was hilft das Geschrei!" sagte der Jungbub, „das Loch hast, da hilft dir alles nichts, und die Äpfel sind auch hin."

„Aber Jesseles, na, was fang' ich jetzt an?" klagte sie, „was wird mein Bauer sagen!"

„Fürs erste," meinte der Bursch, „stopfen wir einmal die Klaft zu." Er tat's mit Flechten, die er von einem Fichtenbaum gerissen. „Nachher schütt' ich dir von meinem Sack in den deinen Äpfel über und sagen zum Bauer, wir hätten in dem Höllenwetter nit mehr als so viel tragen

mögen und das weitere werd' ich mit dem Stadlhofer abmachen."

So war's ihr recht. Und als sie wieder dahingegangen waren und schon gegen das Haus kamen, blieb die Regerl noch einmal stehen, wendete sich gegen den Jungbuben und sagte: „Wenn du nur um Gottes willen kein so eiskalter Holzklotz wärest! Schau, du bist sonst ein guter Kerl!"

„Meinst?" entgegnete er und guckte sie schief an. „Regerl, paß auf, bis der Holzklotz erst brennend wird! Der macht dir noch warm. Paß auf."

Ihr Leute, das war ein prophetisches Wort. Schon in der allernächsten Zeit entzündete sich der „eiskalte Holzklotz", und es entstand ein solches Feuer, daß es in der Kammer der Regerl sonnenlicht war, Tag und Nacht.

„Ich weiß nur ein Mittel, es zu löschen," sagte der Bauer auf dem Hinterberge, „wenn das nichts nutzt, dann ist's unlöschbar. Heiraten wir sie zusammen."

Nach einigen Jahren geschah das — die wabende Lohe verlosch allmählich, aber die Glut glost rot und manchmal Funken sprühend noch immer fort und erwärmt das Häuschen des Ehepaares.

Und der gerade Stadlhofer? Mit dem hatte es der Leo längst so stramm abgemacht, wegen des Lochaufschlitzens, daß er auf ein paar Tage lang auch krumm geworden war.

Die Toten reiten schnell.

„Ich sag' einen guten Morgen, und unser alter Einleger laßt bitten um einen Totengräber." Diese Botschaft richtete der Knabe des Alitschhofers beim Nachbar Graserer aus.

Der Nachbar Graserer hatte die Worte ganz gut verstanden, trotzdem fragte er und fragte barsch: „Wer laßt bitten?"

„Der alte Einleger Augustin."

„Der Augustin? Einen Totengräber, für wen denn?"

„Für sich selber," berichtete der Knabe. „Vorgestern ist er schon so viel letz gewesen. Gestern hat er gesagt: seine weiße Kuh sollten wir melken, hat aber gar keine gehabt, und heut bei der Nacht ist er gestorben. Morgen am Abend muß das Grab fertig sein."

„Grab fertig sein, Grab fertig sein!" begehrte der Graserer auf. „Gestorben ist leicht und anschaffen ist leicht. Mein Knecht ist die Wochen oben im Holzschlag, der hat nit Zeit. Die Dirn kann ich schicken."

„Die Dirn ist auch recht," sagte der Knabe.

Es geht armselig zu in einer Gemeinde, die nicht einmal einen bestellten Totengräber hat. Vier oder höchstens sechs Leute, mehr rücken des Jahres nicht ein. In der kleinen Waldgemeinde will niemand sterben. Wäre unter solchen Umständen ein trauriges Geschäft, Totengräber zu sein! — Nun, wenn einmal der Fall eintritt, da heißt's eben

roboten. — „Heut' ist's an mir, morgen ist's an dir," sagt das Totenlied, und tatsächlich: Heute ist's an dem Stadlbaumer, morgen an dem Kohlreuter, daß er einen Gräber beistellt, und ein andersmal ist's wieder an einem andern. Diesmal ist's an dem Graserer, und der Graserer schickt die Dirn auf den Friedhof.

„Die Dirn ist auch recht", hat der kleine Lecker gesagt. So ein Binkel hat keine Vorstellung davon, wie knallbaumfest der Erdboden ist, auf dem die Leut das ganze Jahr umtrappeln; wie tief das Loch sein muß, und daß es auch eine Form haben soll, nit etwa wie eine Krautgruben oder gar noch schlechter. Ein Weibsbild, das nit einmal einen Heuschober machen kann, nit einmal eine ordentliche Furche pflügen, soll ein sauberes Leutgrab zuweg bringen? Zum Lachen ist's!" — So gebärdete sich der Alitschhofer, als die Nachricht vom Graserer kam, und sah nun ein, daß er seinen älteren Buben, den Ladisl, auf den Kirchhof schicken müsse. Der soll der Graserer-Dirn helfen.

War's also an einem taufrischen Frühsommermorgen, daß ein strammer Bursche, Spaten und Schaufel auf der Achsel, hinabging gegen das Kirchdorf. Er jodelte heute nicht, pfiff auch kein Liedel, wie das sonst seine Art war, wenn er voller Lust hinschlenderte unter dem sonnigen Himmel. Er war sonst ein aufgeweckter Junge, ja, war es eigentlich auch heute, doch hätte er gerne noch länger geschlafen. Gestern beim Kirchtagstanz gewesen, um Mitternacht nach Hause gekommen, übel bei Humor gewesen, weil's bei diesem Kirchtag mit der Liebschaft nicht gestimmt hat, heute Totengräberdienst — es wird immer schöner auf der Welt!

Der Ladisl geht fürs erste zum Pfarrer, daß er anfrage, wohin der alte Einleger Augustin gelegt werden soll.

„Mein Gott, wohin denn? Wir sind mit der Reihe beim großen Kreuz. Würde mancher Reichbauer froh sein, wenn er den Ehrenplatz könnte haben mitten auf dem Kirchhof beim Kreuz. Wollen aber keinen Umweg nehmen. Der Augustin hat sich im Leben abseits halten müssen, so soll er jetzt seine Ruhstatt mitten drin haben."

So sprach der Pfarrer, ging mit dem Burschen nach dem Friedhof hinaus, der abseits des Dorfes zwischen den Feldern lag, und zeigte ihm die Stelle, wo zu graben war. Dann brachte er von der Beinkammer einen langen, viereckigen Stab herbei, auf dem durch Einschnitte bezeichnet stand, wie lang, wie breit und tief das Grab zu machen war. „Nimm dich halt hübsch zusammen," sagte er, „daß es auch was gleichsieht, wenn es fertig ist. Und geradeckig, mit dem Winkelmaß arbeitest. Legst nachher Bretter an, daß die Erden nicht wieder hinabrutscht über den Rand. Sollt es unten feucht sein und die Wände niederbrechen wollen, so stemmst Spreizen ein. Die Knochen, und was du so findest, wirfst auf die Seiten und tragst sie nachher ins Beinhaus. Und nur fein tief niedergraben, sonst werden wir allzwei gestraft."

Der Ladisl tat bei diesen Anweisungen nichts, als beständig mit dem Kopf nicken, daß er es schon so machen werde, und als der Pfarrer hernach davon war, lehnte der Bursche Spaten und Schaufel an ein hölzernes Grabkreuz und stopfte sich die Pfeife an.

Dort auf dem Felde drüben waren Ackersleute, und das „Hi" und „Hott" des Ochsenführers konnte man herüberhören in den stillen Garten. Als die Pfeife brannte, stand der Ladisl auf dem Spaten gestützt da, schaute auf den Rasen nieder und murmelte bei sich: „Jetzt, wie werd' ich das angehen!" — Endlich stach er in die Erde.

— „Geht der verdammte Lümmel her,“ sagte er während des Arbeitens vor sich hin, „und nimmt mir's Mensch weg! — Aber ich werd' ihn schon kriegen. — Der kommt mir noch selber unter die Finger. — Mit ihr ist's aus. — Keine solche brauch ich nit. — Was ist denn das für ein harter Knarz da drinnen? Trumm von einem alten Grabstein. — Kenn' dich nimmer, will ich sagen, wenn sie mich anredet. Krieg' Bessere, wenn ich will. Wann sich eine vom erstbesten Lumpen wegführen laßt, da hab' ich schon genug. Hab eh' nichts von ihr gehabt, Gott sei Dank. Heraus mit dir!“

Das letzte Wort sagte er zum Knarz, riß ihn mit dem Spaten locker und stieß ihn dann mit dem Fuße seithin.

„Mir scheint, heut' haben wir ein schönes Geschäft miteinand,“ rief jetzt eine helle Stimme.

Der Bursche blickte auf, stand die Graserer-Dirn vor ihm. Sapperment, war das ein Mädel! Heute zwar im Werktagsgewand und barfuß, daß ihr die Erde nicht sollte in die Schuhe rieseln können. Das muntere Köpfel mit einem schwarzen Tüchel umwunden, ringeln sich aber die Goldhaare überall hervor. Um den Busen kreuzweise ein rotes Tuch gespannt, aber am Halse guckt die weiße Pfaid hervor. Das Jöppel hat sie ausgezogen im Ellbogen hängen. Es ist im Morgen schon so warm. — Heute wird's heiß.

Der Ladisl hatte sich von ihr weggewendet, grub emsig Erde auf, endlich aber richtete er sich in die Höhe, blickte sie finster an und fragte: „Was willst denn du da?“

„Mein Bauer schickt mich,“ antwortete sie, „ich soll ja totengraben helfen.“

„So,“ sagte er und grub weiter, ohne sich um das Mädchen zu kümmern.

Das war eine Weile so dagestanden, endlich fragte es: „Also, wo soll ich denn angreifen? Der Meister wirst wohl du sein, bei dem Geschäft.“

Sie hatte, während das Wort heraussprang, die Bosheit selber nicht bemerkt, die darin lag, jetzt dachte sie: Ist auch gut, hat er gleich eins.

Er wollte sofort eine schneidige Entgegnung machen, hielt aber zurück. Mit Weibsbildern streiten! Das wäre so etwas! Und schon gar bei so einer Arbeit. Sie ist ihm ja fremd, und mit fremden Leuten streitet man nicht.

„Nimm die Schaufel und heb' Erden aus,“ befahl er kurz.

„Zu dienen, gnädiger Herr,“ antwortete sie gereizt. Dann arbeiteten beide auf dem engen, rasenlosen Fleck, der Bursche grub Erde locker, das Dirndl hub sie aus. Er warf die Pfeife auf den Rasen hin, sie irrte ihn in der Arbeit; bald zog er auch den Rock aus und warf ihn ebenfalls hin. Das Dirndl spuckte sich zeitweilig in die hohlen Hände, damit sie den glatten Schaufelstiel besser halten konnten. Keines sagte ein Wort.

Als sie solcherweise etwa knietief eingegraben hatten, zuckte das Dirndl plötzlich mit der Schaufel, daß die aufgefaßte Erde wieder hinabglitt und in ihr ein rötlichbraunes Stäbchen mit Knollen an beiden Enden. Die Dirn tat einen tiefen Atemzug, es zitterten ihr die Hände. „Ein Totenbein,“ sagte sie dann mit leiser Stimme.

Der Bursche hörte es nicht, sondern grub. Die Erde war schwarz, manchmal lag ein moderiges Holzsplitterchen darunter.

Das Dirndl legte die Hand auf des Burschen Achsel und sagte: „Ladisl, du bist bös auf mich.“

„Wüßte nit, warum,“ so er und grub.

„Von gestern her,“ fuhr sie fort. „Schau, wie hab' ich

es wissen können, daß es dir nit gleich ist, mit wem ich tanze."

„Mir ist's auch nit gleich!" fuhr es aus dem Burschen heraus. Das war dumm, dachte er dann bei sich.

„Der Straubingerische hat mich halt eingeladen."

„Weswegen just dieser Straubingerische?"

„Lieber Gott, weswegen soll just der nit mit mir tanzen?"

„Ich hab' dich angeredet," erinnerte er.

„Du hast mir ja kein Wörtel gesagt, daß ich mit dir allein tanzen soll."

„Das hättest dir denken können," sagte er.

Das Dirndl ließ so ein wenig ihr Köpfel sinken und fragte dann bescheidentlich leise: „Bist du mir denn so gut, Ladisl?"

— Das ist doch selbstverständlich! wollte er derb herausfahren, fiel ihm aber noch rechtzeitig ein: Es ist wahr. Wie soll sie es denn wissen? Ich hab' ihr's ja noch nicht gesagt.

Er faßte jetzt ein wenig eine Falte ihres Kittels: „Jungerl! Ich kann's nit leiden, wenn du einen andern anschaust. Ich weiß nit warum."

„So, eifersüchtig! Und hast mich nit einmal gern," sprach sie, denn jetzt wollte sie es herauskriegen.

„Wer sagt denn das?" fuhr er auf und warf seinen Arm um ihren Nacken.

„Oha!" sagte sie und schlüpfte unterhalb durch. Dann wurde sie rot im Gesicht.

„Jungerl," sagte er weich und voller Demut, „jetzt sollst mir aber ein Busserl geben!"

„Wer wird denn gleich so — so —," entgegnete sie, blieb jedoch stecken und deutete gegen das Feld hin, wo die Ackersleute waren.

— Sie hat recht, dachte der Ladisl, die dort sehen herüber, brauchen's nicht zu wissen. Rasch hub er wieder an zu graben und sie zu schaufeln. Sie tat's aber jetzt viel flinker und unverdrossener als früher. Und als es in den hohen Mittag ging, waren sie schon erklecklich tief in der Erde.

„Ist aber das spaßig," rief plötzlich die Jungerl, „wie kommt denn in die Erden da eine Kegelbahnkugel hinein?" Denn in der Wand stak so etwas. Der Bursche hackte es mit dem Spaten hervor, da tat das Mädel einen hellen Schrei, zu ihren Füßen lag ein Totenschädel und glotzte sie mit seinen Augenhöhlen an.

Sie knüpften aber weiter keine Betrachtungen daran, der Bursche warf den Schädel mit der Hand über den Rand hinaus, daß er hinkollerte über das Gras und in einem Busch von Löwenzähnen und wildem Klee stecken blieb.

Die Mittagsglocke rief sie ins Dorf zum Essen. Nach demselben war über der Welt die träumende Stille des heißen Sommertages. Die zwei Leute stiegen wieder in den Schacht. Die Jungerl mußte sich schon auf die Achsel ihrer Schaufel stellen, wenn sie über den Rand hinausblicken wollte in die weite Welt. Der Bursche sah ohne weitere Anstrengung alle Friedhofskreuze und zwischen ihnen die fleißigen Ackersleute drüben auf dem Felde. Bei der Arbeit stießen sie sich immer mit den Ellbogen an; es beschwerte sich aber keines darob. Dem Mädel war eigen ums Herz. So unheimlich und so selig! Wie oft hatte sie an diesen Menschen denken müssen! — Wenn sie ein Vierzeiliges gesungen, war allemal er darinnen gewesen. — So nahe war sie noch nie bei ihm gestanden, ihr Lebtag nie. Wenn sie aber bedachte, wo sie beide standen, da graute ihr, da wurde ihr das Mark kalt. Und doch hätte sie ihn

nicht mögen allein lassen an diesem engen, tiefen Orte. Der Tag war schwül, aus den Wänden des Grabes ging ein frischer, kühler Erdgeruch.

„Es muß ja schon bald genug sein," sagte sie.

„Sobald ich nit mehr drüber hinausschauen kann, ist's genug," darauf der Bursche. „Was brauch' ich den Maßstab, der bin ich mir selber."

„Da wird er gut rasten," bemerkte sie nun und meinte den alten Einleger Augustin.

„Hat eh' nichts Gutes gehabt auf der Welt," hernach der Bursche. „Ein Waisel (eine Waise). In der Kindheit umhergestoßen worden unter fremden Leuten, dann beim Vieh. Ist auch nit viel Freud. Nachher Soldatenleben. Alsdann wieder Bauerndienen und nichts als Bauerndienen. Das Heiraten haben sie ihm auch verboten. Wer kein Geld hat, muß allein bleiben. — Hat keinen Menschen gehabt, der zu ihm gestanden wär. Als Bettelmann gestorben. So weit kann man's bringen, wenn man alleweil Bauern dient und brav bleibt. — Man sollt eigentlich nit zu brav bleiben auf der Welt. Was meinst, Jungerl?"

„Das Bravsein allein wird ihn auch nit zum Bettelmann gemacht haben," sprach das Mädel.

„Da hast wieder recht," sagte der Bursche, „und jetzt sieht's niemand mehr, jetzt wirst mir ein Bussel geben."

„Ich bitt' dich, herzliebster Bub, laß mich aus!" flehte sie. „Mir fallt das Lied ein: Wie reiten die Toten so schnell!"

„Was sollst du dich denn fürchten, bin ja ich bei dir!" setzte der Bursche aus dem Liede bei.

„Ein andersmal," flüsterte sie, griff fester den Schaufelstiel an und schaufelte Erde auf. Der Ladisl dachte: Laß nur Zeit, wir sind noch nicht tief genug. Er hieb mit seinem

Spaten in ein verfaultes Holz, riß es los, da taumelte er zurück, soweit es der Raum gestattete. Das Mädel barg sich an seine Brust und verdeckte das Gesicht. — Zu Füßen lag lang ausgestreckt ein Menschengerippe, teilweise mit Fetzen schwarzen Tuches bedeckt, am Schädel noch Haare...

Im nächsten Augenblicke stand unser junges Paar auf grünem Rasen, es wußte selbst nicht, wie es aus der Tiefe emporgeschnellt war.

— „Die Toten reiten schnell!“ sagte die Jungerl fast stöhnend vor Grauen.

„Es ist merkwürdig, wie einen das packen kann,“ murmelte der Ladisl, gleichsam zur Entschuldigung, daß auch er sich aus der Tiefe geflüchtet hatte. „Mir ist selber ganz kalt über dem Rücken. Menschenknochen. Ein richtiger Totengräber sieht sie jeden Tag, wie unsereiner auf der Heide die Steine und die Baumwurzeln. Was ist denn dran? Totenbeine, wer gestorben ist. Desweg wird der Gräber sich die Lebendigen nit verdrießen lassen, wenn er kein Narr ist.“

„Daß wir uns just heute vertraut haben!“ sagte sie. „Und bei einer solchen Arbeit! Es kann kein gutes Vorbedeuten sein!“

„Na, sei so gut, heb' nur so an!“ rief der Bursche, „wirst kein bettgroßes Fleckel Erden finden auf der Welt, unter dem nit einer liegt, oder gelegen und verfault ist. Wenn das allemal ein schlechtes Bedeuten wär'! Es gibt, sagt der Schulmeister, gar nichts so Kräftiges und Lebendiges und Fruchtbares, wie Erden, und ist doch lauter Verfaultes. Freilich reiten sie schnell, die Toten — sind schon wieder vorüber.“

„Seid ihr fertig?“ fragte hinten eine Stimme. Der Pfarrer war's.

„Ja, Hochwürden, wir sind fertig," antwortete der Alitschhofer-Sohn.

„Also bringet ihn morgen herab."

„Morgen tun wir den Toten begraben," sagte der Ladisl munter, „und übermorgen —"

„Was meinst?"

„Übermorgen kommen wir zwei in den Pfarrhof und tun uns versprechen."

„Ihr Lottervolk!" rief der Pfarrer. „Versprechen? Ihr euch? Wie hat sich denn das so schnell gemacht?"

„Da unten — — —"

Ich hätte diese Liebeserklärung im Grabe nicht erzählt, wenn sie nicht die Geschichte jenes greisen, braven Ehepaares wäre, das erst vor kurzem seine goldene Hochzeit gefeiert hat. In jenem Grabe, in das damals der alte Einleger Augustin gesenkt worden war, hatte sich seither noch mancher und mancher gründlich ausgerastet und war dann wieder zum Vorschein gekommen in neuer Verwandlung. Der Ladisl und die Jungerl aber sind nicht überirdisch geworden, sondern oberirdisch geblieben und haben eine Menge Menschen in diese liebe Welt gerufen, die Gott erschaffen hat. Alle sechzehn oder siebzehn Jahre geht's einmal im Kreise herum auf dem Kirchhofe. In ein paar Jahren kommt die Grabreihe das drittemal an jene Stelle, wo sich unsere zwei Menschen dazumal so nahegetreten waren. — Die Toten reiten schnell.

Dirndl anbinden.

Ich muß doch erst erzählen, wie die dicke Gimpelpichlerin bittweise vor der Gansmaierin stand, über den blau-beschürzten Bauch die fettstrotzenden Finger ineinander-geschlungen: „Gelt du, Nachbarin, ich derf dich heut' um etwas anhalten?"

„Wenn's g'schehen kann. Tu's nur sagen." Also antwortete die Gamsmaierin. Denn die beiden Nachbarshöfe waren verträglich miteinander und aushelferisch, wie es auch sein muß in den unwirtlichen Bergen, wo die drohende Natur den Menschen zum Menschen jagt. „Also, wenn's g'schehen kann, Nachbarin, so tu's nur sagen."

„Lachen wirst," lachte die Gimpelpichlerin, „was raitest dir denn, daß ich heut' möcht'?"

„Uh mei, was kunnt ich mir raiten?"

„Eine Katz', wenn du mir tätest leihen. Nur auf ein paar Tag'. Gelt, zum Lachen."

Da lachten sie beide.

„Habt's denn so viel Mäus'?" fragte die Gamsmaierin.

„Frei aus der Weis ist's. Drei Speckfallen schon hat er aufgestellt, mein Alter. Umasunst, 's fangt sich keine. Zur nachtschlafend' Stund', du glaubst mir's nit, wie's in der Hinterkammer raspeln tut. Meine Mali sagt's auch — wie ich sie g'fragt han. Gelt, liebeste Gamsmaierin, du laßt mir sie a wengerl her, deine Katz'?"

„Was lauter, du Narrl. Hast ein Korb bei dir oder was? Nit? Nachher bringst ihn nit in dein Haus. Der

Kater — du glaubst es nit, wie der kratzt. Wart', einen Buckelkorb tu' ich dir her, ein Tuch drüber binden. — Kimm, Katerl meins, gehst ja auf die Jagd jetzt, gelt!"

Das letzte Wort war schon zum Kater gesagt, und so kam der in den Gimpelpichlerhof.

Aber der Kater war zu fett und zu faul. Die Mäuse polterten wie vorher, es mußten auch Ratten dabei sein. Vom Mädel war zu loben, daß es sich nicht fürchtete so allein in der Kammer, und war doch als Kind so schreckig gewesen. Die Mali hätte sich doch vielleicht auch jetzt noch gefürchtet, aber — sie hatte Beistand. Einer der braven Nachbarsburschen war es. Der hielt Wache an ihrem Fenster. Zuerst draußen, nachher — wie's halt schon geht. Daß Bauersleute mit Licht sparen, das weiß man, nun, so bleibt es nicht aus, daß einer im Finstern wo anstößt — und deshalb waren die paar Mäuslein ihres Lebens nicht mehr sicher, und sind doch ganz unschuldig gewesen.

Es hatte nämlich, mit Verlaub zu sagen, die Gamsmaierin nicht bloß einen grünäugigen Kater, sondern auch einen braunäugigen Buben. Dieser hatte kaum erwarten können auf das Großwerden. Aber jetzt! Jetzt konnte er g'langen hinan zu jedem Fensterl und also auch der Gimpelpichlerischen Mali da drinnen in der hölzernen Kammer trostreichen Zuspruch spenden, wenn sie sich in ihrer dunkeln Einsamkeit vor Mäusen fürchtete. Und wenn sie sich trotzdem noch immer fürchtete, da schlug er vor, er wolle ihr fürchten helfen. Nach reiflicher Überlegung wurde das angenommen. Anfangs hatten die jungen Leutchen sich selber ein wenig voreinander gefürchtet. Aber das dauerte nicht sehr lange, und sachte wurden sie miteinander so vertraut, daß der Bursch' auf unerhörte Einfälle kam. Er sagte, er wolle sie heiraten. Er war's nämlich imstande, denn

seine Mutter-Witib wollte ihm den Hof übergeben. Da wollte er fest stehen, am besten mit vier Füßen — ohne deshalb übrigens ein derartiges Geschöpf zu werden. Das Mädel war bereit, ihre zwei Füße zum Antreten der Wirtschaft beizusteuern. Der Form halber hatte er auch „a bissel a Liab" von ihr verlangt. Nichts leichter als das; mit Liab war sie so reichlich versehen, daß sie einem halben Dutzend Burschen damit aushelfen konnte.

Bald hub die liebe Nachbarschaft in der Runde an zu munkeln und zu kichern, und die Leute begannen zu zerren an dem Mäntlein der christlichen Liebe. So trat in die Holzlaghütte des Gamsmaierhofes, wo der Bursche mit Werkzeug herumtrat, sein Spezzi, der kleine Franzl, und sagte: „Was tust denn da?"

„Nit gar viel." . . .

„Holzschneiden?"

„Bissel Holzschneiden. Aber die Hack' soll erst g'schliffen werden."

„Schneidet sie nit?"

„Will nit schneiden, der Saggra."

Der Franzl tat sich eine Pfeifel an, schaute dem andern ein Weilchen zu und sagte:

„Du derbarmst mir, Steffel."

„Was, ich!" begehrte der junge Gamsmaier auf. „Gib acht, daß du mir nit derbarmst!"

„Oho, so ist's nit gemeint," antwortete der Franzl, dann stieß er eifrig Rauch aus und setzte zögernd dazu: „Du bist mir alleweil der liebeste Kamerad g'west. Mit der Meinigen bin ich fest, daß d' nit etwa glaubst, 's wär' eine Eiferei oder so was."

Da schaute ihn der Steffel scharf an und sagte: „Was willst denn, daß d' so umziehst?"

„Bei der Gimpelpichlerischen, mußt wissen, sind ihrer zu viel," sagte der Franzl ganz leise. „Tätest höchstens alle vierzehn Täg einmal dran kommen."

Da lag er aber auch schon im Wandwinkel und lachte: „Kleine Leut' fallen nit schwer." Dann stand er gelassen wieder auf, schüttelte die Sägespäne vom Rock und sagte in singendem Ton: „Nachher kunnt ich ja wieder gehen. G'sagt hab' ich dir's."

Aber der Steffel verstand ihm den Weg: „Jetzt red', wenn du was weißt!"

„Reden? Mir ist dein' Holzhütten nit kamod genug zur Liegestatt. Überzeug' dich nur selber. Alle Mittwoch und Samstag, deucht mich, gehst zu ihrem Fenster. Sei so gut, geh' einmal am Freitag oder am Montag. Vielleicht triffst Gleichgesinnte."

Der Steffel stutzte, aber er antwortete ruhig und fest: „Freitag wär' just heut'. Gut. Aber wenn's nit wahr ist, Franzl! Nachher mach' dein Testament!"

Als der Franzl fort war, begann der Steffel unruhig zu werden. — Andere auch? — Schon einmal oder zweimal war ihm gewesen, als hätte er von irgendwoher ein solches Läuten gehört. Mit dem Winde her, mit dem Winde weg. Indessen — jedoch — allein! Das Fenster ist zwar vergittert. Aber so gut, als es ihm, kann's auch andern gelingen. Noch am selben Abend ging er und suchte den Franzl.

„Was tust denn da noch so spät auf dem Zaunstiegel?"

„Sitzen und nachdenken."

„Du sollst mir meine Gachheit nit für übel halten und sollst mir jetzt helfen."

Der Franzl stand rasch auf: „Da hast mich!"

„Geh' jetzt mit mir zu ihrem Fenster."

„Allemal!"

„Was hast denn nachdenkt?"

„Über einen alten Brauch. Weißt vom Anbandeln, vom Dirndlanhängen. Mein Vetter, der Matthesel, hat's auch einmal g'macht. Weil die Seinige in ihrer Kammer zu jedem Buben ans Fenster kommen ist bei der Nacht, so hat er sich einmal für einen andern ausgeben und 's Madl mit ein Lederriemen schön fest ans Fenstergatter bunden. Daß nachher in der Früh' die Leut' g'sehen haben, was sie für eine ist. Sein Kamerad hat ihm dabei geholfen, und deiner hilft dir. Ich weiß schon was, ich kann gut nachwischbeln — auch dem Holzknecht Mirtl . . ."

Das innerte den Steffel, und die beiden begannen etwas auszuknobeln. Der Franzl hatte einen starken Ledergürtel um, der ihm die Hose festhielt. Den nahm er ab und prüfte, ob auch die Stahlschnalle stark wäre. Die Hose rutschte derweil zwar ein wenig hinab — aber doch nicht gar zu weit. Es war ganz finster geworden, und sie schlichen dem Gimpelpichlerhof zu. Dort war alles still, der dicke Kater schlief, und die Mäuslein, wenn ihrer überhaupt existierten, huschten in Socken.

„Heut' laß einmal mich voran," sagte der Franzl, „du kannst zusehen." Und er kauerte sich zum Fenster. Es war nicht gar eng, hatte aber ein Gitterkreuz. Er klopfte leise an die Scheibe. Da ging das Fenster schon auf.

Drinnen ein molliger Hauch: „Wer ist's?"

„Ein guter Bekannter," antwortete der Franz und ahmte die Stimme des Holzknechts Mirtl nach, den sie in Verdacht hatten.

„Uh!" hauchte sie. „A Seltsamer!"

„Freilich, weil ich schon gar nimmer hab' kommen wollen. Aber nit zum Vergessen bist, Mali."

„Nit so laut reden sollst!"

„Bin ich erst nähender bei dir, ist's auch nicht vonnöten. Aber der Buckel kunnt einem abbrechen bei dem verschwefelten Fenster, zum Stehen zu nieder, zum Knien zu hoch. Und das dumme Gatter!"

Da kam sie drinnen ganz zum Fenster heran und schalkte: „Leicht hättst es bei der Deinigen kamodter."

„Weißt Schatz, die eine ist einem nit alleweil seltsam."

„Gelt ja!" gab sie bei.

„Wär' vielleicht's Türl offen?" fragte er bescheiden — immer mit verstellter Stimme.

„Man kann sich ja auch durchs Fenster gern haben," meinte sie.

„Du hast recht," sagte er und langte mit einer Hand hinein, um sie näher heranzuziehen.

Es war ganz finster. Eins sah vom andern gar nichts, aber ihr Atemhauch ging ineinander.

„Tust du jetzt rauchen, Mirtl?" fragte sie.

Da merkte der Franzl, der Rauchgeruch seines Mundes könnte ihn verraten. „Seit ich Vorknecht worden bin," log er, „tragt's mir schon immer einmal a Pfeifen voll."

„Recht hast eh," lispelte sie, „gunn dir nur was."

„Gunn du mir auch was," sagte er und steckte auch die zweite Hand zum Fenster hinein, in der er den Ledergurt hielt. Und während sie glaubte, er wolle sie umarmen, legte er sacht den Riemen um ihren Rücken, zog ihn an beiden Seiten leicht vor. Dieses mit süßer Gewalt Herangezogenwerden gefiel ihr. „Hitzig bist," hauchte sie, „gleimer geht's nit mehr."

Er zog fester an und schnallte heimlich ums Gitter.

„Aber Tschapperl, gleimer geht's ja nimmer," pfauchte sie nochmals. „Was fallt dir denn ein! Denk', wenn der Steffel kommt!"

„Ob du den Steffel wirklich gern hast, das möcht' ich wissen?“ fragte der falsche Holzknecht.

„Den werd' ich noch lang' haben!“

„Ob du ihn gern hast, frag' ich.“

„Was denn! Sonst tät' ich ihn doch nit heiraten.“

„Und mich?“

„Heut' hast mich noch einmal, nachher heißt's Abschied nehmen. — Verraten,“ setzte sie etwas unsicher bei, „verraten tun wir einander eh nit, gelt?“

Er schwieg. Er hielt sie noch immer fest umschlungen, so meinte sie und schmiegte sich ihm entgegen, soweit es Gitter und Fensterrahmen möglich sein ließen. An der oberen Ecke hatte sie sogar den Kopf durchgezwängt. Mit zärtlichen Worten und Kosen wollte sie ihm süß die Zeit vertreiben, daß er sie nur recht lange in seinen Armen festhielte. Er schwieg aber, sie spürte nichts mehr von seinem Schnurrbart. Plötzlich tat sie einen erschreckten Atemstoß — er war nicht mehr da. Nicht mehr da! Mit ihren Händen wollte sie hinaustasten, konnte die aber nicht losbringen. Es hielt sie jemand fest. Fest hielt sie etwas — angebunden war sie, angebunden ans Fensterkreuz, so stramm, daß sie sich nicht rühren konnte; auch hatten die Haarsträhne sich wirr ins Gitter verflochten. Und war allein in der Nacht und konnte nicht los.

Die beiden Burschen eilten schon weit über die Wiese hin. Der junge Stefan Steinhuber, vulgo Gamsmaier, war bei dem Vorgange knapp neben dem Fenster gestanden und hatte alles gehört. Er sagte kein Wort, auch über die Wiese hin noch keins. — Plötzlich blieb er stehen — er müsse noch einmal zurück, er habe noch was mit ihr zu reden.

Sie schnaufte schrecklich und plagte sich ab, um Bewegung zu bekommen und sich zu befreien. Aber der Riemen

strammte fest. Der Steffel rieb sich an seinem Hinterteil ein Streichholz in Brand, da sah er, wie verworren das glühende Köpflein im Fenster stak.

„Du, Mali,“ sagte er, „wem hast denn du heut' bei der Nacht so brav stillgehalten, daß er dich hat anbinden mögen?“

Schluchzend stieß sie eine Rechtfertigung hervor, sie habe doch geglaubt, er selber sei es gewesen, wurde aber gleich überwiesen, daß sie den Holzknecht Mirtl genannt habe.

„Bind' mich los!“ kreischte sie, aber so leise, daß es doch für die Hausgenossen nicht zu hören sein sollte.

„Na, Dirndl, ich denk', wir warten, bis es Licht wird. Daß die Leut' sehen, wie du dich für den Holzknecht hast kreuzigen lassen.“

„Bind' mich los!“ stöhnte sie halb ohnmächtig vor Zorn und Schmerz. Da tat sie ihn erbarmen.

„Na, wegen meiner. Ich bind' dich los vom Fensterkreuz. Und auch vom Ehekreuz, verstehst? Eine solche, wie du, taugt nicht dazu.“

Dann löste er die Schnalle, zog den Gurt los, warf ihn nachher dem Franzl hin: „Daß dir d' Hosen nit ganz awi fallt!“ —

Dieses Dirndlanbinden soll in manchen Alpengegenden früher Sitte gewesen sein. Die Schlimmsten ließ man bis in den hellen Morgen auf diesem Pranger der Dorfbajaderen stehen. Der Brauch ist wahrscheinlich abgekommen, weil sich die Männer-Gürteln bei näherem Ermessen doch nicht als befugt genug fühlen, um die Sünde der Dirndln so grausam zu richten. —

Von der Mali ist noch zu vermelden, daß sie am nächsten Sonntag in der Kirche zu den Männerbänken hinüberschielte, wo die Holzknechte zu sitzen pflegten. Mehrere Waldteufel lümmelten da, aber er, der Gewisse, war nicht anwesend.

Am Nachmittag stieg sie in die Wälder hinauf zu der Holzknechthütte. Dort, auf seiner Schmalztruhe saß der Mirtl und flickte sein Hemd.

Sie ging ihn scharf an: „Du, Mirtl! Letztens bei der Nacht — bist du's g'west oder nit!"

Auf solche Anrede machte er ein so dummes Gesicht, daß sie's gleich wußte — er war's nicht gewesen. Sie hatte es geahnt, daß sie von irgendeinem Bösewicht ganz schreckbar gefoppt worden war, hub jetzt an zu heulen und sagte dem Holzknecht alles. Hierauf warf er sein Hemd in die Truhe zum Schmalz, ging in der dunkeln Hütte etlichemal auf und ab, die Arme auf dem Rücken. Dann blieb der stämmige Kerl in seiner zerfahrenen Kluft vor ihr stehen und knurrte was ganz Tüchtiges. „So schaut's aus! Mali, röhr' nit und schau mich an. Bist schon in meinem Namen anbunden worden, so soll's dabei bleib'n. Du bist zwar ein hautschlechtes Mensch, aber weißt, ich bin auch nit viel besser. Wenn's mich bei jedem Dirndlfenster anbunden hätten — die Fenstergatter im Gai wären voller Holzknecht Mirtln. Ich nimm dich. Den Amer (die Begierde) mit andern hab'n mer uns abg'stoßen, leicht sein mer im Ehstand einander g'nug."

Kennen taten sie sich ja schon lange, und so sind sie handelseins geworden noch zu derselbigen Stunde.

Der Mirtl ist Meisterknecht geworden, hat sich ein Wirtschaftl erworben, und es hat — erzählt man — eine kreuzglückliche Ehe gegeben. —

Der Stefan Steinhuber und der kleine Franzl hatten noch lange herumprobiert an den Dirndlfenstern, bis es ihnen doch einmal einfiel, auch sie hätten kein Recht zum Dirndlanbinden.

Weib abhandeln.

Ein Bekannter von mir ging in Geschäften nach der Kreisstadt. Der Weg führte ihn über die Alpe. Vor einer verfallenen Schwaighütte setzte er sich ein wenig auf den Brunnentrog und aß sein Stück Brot. Da holte ihn ein Mann ein, der sehr eilig über die Höhen hergekommen war. Er erkannte in ihm einen Kleinbauern, dem er mehrmals Holz abgekauft hatte. Zuerst, als dieser Bauer den Händler sah, schien es, als wollte er ihm ausweichen und rasch hinter der Hütte gegen das Kar hinabeilen, dann wendete er sich und ging auf den Brunnen zu.

„Bist auch durstig worden, Elmsteiner?“ fragte mein Geschäftsmann, den ich Ernest nenne. „Wo willst denn so schleunig hin?“

„Ich geh' in die Stadt,“ sagte der Bauer.

„Nachher gehen wir miteinander.“

„So, gehst du auch? — An mir wirst halt keinen unterhaltlichen Kameraden haben. Laufen muß ich auch.“

„Hat's was? Gehst zum Arzt oder was?“

„Weißt, Ernest — wem zuvorkommen will ich. Schnurg'rad zum Gericht.“

„Ist was geschehen?“ fragte der Geschäftsmann.

„Ja, mein Lieber, das glaub' ich, daß was geschehen ist. Ich muß dir's schon sagen, ich muß es wem sagen — kann's nimmer aushalten. Wie ich jetzt dran bin!“

„Aber mein Gott, was hat's denn?“

„Ja, was wird's haben? — Heut' früh hab' ich mein Weib derschlagen."

Dem Ernest fällt Brot und Messer zur Erde und er steht auf. Der Elmsteiner hat's so unheimlich ruhig und gelassen herausgesagt, daß es wahr sein muß. Und doch spricht der Ernest: „Red' keine Narrheiten, Bauer!"

Dann sind sie miteinander gegangen. Schweigend zuerst und hastig. Dann fragte der Elmsteiner, wie jetzt der Holzpreis stehe und der Viehpreis. Er wolle verkaufen. Und kamen dann zu sprechen über das Unglück.

„Wir haben halt wieder gestritten," erzählte der Bauer. „Gut zusammengeschaut haben wir schon lang' nicht mehr. 's ist halt eine dumme Heirat gewest. Wenn sich zwei Leut' einmal nicht verstehen. Kann ja nicht sagen, daß sie ein schlechtes Weib wär' g'west. Jeder Mensch hat seine Fehler. — Jetzt," leise murmelte er es wie für sich, „jetzt liegt sie hinter dem Ofen — unter'm weißen Tischtuch."

„Aber Elmsteiner, sag' mir doch gescheiterweise, wie das zu reimen ist. Ich versteh' dich nicht."

„Ist halt wieder ein Unfried gewest. Wie's angehebt hat — ich weiß es nicht einmal genau. Ich bin noch im Bett gelegen, sie schon auf. Daß ich gestern so spät heimkummen wär', hat sie mir vorgehalten. Und mein Trinken und so. — In aller Früh' hebt sie an, hab' ich mir gedacht und nachher dauert das Köppeln den ganzen Tag bis in die spat Nacht. Da kann eins eine Freud' haben zu so einem Weibsbild. Wo bleibt denn heut' wieder die Milchsuppen? — Koch' dir s' nur selber, wenn du eine haben willst, sagt sie. — Auf das komm' ich in Zorn, spring' auf, derwisch den Milchsechter*) und schmeiß' ihn ihr an den Kopf."

---

*) Kleiner Holzzuber für Milch.

„Na und? Hast sie gejuckt*)? Hast sie schiech getroffen?"

„G'fahlt ist's! sagt sie noch, taumelt ein paar Schritt' hin. Bei der Tür fallt sie zusammen. Maustot."

Heiser ist seine Red', aber ruhig, als erzähle er ein fremdes Geschehnis. Ernest verstand diese Art wohl und daß es tiefer sitzt, als wenn man es schreit.

„Elmsteiner," sagt er und denkt nichts als an die Strafe, „das wird nicht so schlimm. Das ist nur ein Totschlag."

„Ist es, was der will. Mit mir ist's aus."

„Beim Gericht wirst du gefragt werden, was du für eine Absicht gehabt hast."

„Was hilft das Reden. Sollen machen mit mir, was sie wollen."

„Ich versteh's, mein Mensch, daß du verzagt bist. Aber 's ist eh am gescheitesten, daß du selber zum Gericht gehst. Wenn du nicht ungeschickt aussagst, mehr als acht oder zehn Monate wird's dir nicht kosten."

Der Bauer tat eine Bemerkung, als wäre es, daß ihn nicht die Trennung reue, vielmehr die Vereinigung. Er starrte vor sich auf den steinigen Weg und schüttelte fortwährend den Kopf. „'s ist halt ein Unsinn gewesen, so eine Heirat ist ein Unsinn."

„Wie lange bist denn mit ihr verheiratet gewesen?"

„Der Schulmeister hat erst am letzten Sonntag von unserem siebenjährigen Krieg gesprochen. Hat's ja die ganze Nachbarschaft gewußt. Wir sind uns halt einmal nicht angestanden. — Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel'!

---

*) verletzt.

Wie oft hat sie gesagt: Michel, die hättest nit sollen nehmen! Wenn du nur die nit hättest genommen! — Keine Lieb' und keine Gutheit und kein Geld — nix ist dag'west."

„Und warum hast du sie denn geheiratet?"

„Warum?" wiederholte der Elmsteiner. „Aus lauter Hoffärtigkeit. Aus lauter Trutz. — Es geschieht mir schon recht. — Sauber ist sie ja gewesen, sauber. Wie die Fliegeln beim Honigtopf, so sind nächtig' Stund' die Nachbarsbuben bei ihrem Fenster herumgeschwänzelt. Und wie ich selber einmal hingeh', hat mich der Rackel-Franz mit seinen Kameraden gedroschen. — Na wart'! hab' ich mir gedacht, Rackel-Tepp, du kriegst die Veva schon lang' nit. Die muß mein sein! Und just, weil sie der haben will und weil sie so viele haben wollen, werde ich ihnen zeigen, wer zuletzt der Stärkere ist. Wohl, wohl, der Stärkere bin ich gewesen und das Mädel ist mir in der Hand geblieben. — Oft genug hat sie mir's vorgehalten, daß ich sie nicht aus Lieb', nur aus Trutz geheiratet hätt' und so — hat sie sich auch für den Trutz eingerichtet. Ja, ja. — Wohl, wohl. — So ein Leben ist immer einmal wohl recht hart. Bin ich einmal zum Herrn Pfarrer gegangen und ob wir denn gar nicht auseinandergehen dürften, ich und mein Weib. Um Gottes willen! hat der Pfarrer gesagt, Elmsteiner, tu' mir das nicht an! Mach' mir kein Ärgernis in der Gemeinde. Freilich wohl, denk' ich und hab's halt doch wieder probiert mit ihr. Alles umsonst. Kein gutes Wort, kein gutes Aug'. Kein Gernhaben und gar nix. Ist wohl eine Sünd', so eine Ehe. Aber daß es so weit sollt' kommen . . ."

Nach einer Wegbiegung sahen die beiden bedächtig hinschreitenden Männer ins Tal hinab und die Türme der alten Kreisgerichtsstadt. Der Elmsteiner stand still, schaute ins weite Bergland hinaus und sagte mit fast singender

Stimme: „Wie wird's sein, bis ich wieder einmal da heroben steh'?"

Je näher sie der Stadt kamen, je zögernder wurde sein Gang. Aber als sie über den großen Platz schritten, fing Elmsteiner fast zu laufen an, gleichsam, als wolle er mit Gewalt einen Widerwillen besiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte er rasch durch das Tor des Gerichtsgebäudes. Ernest blickte ihm nach und dachte: Armer Teufel! Wie du noch jung bist. Wer weiß, wie es dir gehen wird! —

Es war eben Gerichtstag, die Beamten hatten zu tun. Der Torwart fragte den verstörten Ankömmling, was er wolle.

„Um meine Straf' tät' ich bitten. Weil ich heut' früh mein Weib derschlagen han."

Der Torwart übergab ihn einem Gerichtsdiener. Der führte ihn vor Beamte, bei denen er sein Geständnis wiederholte. Sie blickten ihn scharf an, stellten dann ruhig und trocken ein paar Fragen wegen seines Namens und Standes und ließen ihn abführen in den Kotter. Da saß der Bauer und guckte einmal drein. Mit dem Gericht hatte er noch nie zu tun gehabt. So hatte er gemeint, sie würden derb auf ihn losfahren. Nicht viel anders als beim Steueramt war's gewesen. Oder sollte das doch die Gerichtsverhandlung gewesen sein? Und wäre er am Ende schon verurteilt? Der Raum, in dem er saß, kam ihm gar nicht so uneben vor. Ein ganz hübsches Zimmer soweit. Aber dicke Fenstergitter. Er versuchte es einmal mit der Tür. Nein, da gab nichts nach. Nun setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf die Hände und dachte: Wie ist es gestern gewesen um diese Stund'! Lustig beim Taubenwirt. Was ist seither geschehen? Wie wird's morgen sein? — Dann versank er in ein traumhaftes Hinbrüten.

Am selben Abend noch wurde Elmsteiner zum Verhör geführt. Das ging einfach vor sich. Wie er es unterwegs dem Ernest erzählt hatte, so sagte er vor Gericht aus und dabei blieb er. Kein Klagen, kein um Gnade bitten, dumpf und stumpf kauerte er da, ein gebrochener Mann. Da die Herren viel hin und her redeten und wiederum allerlei fragten und alles aufschrieben, so stand der Bauer von seiner Bank auf, legte die zwei Fäuste aneinander und sagte: „Nit viel Umständ'! Mir ist ja eh alles eins, bei mir ist's verspielt. Macht mit mir, was ihr wollt."

„Nicht so verzagt sein, Elmsteiner!" sagt hierauf einer der Richter. „Wir haben Grund, anzunehmen, daß Ihre Aussage nicht auf Wahrheit beruht."

„So wahr mir mein Gott helfen soll!" rief der Angeklagte.

„Wir zweifeln ja nicht an Ihrer Wahrheitsliebe. Aber im Irrtum werden Sie sein. Denken Sie doch einmal nach, ob nicht auch andere Möglichkeiten sein können. Ich glaube, Sie sind kein Mörder, Elmsteiner, nicht einmal ein Totschläger. Es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Gut." Er winkte dem Diener. „Man rufe sie herein."

Ging eine Nebentür auf, stand sein Weib, die Veva, da.

* * *

An jenem Morgen in der Elmsteinerhütte, als das Weib, vom Sechter getroffen, hingefallen war, dachte es: Jetzt bleib' ich liegen und rühr' mich nicht. Das ihm der Graus aufsteigt. Das Blut soll nur recht herabrinnen über das Gesicht. — Er sprang zu ihr hin und rief laut ihren Namen und schüttelte sie. Aber die Veva dachte: Bleib' jetzt nur maustot — und lag hingestreckt in ihrem Blute. Da ging der Mann langsam zur Tür hinaus und

kam nicht wieder zurück. Sie wartete noch, er kam nicht. Dann riß sie sich die Schürze vom Leib, um die Kopfwunde zu verbinden. Dann lag sie wieder dahin, aber er kam nicht und das wurde ihr endlich langweilig. So stand sie auf, ballte die Faust: Na wart', dir will ich's zeigen! Aber taumelig war ihr wirklich und der linke Kopfteil so geschwollen, daß sie das Auge nicht öffnen konnte. Das ist ihr schon recht. Je schlimmer es ausschaut, je länger wird er sitzen!

Ihr Haupt mit Tüchern kreuzweise verbunden, einen Stecken in der Hand, so machte sie sich auf den Weg zum Gericht. Wenn ihr jemand begegnete, ging sie gar schwankend, kümmerlich gebückt und murmelte: „So schlagen! Aber so grob schlagen!"

So kam sie in die Kreisstadt und so torkelte sie in die Gerichtsstube, wo sie gleich ohnmächtig wurde. Doch war es bald wieder so weit, daß sie sprechen konnte und nun verklagte sie ihren Mann. Der habe sie totschlagen wollen und sie verlange, daß er sieben Jahre lang eingesperrt werde. Während sie derlei vorbrachte, band sie die Tücher von ihrem Kopfe los, um das geschwollene Auge und die blutbekrustete Wange zu zeigen.

„Wer seid Ihr denn? Und wie heißt Euer Mann?"

„Michel Elmsteiner in der Breitlechen."

„Ah, da wissen wir schon von ihm," sagte der Richter und blickte schmunzelnd nach seinem Kollegen hin. „Sieben Jahre lang wollt Ihr ihn einsperren lassen? Na, werden halt sehen, was sich machen läßt."

„Oder wenn's möglich wär', zehn Jahr' lang?" meinte sie. „Denn er ist ein Unding. Wer ihn nicht kennt, der glaubt's nicht, er ist ein Unding! Wie er mich derschlagen hat, ist er fort und hätt' mich mir nix dir nix

versterben lassen. Nachher hat er sich geflüchtet, der hautschlechte Lump! Tät' wohl recht schön bitten, daß gleich die Schandarm ausgeschickt werden, auf der Alm soll er gesehen worden sein. Jesses, wenn sie ihn nur täten derwischen!"

„Werden ihn bald haben," sagte der Richter, „geht derweil da hinein ins Nebenzimmer, Frau. Wir werden's schon machen."

Wie sie im Nebenzimmer ist, wird der Elmsteiner vorgeführt. Und wie sie mit dem so weit sind, als vorhin erzählt worden, und wie der Richter sagt: „Elmsteiner, wir haben Grund anzunehmen, daß Ihre Aussage, als hätten Sie Ihr Weib erschlagen, nicht auf Wahrheit beruht; es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Sie soll hereinkommen!" — Wie der Richter das sagt, wird das Weib in den Gerichtssaal geführt.

So sind sie sich nun gegenübergestanden.

„Haben s' dich schon, du Rabenaas!" kreischt sie auf und es war, als wollte sie ihm mit den Fingern ins Gesicht fahren. „Haben s' dich derwischt?"

Darauf der Richter: „Wir haben ihn nicht erwischt. Er ist freiwillig gekommen, um seine Schuld reumütig einzugestehen."

„Das ist nur Komödie," sagte sie. „Er hat recht gut gewußt, daß sie ihn sowieso derwischen und daß er besser drauskommt, wenn er sich selber angibt. Nur abstrafen! Nur scharf abstrafen! Ei, ei, mein Kopf!" Mit beiden Händen hielt sie ihn, als ob die Schmerzen sehr groß wären. Einer der Richter aber stand rasch auf und rief dem Weibe zu: „Jetzt macht, daß Ihr weiterkommt!"

Und der andere Richter sagte: „Euren Mann werden wir ein paar Tage dabehalten."

Trat der Bauer, die Fäuste bittweise aneinander gehalten, gegen den Tisch hin: „Ich bitt', Herr Richter, so lang' als möglich!"

— — Jetzt ist die Geschichte eigentlich schon aus. Wie es weiter gehen wird, das kann man sich denken. Als nach einigen Tagen der Beamte den Elmsteiner heimgehen hieß, legte er ihm die Ehescheidung nahe: „Abbandeln, Elmsteiner, abbandeln!" Der Bauer schüttelte traurig den Kopf: „Das kann ich dem Pfarrer nicht antun."

Zuwiheiraten.

Wenn der Dorfbursche vom Heiraten spricht — und das kommt vor! — Woran denkt er dabei? Ans Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrscheinlich. Ja, sogar höchst wahrscheinlich. Weiber sind leichter zu haben für einen jungen Burschen als Bauernhöfe. Haus und Grund aber geht dem richtigen Bauernherzen über alles, also auch über die Liebe. Ist das ledige Habgier? Mag sein, aber nur zum Teile. Zum anderen Teile ist es Verlangen nach Selbständigkeit, Festständigkeit, Heimsässigkeit, Dinge, die unter Brüdern immerhin etwas wert sind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln", als Handwerksgeselle hin und her zu wandern, heute seinen Tisch bei „Herrenleuten", morgen bei „Kleinhäuslern", heute sein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwabenkäfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigensinnigen, drängelnden Herrn, morgen einen, der selber nicht weiß, was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murrt, wenn der Knecht keinen ausführt. Knechteleben! Wie lange? Bis er zusammengerackert ist und Einleger werden muß.

Da wird denn freilich das Plangen nach eigen Haus und Hof höher estimiert, als das Weibsbild, das manchem schon auch „nicht alleweil seltsam ist".

Und so lugt halt der stattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerbsmann, der arme Bursche zeitlebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt, denn es gibt

manche „einzige Tochter“ in der Gegend oder was noch besser ist, manches „einzige Kind“, dem das Gut zufällt. Und gerade solche Güter sind oft bestellt mit reichem Viehstand und vollen Speichern. Und die ledige Besitzerin eines stattlichen Bauerngutes ist immer schön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, sie mag schielend sein oder einäugig, zahnluckig oder hasenschartig, mürrisch oder bissig, zwanzig- oder sechzigjährig, sie ist immer schön und lieb, sie hat eine saubere Gestalt, denn das Gehöft ist in bestem Zustande, sie hat ein gutes Herz, denn die Truhen sind voll.

Und bei so einer wär’s gut „zuwiheiraten“. Nicht bloß arme Burschen denken dran, auch reiche Bauernsöhne, die selber ihren Hof haben. Zwei Höfe sind doch besser, als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heiraten . . .?

Eine reiche Jungbäuerin hat also die Auswahl. Sie ist in der Lage, eine Liebesheirat zu machen, sie nimmt den Schönsten, den Frischesten, den Begehrenswertesten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als sie. Und daß sie gerade einen solchen nimmt, ist ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geschätzte Eigenschaften, so würde sie an ihm vielleicht einen leidlich treuen Mann haben.

„Zuwiheiraten!“ Ausnahmsweise geht’s ganz gut, denn der Sinn fürs Praktische schließt die Liebe nicht aus. Zumeist jedoch nimmt’s einen schlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuwiheiratet“, das heißt, die Besitzerin eines fremden Hofes nimmt, um zum Hof zu kommen.

Vor Zeiten, solange der Besitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben schützte, war das „Zuwiheiraten“ noch weit gesuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Bürsch-

lein eine alte Witwe mit erwachsenen Söhnen und Töchtern, so daß der Junge nun auf einmal einen Schock krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er selbst. Ich hatte einmal an einer Hochzeit teilgenommen, bei der die Stiefsöhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheiraten sie um ihr zu erhoffendes Erbteil brachte. Die Schwester der schneidigen Stiefsöhne, ein ebenfalls schon erwachsenes Dirndl, erhob ein schallendes Jammergeschrei, als es den „neuen Vater" unter den unzärtlichen Fäusten darniederliegen sah. Ein paar Jahre drauf war im Hof ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großata" nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauernknecht, arbeitsam, sparsam, sittsam, nicht jung und nicht alt, Hiesel hieß er, ein weichmütiger, unentschlossener Mensch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinst du denn und wie rat'st mir's denn du? Soll ich oder soll ich nit?"

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?" fragte der andere wohl regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von wegen derselbigen. Weißt, die Sach' ist halt so. Ich möcht' doch endlich auch einmal ein eigenes Ort, und 's Häusel gefällt mir, 's Häusel, der Birkenbinderin ihres."

„Und die Birkenbinderin?"

„Und die Wiese, die zum Häusel gehört. Die beste in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr!"

„Ist sie wohl schon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heiraten?" spottete der andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man wohl halten, wenigstens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr' zwei Säue abgestochen."

„Wirst ihr erster oder ihr zweiter?"

„Das wird sich wohl gleich bleiben. Sau ist Sau.“

„Daß du aber schon gar so verliebt bist, Hiesel!“ —

Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da stieg der Hiesel hinauf zum Birkenbinder-Häusel und beschaute mit Freude „das Ortl“ von unten und von oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte, ob er hungerig sei. Ein Stück Rahmstrudel hatte sie allemal für ihn bereit. Und das Rahmstrudelbacken! Da konnte der Mensch weitumsuchen in der Welt. Keine wird so gut Rahmstrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute sonst haben gegen dieses Weib. Als ob sie alt wäre! Ist sie doch die jüngere Schwester! Die ältere Schwester ist bei ihr Kuhmagd, diese natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren ersten Füßen und der Alten wird's taugen, wenn sie einmal einer ablöst in der schweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrsamen Schwestern nicht auseinanderkannten. Die mußten rein farbenblind sein, trug die Birkenbinderin, der „das Ortl“ gehörte, doch ein rotes Busentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn so ein paar zusammenheiraten wollen, da wissen sich die Leut' ja vor Boshaftigkeit nicht zu helfen! Weil sie ihm ums Gütel neidig sind!

Eines Tages tat Hiesel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Jause setzte ihm der alte Schulmeister einen Krug Apfelmost vor und einen Laib Brot. Dieweilen der Hiesel aß und trank, sagte er auf einmal: „Na, Herr Schullehrer, jetzt werden wir halt bald einen lustigen Tag anheben.“

„Lustige Tage gibt's nie zu viele,“ antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang' dauern. Wenn der Herr Schulmeister eine neue Hochzeitshosen braucht, so muß er dazuschauen. Wir haben schon das Versprechen gehabt."

„Was der tausend! Was für eine denn, wenn man's wissen darf?"

„Warum denn nicht! Ist ja ein gutes Ortel. Aufs Birkenbinderhäusel im Sunnhag."

„Warum nicht gar!" sagte der Schullehrer und schüttelte seinen alten Weißkopf. „Gehört habe ich schon mehrmals so etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Witwe. Bist ja viel zu jung für sie."

„Wenn man wo dran will, so darf man die Zeit nicht verpassen," meinte der Hiesel und tat einen kräftigen Zug aus dem Mostkruge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätte nicht einmal ich alter Mann gar viel Freude."

„Muß sich halt der Mensch an der Wirtschaft eine Freud' machen," sprach der Knecht.

„Ist schon recht, Hiesel, aber bissel eine Freude muß man doch auch zur Person haben, die man heiratet. — Auf ihre ersten Männer soll die Alte ja bös gewüstet haben, sagt man."

„Werden halt darnach gewesen sein. Wir werden fleißig miteinander wirtschaften."

„Wenn sie dir nur das Recht läßt, mein Lieber!" sagte der Schullehrer. „Die alten Weiber sind schon an und für sich eigensinnig und bissig gegen den Mann, und wenn eine erst noch weiß, daß sie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird sie dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel gibt. Ich sage dir, Hiesel, traue du keiner Alten!"

Schnitt sich der Knecht noch einen Bissen Brot und sagte:

„Die Alten haben noch das Gute, daß sie nicht mehr lang' leben."

Der Schulmeister blickte erschrocken auf den Knecht. Dann stand er scharf auf und sagte: „Hiesel, jetzt schau, daß du weiter kommst! Das hätte ich nicht geglaubt! Du bist doch ein niederträchtiger Kerl. Geh' mir aber sogleich zur Tür hinaus, jetzt mag ich dich nicht mehr anschauen!" Und er tat die Türe so weit auf, daß es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, sie zu finden. —

Das war beim Lehrer gewesen. Die Lehre hatte dem Hiesel weiter nichts gekostet und nichts genutzt; zum Lehrgeldzahlen kam er erst später.

Ein paar Wochen nach dieser Jause war die Hochzeit. Es ging dabei sehr lustig zu, die Leute ergötzten sich an der mit bauschigen Röcken, mit roten und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem verdunsenen weinglühenden Gesichte neben dem Burschen dasaß, schier wie eine Godel neben dem sittsamen Firmling. Sie wußte in allen Hochzeitsbräuchen Bescheid, war sie doch jetzt schon das drittemal dran. Ahnend, daß sie solche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben dürfte, sonnte sie sich in ihrer bräutlichen Würde bis in die Nacht hinein, während dem Hiesel schon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er sich sorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäusel sich selbst überlassen war.

Und als sie endlich daheim waren, sagte das Weib zu ihm: „Du bist mir ein sauberer Ehegespons, daß es dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebsten! Da hat's mein erster anders gemacht, das muß ich dir schon sagen!"

Sonst vertrauen es jungverheiratete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich sie sind. Der Hiesel sagte

nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in seiner neuen Wirtschaft, da antwortete er: „Auf der besseren Seite nicht viel nutz.“ Nach einem halben Jahre sah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen; ging er allein und ging sie allein. Nach einem Jahre hatte der Birkenbinder seine Schlafstelle im Heustadel, die Haustür war nachts über zugesperrt, wie vor Räubern und Mördern, und die zwei Schwestern drinnen hockten im Dunkeln oft stundenlang beisammen und verabredeten es, wie sie diesen „zuwideren Menschen“ behandeln wollten. Beiderseitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirtschaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häusel und die Wiesen und das Vieh geheiratet, jetzt sollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müsse, so würde er bald alles als sein alleiniges Eigentum ansehen, während doch sie, und nur allein sie ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auf käme“, immer noch sie die Eigentümerin sei. Bei solchen Erwägungen wurden die Schwestern gar erregt und die alte Magd sagte: „Ich weiß schon, was ich tu'. Zu Fleiß tu' ich's ihm!“ Und als der Hiesel eines Morgens zum Frühstück in die Stube kam, hatte sie ihm heimlich Lichtöl in die Suppe geschüttet.

„Weiß der Kuckuck!“ sagte er und schnupperte, „was heut' die Suppen für einen merkwürdigen Geschmack hat! Ist die Milch ranzig, Alte?“

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppen nicht mehr recht ist,“ antwortete sein Weib, „so muß er sich ein anderes Mal halt von einer andern kochen lassen, von einer Jungen. So eine wird's gewiß besser können, wie die alten Weiber . . .“

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Hiesel sich als

unschuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erstenmal stand ihm seine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!“ Freilich, er hatte in der Nachbarschaft ein paarmal von seinen alten Weibern gesprochen. Das war ruchbar geworden bis zum Birkenbinderhäusel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegenteil, in seinem Arm zuckte das diabolische Gelüste, die Suppenschüssel seiner besseren Hälfte an den Kopf zu schmeißen. Er tat's aber nicht, und daß er's nicht tat, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte sich damit, die Schüssel auf das Fletz zu schleudern, daß Scherben und Milch hoch aufspritzten. Die Frauenzimmer waren sprachlos und schüttelten sehr betroffen ihre Köpfe, als wollten sie sagen: Der arme Narr! Jetzt hat er gar sein bissel Verstand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Essen kam, tat sein Weib ganz erstaunt. „Was willst denn du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär' schad' um die Sachen — wenn dieser Rumpelschragen doch nicht einmal mehr eine ordentliche Milchsuppe zuwegbringt!“

Rumpelschragen! Sollte er nicht auch dieses treffliche Wort irgendwo gebraucht haben? — Er ging wieder auf die Weide und schaute am Rain und bei dem Steinhaufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren schon reif wären. Am Abende, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe versorgt hatte, legte er sich müde auf sein Heu. Müde und hungrig. Einmal hat's Rahmstrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäusel. — Der Traum tat in selbiger Nacht sein möglichstes, um zu trösten, aber er machte es nur noch schlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes Dirndl, das

unter dem Hollerbusch der Kirchhofsmauer saß und zum Herzzerbrechen schluchzte, während der Hiesel drin in der Kirche das Birkenbindergütel heiratete.

Am nächsten Morgen, als der Birkenbinder in sein Häusel gehen wollte, war die Tür versperrt und das Häusel wie ausgestorben. Er ging in den Stall und molk sich eine Kuh, die gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittage mähte er Futter. Zu Mittag war das Häusel immer noch verschlossen und ausgestorben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hiesel ging hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade zur Essenszeit zusprachen, mit zu Tische zu laden. Aber heute hatten sie schon abgegessen. Jetzt setzte er sich auf den Herd und schaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Eßgeschirr scheuerte. Und da fragte sie plötzlich: „Na, Hiesel, was hat denn dir heut' dein Weib Gutes gekocht?"

Kaum das Wort gesprochen, hub der arme Narr an laut zu grölen.

Die Bäuerin rief im ersten Schreck laut den himmlischen Vater an. Und was ihm denn fehle? Ob etwas geschehen sei? Ob etwa gar seinem Weib was widerfahren sei?

Der Hiesel preßte seine beiden Fäuste an die Augen und schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast mit einem Vieh Unglück gehabt?"

„Ich wollt', 's wär' schon all des Teufels!" knirschte der Hiesel.

„Ja, mein Gott, da bin ich mir nicht gescheit genug, was es mit dir ist!" sagte die Bäuerin schier verzagt. Das war aber Verstellung, sie ahnte es wohl, wo der Haken saß. Nach einer Weile brachte es der Hiesel heraus, daß er schon seit zwei Tagen nichts Gekochtes gegessen habe.

Jetzt erschrak die Nachbarin aber wirklich. „O, Tschappel!“ rief sie aus, „was hast denn das nicht gleich gesagt!“ Und hub eilends an, Milch- und Eierspeise zu kochen.

Nachdem er sich gesättigt hatte, wurde der Mann erklecklich mutiger. Gar trotzige Falten zog er über der Stirne. „Ich weiß aber, was ich tu'!“ sagte er zornig. „Und ich tu's! Von dieser — dieser“ — es steht zu vermuten, das er „Bestie“ sagen wollte, oder einen ähnlichen Kosenamen verfahrener Ehen, er sagte aber nur: „Von dieser — dieser Person werd' ich mich nicht mehr lang' martern lassen, ich nicht! Ich! Ich!“ Er ballte die Fäuste, „Ich geh' durch! Die ganze Kramel laß ich liegen und stehen. Ich brauch' die Hütten nicht. Ich geh' wieder bauerndienen, steh' mich zehnmal besser dabei. Und das tu' ich!“

Als er nachher wieder in die frische regnende Luft hinauskam, wurde der Entschluß wankend. Da hat er seine paar hundert Gulden hineingesteckt, ist ja alles zerlempert gewesen! Und jetzt soll er wie ein Bettelmann davongehen und ihr alles zurücklassen?

Bei einem zweiten Nachbar sprach er zu und dem wollte er alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hiesel,“ sagte dieser Nachbar, „erspar' dir den Atem, man weiß ja schon lang' alles, wie es mit euch steht im Birkenbinderhäusel! Ich möcht' nicht du sein, das muß ich schon sagen.“

„Verkaufen will ich das Gütel!“ rief der Hiesel.

„Das Gütel? Wieso? Was hat dir denn das Gütel getan, das ist dir ja eh recht. Deine Alte solltest verkaufen. Die bringst aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn du draufzahlst. Da kannst schon machen, was du willst, die bleibt dir am Hals hängen, so lang' du lebst! Solche Frauenzimmer sterben überhaupt nicht.“

„So weiß ich, was ich tu'!" sagte der arme Hiesel.

„Mein Gott, ich kann mir's denken," entgegnete der boshafte Mensch, „aufknüpfen wirst dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel. Heißt's doch, daß christliche Eheleute, wenn sie auseinandersterben, im Himmel wieder zusammenkommen."

Diesen Bauern hätte jetzt der Hiesel am liebsten niedergeschlagen. Zum Glück tat er das nie oder höchst selten, was er wollte. Die einzige Tat seines Lebens war gewesen, als er da oben „zuwiheiratete" . . . Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daß er gehört hätte, der Mensch solle nur aus Liebe heiraten und aus keinem andern Grund, sonst ginge es allemal schlecht aus. Auch einmal mühesam gelesen hatte er so etwas an einem regnerischen Sonntagnachmittag, hatte es aber nur so für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die schreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm selbst! Kein Mensch auf der ganzen Welt ist so elend dran, als er, davon ist er überzeugt.

„Und das Zuwiderste," setzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderste an der ganzen Geschichte wär' mir das Ausgelachtwerden!"

Der Hiesel ging weiter. Als die Nebel sich ein wenig hoben, sah er im Sunnhag sein Häusel stehen. Fast tröstend schaute es auf ihn herab. Über dem Schornstein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh ist arm, wenn es sein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muß doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguß jagte ihn in eine leerstehende Holzknechthütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt sogar das Zeitungspapier noch im Fenster, das er damals in Ermangelung einer Glasscheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenster herab Zeitung zu lesen. Ein Mordprozeß.

Ein Mensch hatte seine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeschickte Ausrede sich selbst verraten. — So dumm müßt' einer halt nicht sein . . .

Als der Guß vorüber war, stieg er zwischen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, so dachte er bei sich, ist's doch, daß die Tür immer versperrt ist und kein Rauch über dem Dach!

Wie, wenn ihnen etwas geschehen wäre, den beiden Schwestern! Daß sie nicht aufmachen, daß es so still ist im Häusel, wie ausgestorben! Fortgegangen können sie ja doch nicht sein, sie sind nirgends gesehen worden. Es können sie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht hatte? Es ist nicht anders und es ist heilig nicht anders, sie sind mausetot! — So leicht und flink waren ihm die Beine schon lange nicht mehr gewesen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, seinem Gütel! Jetzt wirklich seinem Gütel, auf das er sich nun dieselbige anheiraten kann, die im Traum unter dem Hollerbusche gesessen! — Wenn sie gestorben ist, die Alte, das Begräbnis soll ihr nicht zu lumpig sein. Auch einen Grabstein soll sie haben — einen recht schweren.

Als er oben war und an der offenen Stalltür vorbeieilte, flog ein krustiger Melkstuhl heraus und klingend an seinen Kopf. Die Birkenbinderin war just beim Melken und äußerte sich nun dahin, daß dem sauberen Hiesel das noch gerade gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumzulungern, bei den Nachbarn schmarotzen und leutausrichten! Nun, und dabei war der einfüßige Melkstuhl gesaust gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wusch sich Blut vom Kopfe und wankte dann in seine Heuhütte.

Als er am selben Abend nicht mehr vorkam und auch

am nächsten Morgen nicht, huben die Schwestern untereinander an zu duscheln drinnen im Häusel. Wenn der Melkstuhl ihn doch an einer unrechten Stelle getroffen hätte! Immer einer hält ja nichts aus. Ist ja soviel eine Letseigen (Weichling), dieser Mensch! „Ich geh' nicht hinaus!" sagte die Birkenbinderin.

„Muß halt ich schauen gehen, was ihm fehlt!" sprach die Schwester, nahm den Suppentopf und einen Löffel und ging in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und berichtete, daß er im Heu liege wie „abgestochen" und daß er sich nicht rühre. Zur selben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botschaft: „Die Teiche fangen wieder an! Der Birkenbinder soll eilends mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muß einer gehen, so lang's noch nicht zu spät ist wie vor drei Jahren, wo die Teiche ausgebrochen sind, das ganze Tal überschwemmt haben und die Knechte ertrunken sind. Der Birkenbinder soll geschwind mitkommen.

„Er ist jetzt nicht da," sagte das Weib, „wenn er heimkommt, will ich ihm's schon sagen."

„Nichts, wenn er heimkommt! Das Wasser wartet nicht aufs wenn er heimkommt! So muß wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild ist, muß ein Weibsbild gehen. Der Teichhauptmann ist höllisch streng, ich sag' es euch! Wer nicht kommt, wird eingesperrt und bockfäustengespannt! Im Wirtshaus hockens all beisammen, sagt der Teichhauptmann, da haben sie Zeit, aber wo eine Gefahr ist, da drucken sie sich. Marsch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!"

„Ja, mein Gott und Herr!" jammerte sie, „da muß ich doch meinen Mann suchen gehen!" Sie ging in den Heustadel. Im Halbdunkel sah sie ihn liegen an der Wand, halb mit Heu zugedeckt. „Hiesel!" sagte sie. Nichts.

„Hiesel!“ rief sie lauter. Auch noch nichts. „Um des Himmels willen, Hiesel, ist dir was?“ fragte sie hin, ganz weichmütig. Da bewegte sich der Kopf und knurrte ein wenig. „Wirst doch nicht krank sein, Hiesel?“ sprach sie gütig.

„Kopfweh,“ stöhnte er.

„Aber geh'! Kopfweh! Weißt, Mann, das macht der Heudunst. Mußt aufstehen, in der frischen Luft wird's schon besser werden.“

Wer ist denn das? Ist das wirklich seine Alte? Ist sie's wirklich? Da schau man her, wenn der Mensch Not leidet, da ist sie erst noch gut . . .

„Mein liebes Weib,“ sagte er. „Weiß der Teuxel! sehen tu' ich nichts.“

„Sehen tust nichts? Natürlich, weil's finster ist im Stadel. Draußen scheint die Sonne, da wirst schon was sehen. Unten beim Wasser, weißt, wo die Leut' heute arbeiten, da machst dir kalte Umschläge. Und jetzt geh' und iß eine warme Suppen.“

Und als der Hiesel, ganz gerührt über so viel unerwartete Liebe, herausgetaumelt war, da sah sie es, sein Kopf war so groß wie ein Milchzuber, die Augen waren so verschwollen, daß sie nicht anders wie zwei verwachsene Narben aussahen zwischen den roten Wulsten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da schlug der Wind rasch um und sie hub an mit breitem Mund zu zetern über solch eine Jammergestalt, Mannsbild genannt. „Stromert so ein Taugenichts die ganz' Wochen in der Gegend um, Leut' schimpfen. Und nachher, wenn er einmal was leisten soll, da macht er sich krank! Ist das ein Mann? Das ist gar kein Mann. Das ist ein altes Spitalweib! Mööh! wie er schaut!“ Und sie schnitt ihm ein Gesicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln

noch viel häßlicher ausfiel, als das verschwollene am Mannsbild. Mittlerweile kam der Gemeindediener noch einmal dahergestapft und da er die Unfähigkeit des Mannes augenscheinlich vor sich hatte, schleuderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte sie mit sich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Teiche lagen und schon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hiesel saß am Tische, legte die gefalteten Hände vor sich hin und wackelte mit dem riesigen Kopfe.

Er erinnerte sich an die Teichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei gewesen. Zuerst brach der obere, dann mit schrecklicher Gewalt der andere, die Arbeiter versuchten, sich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgerissen und später weit draußen im verheerten Tale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Die Teiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag saß der Hiesel so da und grübelte darüber nach, was denn eigentlich schlimmer sei, die brechenden Teiche oder die fliegenden Melkstühle. Gegen Abend wurde sein Kopf kleiner und die Augen gingen ein wenig auf. Er schaute zum Fenster hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schwester am Herd das Abendfeuer machte, sagte zu ihr der Hiesel: „Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen. So viel Angst! Tun wir einen Rosenkranz beten für mein Weib!“

Sie knieten an den Tisch hin und beteten laut den Rosenkranz, die Magd drauf hin, daß die Schwester glücklich heimkommen möge, der Hiesel darauf hin, daß — daß es anders werde. Und plötzlich fiel es ihm ein: „Was sind das für Gedanken? Aber — kannst was dafür? Sie hat dich so gemacht. Wenn's noch lange so fortgeht, kannst

noch viel schlechter werden. Heute bittest den Herrgott bloß um Befreiung, morgen ist's vielleicht schon so weit, daß du ihm dazu ein wenig Handlangerdienste leistest . . . da ist's wohl gescheiter, du laufst bei Zeiten davon, so weit dich deine Füße tragen „und pfeifst auf dieses verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäusel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein, so daß die Schwägerin aufzuckte. Just noch wollte sie ihm einen Verweis geben ob seines gottlosen Betens, da kreitschte sie hell: „Die Schwester!" Über die Wiese herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achsel den Krampen, sie hatte ein sehr rotes Gesicht, sie machte große Schritte, sie kam rasch näher. Der Hiesel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Tür hinaus.

Das war gewesen vor einem Jahr im Herbst. Seit jener Abendstunde ist der Hiesel nicht mehr gesehen worden im Birkenbinderhäusel. Auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhause, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, soll er noch gestanden sein, spät abends im Mondenschein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr Mann alleweil wäre, so zuckt sie die spitzen Achseln, zieht den zahnlosen Mund auseinander und sagt: „Was fragst mich? Ich geh' den Lumpen nicht suchen."

Und also endet nach der besseren Singart das Lied vom „Zuwiheiraten", wenn einer das Gütel liebt und nicht das Weib.

Das Gericht im Breitschirmhof.

Die Talstraße vom Weinlande her rasselte ein Steirerwagen. Vorn ein flinker Schimmel und hinten, im Wagen drin, ein junger Mann. Wer wissen will, wer es ist, der muß ihm auf den Magen schauen. Dort, über dem schon leiblich gewölbten Bäuchlein schmiegt sich der breite Ledergurt, und auf demselben, mit weißen Buchstaben ausgesteppt, die Buchstaben L. B. Es sind dieselben Buchstaben, die im Resingtal von Markstein zu Markstein eingegraben stehen und an dreihundert Joch Grund und Boden umfrieden. Der Grund und Boden des Breitschirmhofes, dessen Jungbesitzer Leopold Breitschirm eben vom Weinkaufen aus dem Unterland heimfährt.

Unterwegs blickte er aus, was da für schöne Nußbäume stehen an der Straße. Und unter einem, auf schattigem Rasen, saß ein Frauenzimmer. Es war aber kein Frauenzimmer, sondern ein jungfrisches Dirndl. So ließ der Leopold seinen Schimmel stehen, richtete ein paar gewöhnliche Worte an das Dirndl, fragte woher und wohin, lud es dann ein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und mit ihm zu fahren. Das sei ihr nicht unlieb, denn der Weg ziehe sich länger als sie vermeint habe. Und er zog sich auch von nun ab. Um ihn kurzweiliger zu machen, wurde der junge Großbauer gegen die Reisegefährtin zutunlich und wollte sie ein wenig lieben. Aber sie dankte so entschieden

und herb dafür, daß er schweigend wurde und bei sich dachte: Endlich einmal auch ein Apfel, der nicht fällt, wenn man den Baum schüttelt. — Das gefiel ihm und er begann mit ihr ein anderes Gespräch.

„Also Dienst suchen willst du im Resingtal? Von Sankt Martin bist du her? Gefällt's dir denn nicht in Sankt Martin? Nachher gefällt's dir doch vielleicht im Resingtal? Probier' es bei mir auf dem Breitschirmhof."

Dazu sagte sie nicht ja und nicht nein, da müsse sie erst nachfragen. Ungeschaut trete sie in keinen fremden Dienst.

„Frag' nur nach," antwortete er und versuchte es noch einmal mit schmeichelhaften Zutunlichkeiten. Da spitzte sie scharf den Ellbogen und begehrte auszusteigen. Sein Besänftigen nützte nichts, sie stieg aus, sagte: „Schön Dank!" und ging einen Feldweg.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Sie verschwand im Buchenwalde. Dann stand sie bei einem Kleinbauern im Dienste ein, war Sonntags in der Kirche zu sehen, einmal sogar beim Wirt auf dem Tanzboden. Da begehrte er sie zu einem „Steirischen".

Ein Jahr später war dieses Dirndl Jungbäuerin auf dem Breitschirmhof — zum Entsetzen aller Bauerntöchter der Umgebung. Nach der Hochzeit waren die zwei so glücklich, daß sie den ganzen Tag nicht voneinander ließen.

„Wie du gerade auf mich verfallen bist, Leopold!" sagte sie zärtlich. „Bin ja wohl nicht schön."

„Just das gefällt mir, weil du nicht weißt, daß du schön bist."

„Und bin gar ein armes Leut."

„Aber du bist auch noch was anderes und das geb' ich um viel Geld nicht her. Das hat selten eine. Schon in

der ersten Stund' damals hab ich's gewußt. Ich bin so, daß ich der meinigen vertrauen muß können, und ist's just einmal meine Passion, daß ich einen Krug will haben, aus dem noch kein anderer getrunken hat."

„Ah, so meinst es," antwortete sie und schob sachte seine Hand zurück, die unversehens ihrem Rocksack nahegekommen war. Denn darin hatte sie einen Brief. Gerade am Hochzeitstage war er gekommen. Der ging ihn nichts an.

Dann kam die ruhige, sorglose Zeit, da ihnen zumute war wie dem Landmann nach heißen, stürmischen Sommertagen, wenn das Korn in der Scheune ist.

Leopold hatte sich über seine Wahl nicht zu beklagen, die Thekla hatte alle Vorzüge eines braven Weibes. So strenge sie den Leopold damals zurückgewiesen hatte, so zärtlich war sie ihm nun ergeben. So derb sie im Falle das Gesinde anlassen konnte, so fürsorglich war sie für dessen Wohl. So reichlich sie für den Tisch sorgte, so bereitwillig sie für die Nachbarschaft war und so freigebig gegen arme Leute, so arbeitsam und sparsam war sie in der Wirtschaft. Das Achselzucken zuerst und die halben Bemerkungen, von der Straße hebe man nichts Gutes auf, waren bald überwunden, sie war nicht allein die geachtetste Bäuerin im Resingtal, sie war auch die gelobteste und die geliebteste. Leopold hatte sie so gerne, daß er ganz aus der Art schlug und außer in seiner ehelichen Kammer alles Weiblichen vergaß. Ausgenommen, daß die Thekla von Zeit zu Zeit einen Besuch machte in ihrer Heimat Sankt Martin, ging sie nie vom Hofe fort, sie war die Seele des Hauses und — wie die Leute sagten — die Seele von einem Menschen. Und als dann der Knabe und das Mädchen da waren, pflegte und erzog sie sie zu ein paar gesunden, schönen und wohlgearteten Kindern.

Sie waren schon eine Reihe von Jahren verheiratet,

als eines Tages im Hause ein Betteljunge erschien. Ein zerlumptes, unsauberes Bürschel mit scheuen, schreckigen Äug-lein und tölpischem Benehmen. Die Thekla hatte ihn auf dem Feldwege aufgegriffen und in den Hof gebracht, auf daß das arme Wesen einmal gesättigt, gereinigt und mit Kleidern versehen werde. Der Kleine blieb dann eine Weile, war aber unanstellig und unverläßlich, so daß Leopold ihn eines Tages davonjagte. Die Thekla war darüber schweigsam, als ob sie mit dem Fortschicken nicht einverstanden wäre. Sie hätte den fremden, verwahrlosten Jungen wohl gerne zu einem Menschen gemacht. Wenn sie dann in das nahe Dorf ging und aushorchte, ob nirgends von jenem fremden Knaben die Rede sei und nichts vernahm; wenn sie auf dem Feldwege und am Waldraine dahinging und vergeblich ausschaute und spähte, wie verstimmt kehrte sie nachher in den Hof zurück. Ihre eigenen Kinder aber gediehen und brachten hellen Sonnenschein in das Haus. Nur die Mutter schien sich nicht recht darüber freuen zu können, als hätte sie immer an andere, an verlassene Kinder denken müssen, die heimatlos und liebelos in der Welt herumirren. Noch gütiger wurde sie gegen arme Leute.

Und eines Tages im Herbste hatte Leopold bemerkt, daß am Morgen sein Weib einen Topf Milch und ein Stück Brot hinaustrug in den Heustadl. Er sah nach, ob dort etwa ein kranker Dienstbote liege und fand den fremden Betteljungen. Der war seither noch verwahrloster geworden und störrischer. So sagte die Thekla, es sei doch Christenpflicht des Wohlhabenden, ein solch armes Menschenkind aufzunehmen, es mit liebevoller Strenge zur Arbeit anzuspornen und von dem Schlechten abzuhalten. Der Bauer wollte es noch einmal versuchen. Der Bursche blieb auf dem Hof. Anfangs stellte er sich emsig zum Dreschflegel, zur

Stallstreugabel, aber es dauerte nicht lange, so warf er das Geräte weg und warf sich aufs Stroh, und wenn ihn die Knechte mit den Stiefelabsätzen stießen, so stellte er sich tot oder sprang auf und lief in den Wald hinaus, wo man auf dem Moose liegen kann und nicht arbeiten muß. Manchmal schlich er sich in die Vorratskammer, naschte Butter oder Geräuchertes, und wenn der Leopold ihn darob mit der Peitsche züchtigte, so schrie der Junge so kläglich, als geschähe ihm das größte Unrecht. Je herber er mit diesem Geschöpfe wurde, je gütiger war mit ihm die Thekla. Sie begutete ihn heimlich, und einmal nahm es der Bauer wahr, wie sie dem Knaben in der Flachskammer das wirre Haar strählte, ihn dann mit der flachen Hand fast zärtlich über den Kopf strich und leise sagte: „Bitt' dich gar schön, Bästel, sei brav, sonst mußt wieder fort und darfst nimmermehr kommen!"

Da trat der Leopold vor: „Er soll nur gleich fort, der Taugenichts, der uns noch unsere Kinder verderben kann. Oder hast du den hergelaufenen Lumpen wohl gar lieber, als deine eigenen Kinder? Es scheint so. Eine solche Nächstenliebe ist mir zu dumm, hörst du?"

„Leopold," entgegnete sie und schaute ihn fragend an, „solltest denn du gar keinen jungen Menschen wissen, dem du's auch gut meinen möchtest — extra gut? Ich hätte nichts mehr dagegen . . ."

„Hast du dich zu beklagen darüber, daß ich's unseren Kindern etwa nicht gut genug meine? Eben deswegen leid' ich ihn nicht, diesen hergelaufenen Zottel! Lernen könnten sie schon was von dem — ei ja, das schon! Er soll machen, daß er weiter kommt!"

Sie sagte nichts dagegen, nur das seufzende Wort sprach sie: „Es ist hart, daß er wieder fort muß!"

„Du kannst ja mit ihm . . .!“ rief er zornig, sprach aber das Wort nicht ganz aus. Es war doch zu schwer. Es ließ sich ja nichts sagen. Er wußte nur, daß die Thekla entfernte Verwandte habe. Sie hatten sich stets ferngehalten, vielleicht war das der Stolz armer Leute. Wer weiß, ob sie nicht sehr verkommen sind, ob dieser Bettelknabe nicht der Sippe angehört?

Der Leopold sagte also nichts mehr und die Sache wurde allmählich vergessen. Auf dem Breitschirmhof nahm es den Lauf, wie auf allen reichen Höfen, wo fleißig gearbeitet wird; er wurde immer noch reicher, die Wirtschaftsgebäude mußten vergrößert werden. Besonders auf dem Anger vor dem Wohnhause wurde ein fester Blockbau aufgeführt, wo Korn, Brot, Fleisch, Fett, Leder, Wolle und andere Vorräte in Massen sicher aufbewahrt werden konnten. Die Felder und Wiesen wurden verbessert und die Marksteine mit den Buchstaben L. B. rückten stellenweise weiter nach außen hin. Der Sohn des Hauses war schon so weit, daß er in eine landwirtschaftliche Fachschule gegeben werden konnte; das Töchterlein übte sich unter Anleitung der Mutter in den häuslichen Obliegenheiten. Alles war frisch und froh, bis auf Thekla. Sie blieb gütig und still, wurde aber immer ernster und verschlossener. Die trautsame Liebe zueinander wird bei bäuerlichen Eheleuten überhaupt nicht zur Schau gestellt; aber es war doch verwunderlich, daß dieses herzensgute Weib nicht mehr Liebe zeigte zu ihren Kindern. Ihre Schwermut steigerte sich derart, daß Leopold ihr vorschlug, zur Zerstreuung eine Reise in die Stadt zu machen. Darauf antwortete sie, in der Stadt habe sie nichts zu tun. Aber eine Wallfahrt möchte sie machen! doch nur, wenn er zu Hause bliebe und daß sie die Beruhigung haben könne, der Hof wäre derweil gut versorgt. Der Bauer sah diese Für-

sorge ein, sie freute ihn und er ließ sie hinziehen die weiten Straßen, um ihre Wallfahrt zu verrichten.

Während der Zeit, als die Bäuerin fort war, schlug einmal besonders heftig der Kettenhund an, der am neuen Blockbau hing, und es wurde der Bettelbursche wieder gesehen. Er schlich hinter dem Hause im Baumgarten herum. Er war nun schon halb erwachsen, trug aber ganz unterschiedliche Kleidungsstücke an sich, eine bäuerliche Lederhose und einen schwarzen Stadtrock und eine schildlose Mütze, aber alles zerrissen und zerfranst und kein Stück paßte an den Leib. Schreckig spähte er zwischen den Baumstämmen her, wenn jemand über den Hof ging, um dann, da es die Bäuerin nicht war, sich allemal wieder schnell hinter Büschen zu verstecken. Der Bauer machte kurzen Prozeß. Er ließ den Hund von der Kette, dieser raste wütend auf den Jungen hin, riß ihm einige Kleiderfetzen herab und kehrte wieder in seinen Kobel zurück, während der Bursche kreischend vor Schreck davongelaufen war.

Länger als der Leopold erwartet, war sein Weib ausgeblieben, endlich kam sie heim, abgezehrt, erschöpft und fast verstört. Das, was sie auf den Wallfahrtswegen erhofft, schien sie nicht gefunden zu haben. Wie vor und eh ging sie ihren häuslichen Verrichtungen nach, aber es geschah mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nur wenn manchmal ein Bettelmann um Almosen zusprach, wurde sie erregt und gab so reichlich, daß mancher Empfänger erstaunt fragte: „Das alles? Das alles gehört mein? Vergelt dir's Gott, Breitschirmhoferin, an deinen lieben Leuten!"

„Geb's Gott!" sagte sie und ging traurig ihren Arbeiten nach. In den Nächten ahnte es der Leopold nicht, wie sie im Nebenbette wachend lag. Wenn er sie seufzen hörte, mußte es wohl ein böser Traum gewesen sein.

Und in einer Nacht, da setzte sie sich im Bette plötzlich auf und sagte: „Hörst du nichts, Mann?“

„Was soll ich denn hören,“ entgegnete er, „es schläft ja alles.“

„Dann wird's nichts sein,“ sagte sie, „es ist nichts, mir hat nur so geträumt. Es ist nichts, Leopold!“ setzte sie mit ängstlicher Hast bei.

Er war aber aufmerksam geworden, stand auf, ging zum Fenster und sah im Blockbau Licht. Alsogleich ergriff er das Scheit, pochte an die Stubendecke den Knechten, die auf dem Dachboden schliefen: „Auf, auf, Leut'! Es sind Diebe im Bau!“

„Aber, mein Gott, es wird ja nichts sein!“ sagte die Thekla, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Mittlerweile war auch Ferdinand, der Sohn des Hauses, der eben auf den Schulferien daheim, aus seiner Kammer hervorgekommen, und sah sich nach dem Schußgewehr um. Die Knechte hatten schon bemerkt, daß auf dem Blockbau einige Dachbretter ausgehoben waren und es sei ganz sicher jemand in der Vorratskammer.

„Wo ist denn das Luder von einem Kettenhund, daß es sich nicht meldet?“

Der lag neben dem Kobel und verendete. Das Tier war wahrscheinlich mit einem wohlgezielten Steinwurf getötet worden.

Der Lichtschein, der vorher durch ein Fensterchen gedrungen war, war weg. Der Dieb hatte wohl gemerkt, daß er entdeckt sei. Der Bau war schon umringt von dem ganzen Gesinde des Hauses. Auf dem Dache lauerten zwei Knechte, an der Tür stand der Bauer mit einer schweren Axt. Vor dem Fenster stand der Ferdinand mit gespannter Flinte. Aber seine Mutter rief zagend von der Haustüre

her: „Schießen mußt nicht, Ferdel!“ — Andere schlichen mit Stallgabeln, Hacken und allerlei Werkzeugen immer um den Bau. Und horchten, ob von innen nichts zu hören sei. Da es still war, so steckte der Leopold den Schlüssel an und öffnete die Tür. In dem Augenblick huschte der Dieb neben seiner heraus, so unversehens, heftig und schnell, daß der Bauer ihn nicht erhaschen konnte. Er sprang über die Stufen und eilte um die Ecke. Ferdinand ihm nach. Da eilte die Bäuerin, die ihn gesehen, herbei und schrie: „Nicht schießen, um Jesu willen! Nicht schießen, Ferdel! Es ist dein Bruder!“ Sie rang mit ihm um das Gewehr.

Der Dieb war der Flinte entkommen, aber den Knechten in die Arme gelaufen. Mit der Fackel kamen sie und sahen, es war der Betteljunge. In der Vorratskammer war die Leiter gelehnt hinan zu den frischgeräucherten Schinken. Der Bauer war ganz würdevoll gelassen, er hielt die Knechte ab, die ihn mit einer abgebrochenen Zaunstange schlagen wollten.

„Das laßt nur sein!“ sagte er, „der geht jetzt ins Zuchthaus. 's ist nicht um den Diebstahl. Aber daß er mir das schöne Tier hat umgebracht! Vor so einem geht auch der Mensch nimmer sicher. Der kriegt etliche Jahre. So lang' als möglich. Je länger er sitzt, je später wird er baumeln. Hol' mir einer den Strick aus der Zeugkammer!“

Der Junge schlug und biß um sich und schrie jetzt gellend auf.

„Leider Gottes,“ setzte der Bauer bei, „daß ich den Strick an dir nicht anders brauchen darf als um deine Bratzen zu binden.“

Mittlerweile waren auf den Lärm Nachbarsleute herbeigekommen, das halbe Dorf zog heran, um zu sehen, was im Breitschirmhofe los sei.

„Diese Kanaille!“ rief ihnen der Bauer zu, der seine Wut nicht mehr bemeistern konnte, „viel Guttat hat er im Hause empfangen.“

Da faßte der junge Ferdinand seine Hand und zog ihn beiseite. „Vater, ich kenn' mich nicht aus, ich habe von der Mutter ein Wort gehört und weiß nicht, was es soll bedeuten.“

Er redete nicht zu Ende, so kamen schon der Gemeindediener und der Nachtwächter, beide bewaffnet, um den ertappten Dieb in Empfang zu nehmen. Und jetzt geschah es. Thekla, die Bäuerin, trat dazwischen und rief strenge und herb: „So laß ich ihn nicht forttreiben!“ Und stellte sich mitten hin zwischen die Büttel, den Dieb und ihren Mann. Sie bewahrte äußerlich die Ruhe, sie habe was zu sagen.

„Leopold,“ sagte sie mit ganz gedämpfter Stimme. „Ich hab' gemeint, diese Stund' wird mir erspart bleiben. Hab' ich's gleichwohl gebeichtet schon vor vielen Jahren, so ist's mir doch nicht geschenkt und muß es hart bezahlen. Daß du dir's selber nicht hast denken können, Leopold! Wie du den Bettelbuben hast fortgejagt, so kannst du's jetzt mit mir tun. — Der Bastel ist mein . . .“

Aber anstatt daß sie bei diesem Schuldgeständnisse zusammenknickte, richtete sich ihre schlanke Gestalt stolz auf und blaß war ihr Gesicht bis über die zuckenden Lippen hinein; so stand sie aufrecht, faltete vor ihrem Manne die Hände und sprach: „Leopold! Für mich erbitte ich nichts. Aber dem Buben tu's noch einmal verzeihen. Ich hab' an ihm viel gutzumachen; jetzt führ' ich ihn, so weit meine Füß' mich tragen, er soll dir nimmer in dein Haus kommen.“

Alles war still, nur der Gemeindediener machte Anstalt, den Jungen, der immer noch von den Knechten gehalten wurde, zu fesseln. Die Bäuerin faßte ihn am Arme:

„Laß es sein! Ist denn niemand da, der Gottesrecht weiß? Wenn ein Kind so ganz verlassen und verfolgt ist und überall getreten, da kann's nicht wissen, was recht und was unrecht ist. Und ehe ein Mensch zugrund' geht vor Hunger, eh nimmt er, was er kann erwischen. Gar so schlecht wird er wohl noch nicht sein, aber dort, wohin ihr ihn jetzt wollt führen, müßt' er schlecht werden."

„Wenn die," sagte jetzt der Bauer mit verbissener Bitterkeit, „wenn die für ihre ehelichen Kinder einmal so gute Worte gehabt hätte!"

Stellte sie sich vor ihn hin: „Hast mir einen Vorwurf zu machen, daß ich sie lieblos behandelt, ungut erzogen hätte? Ich hab' alle meine Kinder gleich gern. Daß eine Mutter just dem Kind am meisten zuneigt, dem's am schlechtesten geht, das wirst mir wohl nicht können für übel halten. — Und dem geht's so schlecht! So schlecht!" Mit diesen Worten riß sie den Bettelbuben an ihre Brust und herzte und küßte ihn, laut weinend.

Die Leute ringsum hatten sich zusammengedrängt und ein Flüstern, ein Murmeln, ein Schluchzen ging um und der Dorfrichter winkte dem Gemeindediener und dem Nachtwächter, sie sollten nach Hause gehen.

„So ist's recht, so ist's recht!" riefen einige und lachten.

Der Bauer stellte sich knapp hin vor sein Weib, sagte es kalt und hart: „Und ich? Was bin denn ich? Ich bin der Gefoppte. — Verleugnet hast du mir's. Freilich, freilich, so ein Bauernhof ist schon einer Falschheit wert. Und jetzt nicht einmal ein Wort um Verzeihung."

„So lang' ich mir's selber nicht verzeihe, kann ich's von dir nicht verlangen," sagte sie. „Eines Hofes wegen mach' ich keine Falschheit, wie du's nennst, wenn ein Mädel seinen Fehltritt nicht will sagen. Wenn man einen Menschen

einmal so gern hat, da ist's wohl nicht leicht, mein Lieber, das Wort hinzusagen, das zwei Leut' wie ein Messer auseinandertrennt. Nachher hätt' ich's freilich sagen sollen, aber es hätt' kein Gut getan, und weil jener Mensch, sein Vater schon lang' in der Ewigkeit ist, so hab' ich gemeint, ich weiß allein davon und sonst soll's niemand erfahren. Unrecht ist's gewesen vor dir und vor dem Buben, ich seh' es ein. So gut ich hab' glücklich sein können, Leopold, bin ich's mit dir ja gewesen. Kein Trutz ist's, wenn ich jetzt freiwillig gehe, ehe du mich fortschaffst. Ich muß mit dem Buben, daß er nicht ganz und gar verdirbt. Meine anderen Kinder weiß ich bei dir versorgt, sie haben einen Vater. Und wenn es sein mag, daß ich sie immer einmal kann sehen, so wirst mir's nicht verwehren."

Er wendete sich ab, wies sie mit einer Handbewegung von sich: „Eine, die von Mann und Kind so fortgehen kann — und mit einem Diebsbuben!"

Er weist sie aus?" fragten die Leute sich untereinander. „Er schickt sie fort? Er verzeiht ihr das Kind nicht? Der Breitschirmhofer! Der Leopold Breitschirm, der in seiner ledigen Zeit den schönen Spitznamen hat gehabt? Der verzeiht ihr das heimliche Kind nicht, für das sie sich so zerkümmert hat, daß sie schier hintersinnig ist worden!"

„Der Leopold Breitschirm!" lachten manche laut auf und es ging ein Verwundern durch die Leute, die hier zusammengeeilt waren in dunkler Nacht. „Der Leopold hat's not, daß er sein Weib verjagt, deswegen! Der muß ein Gedächtnis haben wie ein luckedes Schneuztüchel."

„Möchte doch gern wissen, was der sagt, wenn man ihn wollt' fragen, was aus seinen heimlichen Kindern geworden ist?"

„Im Weinland draußen," sagte jemand, „ist ein kleiner

Einhandel; weil er sein Brot nicht verdienen kann, ist er in der Einleg' bei den Weinbauern, aber sie wollen ihn nimmer behalten. Dem seine Mutter, eine Dienstmagd, hat auf dem Sterbebett angegeben, der Vater hätt' den größten Bauernhof im Resingtal."

„Im Resingwald," rief ein anderer, „weiß ich ein sauberes Dirndl, Geißmadl ist sie im Holzschlag. Ist noch nicht tausend Wochen alt und tun doch schon die Holzknecht um sie Karten spielen."

Und plötzlich über den Gartenzaun her schrie eine grelle Weiberstimme: „Ich weiß auch was. Hab' mir fürgenommen, daß ich nicht sein' Schand' und Spott will sein. Aber weil er so hartherzig ist —"

„Still sein!" rief der Dorfrichter drein. „Wir haben genug gehört. „Die zwei Eheleute sollen es selber miteinander ausmachen!"

„Ja, daß geprügelt wird! Wir bleiben da, wollen's just einmal hören, wie sie's ausmachen."

„Sie sollen sich jetzt einander ein gutes Wort sagen, nachher gehen wir schlafen."

„Die Bäuerin soll reden!" wurde verlangt.

„Ich hab' da nichts mehr zu reden," sagte sie. „Was ich eben gehört hab', ist nichts Neues bei den Mannsbildern; das muß eine jede wissen, die einen nimmt, und froh sein, wenn's nachher gut ist. Und meinen Buben — dem Herrgott muß ich danken, daß er mir ihn noch einmal hat zugeführt! — den verlaß ich nicht, weil er mich am notwendigsten braucht."

Jetzt aber brach der Bettelbub' auf die Knie nieder, sein ganzer Körper schütterte, er rang vor der Bäuerin die Hände. Daß dieses Weib seine Mutter ist, er hatte es das erstemal gehört.

Nun hatte der Leopold gerade genug erfahren und gehört. Bei solchem Läuten muß sich das Wesen plötzlich stürzen, oder es geschieht nie. Er besann sich nimmer, sonder Trutz wollte er jetzt die Sach' nehmen, wie sie einmal war. Aber er wußte nicht, wie schwer die scheinbar längst vergessenen Jugendsünden abzuschütteln sind. Die eigenen anderen zu verzeihen, das muß ja doch leichter sein. — In den rechten Arm nahm er sein Weib, in dem linken zerrte er den Bettelbuben mit sich, so brachte er sie ins Haus.

Am Abende des nächsten Tages saß die schon halberwachsene Haustochter an ihrem Nähkorb. Nähte aber nicht, hielt die Hände auf dem Schoße übereinandergelegt und hatte rotgeweinte Augen. Daneben am Tische saß ihr Bruder Ferdinand, der war stumm wie sie und schnitzte mit dem Taschenmesser an der Tischkante. Da kam der Vater in die Stube und setzte sich auch hin. „Geh', Ferdel," sagte er, „bist nicht gescheit, 's ist schad' um den Tisch!" Er sagte es in einem gar gütigen Tone, der mehr wie eine Zärtlichkeit klang, denn wie ein Vorwurf. Der Bursche klappte das Messer zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf.

„Willst nicht noch ein bissel sitzen bleiben, Ferdel?" sagte der Vater und sein Atem war kurz, daß er die Rede nur leise und stoßweise vorbringen konnte. „Mir ist's recht, daß ich euch beisammen find', allzwei. Weil ich ein paar Wort' mit euch zu reden han. — Was gestern vorgefallen ist, das wißt ihr. Auf der Welt geht's halt immer einmal so. Sein sollt's freilich nicht. Wer dran ein Abscheuchen nehmen möcht'. 's weiß keiner, was ihm zusteht. Und was ich sagen will. Daß die G'schicht in Ordnung kommt: Eure vier Geschwister, die wollen wir halt jetzt ins Haus nehmen. Wird euch eh auch recht sein."

Und dann wartete er auf Antwort.

Die bekam er. Ruhig, aber entschieden sagte Ferdinand: „Zwei zu vier — das möcht' uns wohl nicht taugen. Meine Schwester und ich, wir haben es schon besprochen. Wenn sie bei der vorderen Tür hereingehen, gehen wir zwei bei der hinteren hinaus."

Nach dieser Erklärung verließen die zwei jungen Leute die Stube. Der Bauer ging zur Thekla und sagte: „Weib, wir sind in allen Instanzen verurteilt. Vielleicht, daß du einmal redest mit ihnen. Ich habe genug."

Der Unkrott und seine Hani.

Beim schönen Irnhardthof in der Irrsen, wie war es da oft lustig gewesen! Der alte fleißige Irnhardt war mit keiner Heu- oder Kornfuhr in den Hof gefahren, ohne daß ein barfüßiges Nachbarsknäbel dran hing, das sich auf solchem Fahrzeug in das Haus einschmuggelte, wo es Butter und Honig zu schlecken gab. Da waren die Leute alle so lustig, sei es bei der Arbeit oder am Feierabend, wenn die Sonne rot auf den Dachgiebel schien, auf den Kirschbäumen pfeifende und schnabulierende Burschen wuchsen und den Mädeln, die unten auf dem Rasen saßen, purpurrote Träublein mit frischem Laub herabwarfen. Und als eines Abends wieder die Kornfuhr in den Stadel rollte, rutschte von der hohen Garbenschichte der kleine Waldbauernbub herab und die Großdirn konnte noch früh genug ihre Schürze spannen, um ihn aufzufangen.

„Leut'!" rief sie aus, „da hab' ich einen Heuschreck gefangen. Was heben wir denn an mit ihm?"

Gab der Weidknecht den Rat: „Die Haxeln ausreißen. Heuschreckhaxeln sind so viel gut."

Hierauf die Irnhardtbäuerin: „Dazu wird er halt zu mager sein, wir wollen ihn erst ein bissel füttern!" Und kam mit einem Stück Butterbrot.

So gab es immer was Anmutiges in diesem Hofe, er war voller Leben überall und die Arche Noahs konnte

an Kälbern, Schafen, Ziegen, Ferkeln, Hühnern, Kaninchen nicht reicher gesegnet sein als dieses frohe Haus, und die Irnhardtleute waren ehrengeachtet im ganzen Irrsental, und die Wirtin zu Fischbach deckte den Tisch mit Silberbesteck, wenn manchmal am Sonntag der Irnhardtner angefahren kam mit seinem Steirerwäglein. —

Und wie nun der damalige Waldbauernbub als bejahrter Mann einmal ins Hochtal gekommen war, verlangte es ihn, den alten Irnhardthof wieder zu sehen, der hinter dem Bache auf breitem Hügel unter Laubbäumen so behäbig dagestanden.

Da stand er nun freilich noch, aber wie? Ich habe es die langen Jahre her gewohnt werden müssen, schöne große Bauernhöfe in Einöden als armselig verfallende Ruinen wiederzufinden — das Dach zerzaust und durchlöchert, die braunen Holzwände einsinkend und überwuchert von Struppwerk oder gar nur mehr ein Steinhäuflein vorhanden, wo einst jahrhundertelang der Küchenherd mit der munter prasselnden Flamme gewesen. Ganz anders sah es um den Irnhardthof aus. Über seinen weiten Bereich lag nicht bloß eine schwere Einsamkeit. Im schütteren Kiefernwald, wo bei Eichhörnchen und Eidechsen einst jubelnde Kinder Preiselbeeren gesammelt, war nichts als verkrüppeltes und verwittertes Gezwerge mit langen Bärten, und welkendes Heidekraut. Keine Beere, kein Pilz, kein funkelnder Käfer. Das Feld daneben hatte reifes Korn, aber alle Halme waren gebrochen wie die Glieder eines geräderten Missetäters. Auf den Kirschbäumen begannen die Äste zu dorren, selbst die noch grünen Zweige trugen kein einzig Kirschlein, weder ein rotes noch ein schwarzes. Der Hausbrunnen im Hofe war versumpft und tröpfelte nur träge in den breiten Trog. Haus und Ställe waren so gut erhalten, als ob sie erst

gestern verlassen worden wären. Die Scheunentore standen offen, nur das Wohnhaus war verschlossen und an die Tür ein Zettel genagelt: „Hier ist verspirt, Schlisel beim Gemeinrichter.“ — Anscheinend half das Schloß nicht viel, denn im Dache waren Bretter ausgehoben und ein Blick durch das vergitterte Fenster zeigte, daß drin Unberufene nach Wertsachen gesucht hatten. Was nicht nagelfest gewesen, war fort, aus den offenen Kästen und Läden war unbrauchbarer Wust in der Stube umher gestreut und an der Wand standen mit Kohle geschriebene Diebszeichen.

Ich war fast lahm vor Verblüffung. Was ist da geschehen? Das ist kein gewöhnliches Abgehaustsein, da ist was anderes dahinter. Ich verließ die unheimliche Stätte und weiter oben setzte ich mich auf einen Steinhaufen. Ganz arm und gebrochen kam ich mir vor, daß auch dieses Jugendidyll dahin war. Müssen sie denn alle verblassen und in den Sumpf einer unseligen Wirklichkeit versinken, die sonnigen Bilder aus fernen Zeiten? Muß uns denn vor unserem sachten Hinsiechen noch die Gewißheit werden, daß von den kümmerlich in der Erinnerung geretteten Jugendfreuden keine, keine einzige echt ist?

„Gelt, da schaut's aus!“ rief hinter mir jemand mit einer quatschigen breiten Stimme, wie sie aus zahnlosem Munde kommt.

So ein Waldmensch, ein Ameisler oder Pechschaber, oder beides. Sein Buckelkorb, unter den er just den Stecken gestützt hatte, war mit dürren Reisignadeln bestreut, schien aber leer zu sein. Er zog das hübsch glatt geschorene runde Gesicht auseinander, es schien ihm Spaß zu machen, daß er mit seinem plötzlichen Auftauchen einen erschreckt hatte.

„Seid Ihr leicht auch gekommen ein bißl nachschauen?“ fragte er glatt hin, „man kann aber nit hinein, wer nit

beim Dach durchkrauchen will. 's Bessere ist auch schon verschleppt."

Da ich ihn ohnehin nicht eigentlich verstand, so wurde die Rede fallen gelassen; meine Frage war nach den Irnhardtleuten.

Er legte fromm die Hände ineinander und sagte fast seufzend: „Mein Gott, die Irnhardtleute! Da tät's freilich anders ausschauen, wenn die noch auf diesem Haus wären! Die Alten sind weggestorben, die Jungen haben sich um ein besseres Stückel Welt umgetan. Im Miesertal, oder wo, Fabriksarbeiter oder was. Ich weiß nit."

„Und hatten dieses Haus allein stehen lassen?"

„Ah das nicht. Sie nicht. Werden es wohl verkauft haben. Der Unkrott hat's ihnen halt abgekauft. Ist auch schon zwanzig, fünfundzwanzig Jahr', oder was. Mein Göttel, da wär' viel zu sagen."

Der Mann hatte sich nachher neben mich auf den Steinhaufen niedergelassen und auf ein paar Hin- und Herreden angefangen, mir die Geschichte vom Unkrott zu erzählen. — Lange habe ich sie seither schweigend in mir herumgetragen, denn es tut weh, solche Sachen weiter zu sagen, wie von diesem dummen Unkrott und seiner schlechten Menschin. Weil aber nichts Gutes wachsen kann, solange das Schlechte nicht abgeräumt ist, so muß man doch den Unrat hinausschaffen. Vielleicht kann es manchem, der etwa auf derselben Straßen niederwärts zu gleiten in Gefahr ist, ein Habt acht! sein. Mein Waldmensch auf dem Steinhaufen hat's etwas sprunghaft gemacht, so will auch ich es versuchen, in seiner Art mit großen Schritten über den Sumpf hinwegzukommen.

Vor soundso viel Jahren war aus dem Sunk herüber ein Bauer mit seinem jungen Weibe gekommen und hatte nach dem Tode der alten Irnhardtleute den Irnhardthof

gekauft. Bar ausgezahlt, heißt es, und schier fürnehm angefangen zu wirtschaften. Nur war das Weib schier zu fein und kleber für den derben Bauernhof und seinen Herrn. Da war eines Abends ein fremdes Mädel ins Haus gekommen, barfuß und mit einem Handbündel am Stecken, wie vazierende Burschen gehen.

Ob sie in Irnhardthof nicht eine Magd täten brauchen? Der Bauer schaut sie an und denkt: Ein fester Brocken wärst, zum Arbeiten! — Und was sie Lohnes begehre? — Geldes wegen rede sie nicht, er möge übers Jahr halt geben, was sie verdient haben werde. — Da kann ich nicht leicht zu kurz kommen, denkt er und so ist sie im Hof verblieben. Wohl fleißig muß sie gearbeitet haben, denn übers Jahr und übers zweite Jahr stand es so, daß das Weib des Unkrott mit ihren zwei Kindern davon war, in Haß und Verzweiflung davongegangen.

Und an ihrer Stelle saß warm und breit die zugelaufene Magd, die dralle Hani. Jahrlohn gab's da keinen, denn sie schaffte für seine Sach' und ihre Sach'; er nannte sie gern sein schleckiges Mutzerl und verschrieb ihr aus Dankbarkeit dafür, daß sie gar so lieb mit ihm war, ein Stückel Wirtschaft ums andere, ein Stückel Vermögen ums andere. Sie nahm es nur unmutig an, ob er denn glaube, daß es ihr nach eitel Gut gehe, wo er ihr alles und einziges sei auf der ganzen Welt! Vor Rührung über eine solche Liebe hub der alte Esel zu gröhlen an und verschrieb ihr noch mehr. Sein rechtmäßiges Weib lebte zwar noch in irgendeiner Hütte, aber das war eine böse Person, sie tat immer nur greinen und schimpfen über den Unkrott, daß er eine Untreu sei und seine Zottin was noch Schlimmeres. — Natürlich muß man eine so schlechte Kreatur entgüten und enterben und alles fein schriftlich machen,

daß es der lieben Hani gehört, was unter ihrer braven Mitwirtschaft erworben und gehütet worden ist.

Und da war in das Haus öfter so ein Stadtzottel gekommen, ein abgekrachter Advokat, oder so was, soll gerichtliche Nachfrage nach ihm gewesen sein und kam in Flüchten so in den Irnhardthof, wo er zeitweilig sich als Knecht aufhielt, der Hani schön tat und den Leuten etlicherlei Schreibereien und Rechtsangelegenheiten besorgte. Dieser Mensch soll der Hani manchen Einschlag gegeben haben, von dem der Unkrott nichts erfuhr.

Und wie nach solch lieblichem Lauf der Jahre an zwei Zehente verflossen waren, sah sich die Hani, so uneigennützig sie doch stets gewesen, als die einzige Eigentümerin. Der Unkrott war mittlerweile grau und buckelig geworden, die noch gar lebensrüstige Hani bewies ihm ihre Dankbarkeit mit Zwetschkengeist, dem er schon früher nicht abhold gewesen war; nun fing er an, ihn für sein Leben gern zu trinken. Branntwein, das wird's wohl noch tragen, Alter, daß du keinen Durst zu leiden brauchst, sagte sie gern, hast dein Lebtag viel gearbeitet, so sollst dir jetzt wohl keinen Abbruch tun. Und kaufte ihm allwöchentlich den Fusel maßweise. Der Alte aber wollte für so viel Güte seiner lieben Hani nicht erkenntlich sein. Zwar liebhaben wollt' er sie, so viel das Zeug hielt, doch versterben wollte er nicht. Sie aber mochte mit ihrem jungen Burschen, einem Forstgehilfen, den sie sich neben ihm heimlich warm gehalten hatte, nicht gerne mehr länger zuwarten, heiratete ihn, machte ihn zum Herrn des Hofes, den sie vom Unkrott geschenkt bekommen hatte. Der alte Unkrott fand nun diese Heirat seiner lieben Hani weidlich keck und fing an, im Hause umherzufluchen, als ob noch alles sein eigen wäre. Da fanden die Hani und ihr Mann, daß Fluchen grob Sünde sei und

ein schlimmes Beispiel für das Gesinde. Sie machten daher dem Alten tief unten im ruhigen Keller eine bequeme Liegerstatt, ganz nahe am Fuselfäßchen, und sperrten, damit ihn niemand in seinem wohlverdienten Ruhestand sollte stören können, die eiserne Kellertür ab. Manchmal war der Unkrott aber doch durch das vergitterte Fensterlein zu hören und er tat fast, als ob ihm dieser Aufenthalt nicht recht wäre. Da kam die Hani einmal hinab, schleuderte ihn, den ohnehin Wankenden, zur Erde, warf einen schweren Pferdekotzen über seinen Kopf und legte sich selber darauf mit ihrem breiten Leibe, um ihn mit eigen Fleisch und Leben zu schützen gegen etwaige Unbill. Zur Stunde soll eine alte Magd den Unkrott schreien, den Namen seines ehelich angetrauten Weibes ausrufen gehört haben, aber nur einmal ganz deutlich, das zweitemal halb erstickt, und dann war es bald stille geworden. — An Altersschwäche. —

Das Begräbnis des alten Unkrott soll wunders wie feierlich gewesen sein, die alte Magd aber konnte den Schrei im Keller nicht verwinden, sie hörte ihn allnächtig. Das klagte sie den Hausleuten, da wurde die Hani sehr unwirsch und fragte scharf, was denn mit solchem Gerede gemeint sei? Ob man nicht wisse, was alten, immer fröstelnden Leuten nottue? Immereinmal ein heißes Tröpfel und warme Decken. Ob sie nicht das Recht gehabt hätte, ihn, dem sie alles verdanke, zu wärmen und zu schützen? Na, was ließ sich denn sagen? Höchstens eingesperrt könnte man werden, wegen so einer dummen Rederei. — Als ob nicht die alten Leute in der ganzen Welt stürben!

Nach dem Tode des Alten wies es sich, daß ein paar tausend verfügbare Gulden vorhanden waren, und nach diesem Gelde streckten die mittlerweile herangewachsenen ehelichen Kinder des Unkrott die Hand aus. Die Entrüstung der Hani

über eine solche Frechheit war unermeßlich. Wie kommen diese Rangen dazu, ihr Eigentum anzutasten? Sie ging zu den Advokaten und begann gegen die Kinder des Unkrott einen Prozeß.

Um diese Zeit war der herrische Knecht, der versprengte Rechtspraktikus, wieder gesehen worden. Der saß oft stundenlang im Stadl neben der Hani und gab ihr allerlei feine Ratschläge und faßte ihr schriftliche Eingaben ans Gericht ab, in denen alleweil sie die Anklägerin war gegen den und gegen die, so ihren ehrlichen Namen verdächtigen oder gar ihr redliches Eigentum anfechten wollten. Das Gericht war ihr lange willfährig gewesen, allmählich fiel es ihm aber doch auf, was denn dieses Bauernweib immer für Unfried habe und begann die Geschichten näher zu untersuchen. Der Hani ihr Knecht, Freund und dunkler Rechtsanwalt im Stadl diktierte ihr gut und sie hielt klugen Widerpart, endlich aber brach der Boden unter ihren Füßen ein, sie war überwiesen. Bei den Untersuchungen hatten sich Sachen herausgestellt, bei denen den Richtern selber die Zornadern schwollen auf der Stirn. Alles klärte sich schrecklich auf und die Hani wurde verurteilt zu schwerem Kerker auf zwanzig Jahre.

Sie weinte so heftig im Gerichtssaal, daß der Fußboden unter ihr schütterte, und als sie wieder so weit war, um sprechen zu können, war ihre demütige Bitte, daß man sie wenigstens auf ein paar Wochen lang nach Hause gehen lasse, sie müsse doch ihre wenigen Sachen in Ordnung bringen, damit sie — wenn einst die Unschuld mit Gottes willen an den Tag komme — nicht ganz elend sein werde; und sie für allzeit zertreten, das werde doch auch das hohe Gericht nicht wollen. Nach abgelaufener Frist stelle sie sich ja selbst, was solle sie denn sonst machen, die Leute seien

wie der Teufel auf sie und sie müsse bei solchen Umständen noch froh sein, vom Gericht in Schutz genommen zu werden.

Alsdann, die Richter sind auch nicht von Stein und die Hani nutzte ihre vier Wochen, um aus Haus, Hof und Fahrnissen kurzerhand möglichst viel Geld zu machen. Der Hauptteil gehört zwar den Gläubigern, aber sie versilberte, was nur immer zu versilbern war. — Als vier Wochen vorbei waren, spähte ein Gendarm um den Irnhardthof und wunderte sich, daß niemand daheim war. Die Leute aber erzählten, daß sie drei Mannsbilder hätten gehen sehen, einen halbstädtischen Zottel, einen bäuerlichen schlanken mit dem Schnurrbart und einen kurzen dicken ohne Bart, und wenn diese Reisenden auch nicht dem kürzesten Weg ins Amerika nachgefragt hätten, gesucht hätten sie ihn sicherlich. Und wären sie erst glücklich so weit, dann würde der verkrachte Advokat, der sich wahrscheinlich zum Kassenwart ernannt hatte, wohl füglich einmal an sich selber denken. —

So viel hatte mein Ameisen- oder Pechmann gewußt und darauf noch folgendes beigesetzt: „Pfutsch ist sie mitsamt der Hosen. Sonst hätt' man den Unkrott allein für einen Esel gehalten. Jetzt sind's andere auch. Jeder ist's, der jetzt nit zugreift da beim Hof herum. Tut's wer's kann. Wie das Korn ist reif worden, das noch die Hani und ihr Junger angebaut haben, ist der Hagel kommen und hat gedroschen. Die Holzknecht' vom Dambachwald haben sich den besseren Eisenzeug ausgesucht, der noch im Kasten ist gewesen. Die Kohlbrunnerin hat erst gestern ein altes Spinnradel fortgetragen . . .

„Und Ihr geht auch mit Eurem Korb?" fragte ich.

„Weiß noch nit," antwortete er zäh, „stehlen nit, das wär' mir zu lumpig. Wenn einer aber was findet, das er brauchen kann — Nemm ich's nit, so nimmt's ein anderer."

Da ist mir denn doch unheimlich geworden in der Nähe dieser Aasstätte. Allerhand wilde Frage- und Ausrufungszeichen bäumten sich in mir auf. Mit der einen Mär ließ es sich schließlich nur so abfinden, daß ich sie einfach nicht glauben wollte. Welches Gericht wird eine Kanaille nach der Verurteilung und vor der Strafe auf freien Fuß setzen und obendrein nichts wahrnehmen, wenn das schlechte Frauenzimmer in die Hosen, und die Hosen nach Amerika verschwindet.

Nun ja, Frau Themis hat halt verbundene Augen. Der alte brave Irnhardthof wäre jedenfalls eines besseren Endes wert, als von den Raubvögeln der Gegend kahlgeplündert zu werden. Hatte der Himmel schon einen schlagkräftigen Hagel, weshalb nicht auch einen treffsicheren Blitzstrahl. Man sieht, ich war auch schon angesteckt von zweifelhaft christlichen Wünschen.

Der versteigerte Herr Gemahl.

Der Marxl drängte sich gemeinsam mit seinem fürnehmen Freund durch das Kirchtagsgewühl und stieß unversehens einen Obstkorb um, so daß etliche honiggelbe und wahrscheinlich auch honigsüße Kaiserbirnen dem lieben Christenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obstkrämerin nun ihre Prachtstimme empor und schmiß dem sich eilig weiterschiebenden Burschen etliche Kosenamen nach, wie Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher usw.

„Was hat sie gesagt?" fragte der Marxl seinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat sie gesagt?"

„Na, das wäre auch weiter was!" antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi," lachte der junge Bauernbursche, „Ehebrecher, das könnt ich gar nicht sein."

„Wäre nicht übel!"

„Ich bin ja gar nicht verheiratet!" lachte der Marxl.

Sie waren schon vor dem Dorfe draußen. Der Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riß einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund?" sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst du, ich besitze keinen Hetschenbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst du?"

„Haben dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?"

fragte Marxl nicht ungeschickt. Der andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, das wär' mir auch zu dumm," sagte nun der Marxl, zum Zeichen, daß er recht wohl verstanden hatte.

Da die beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag' mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast du schon gehabt?"

„Einen," antwortete der Bursche.

„Eh, das glaube ich dir. Wie alt du bist, frage ich dich."

„Neunzehnundeinhalb."

„Ganz schön. Für ein solches Alter tust du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, alles durcheinander. Und lauter —"

„Lauter?"

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist."

„Lieber Herr Poiser, da wirst du dich wohl irren," meinte der Marxl.

„Am Ende straffst du mich Lügen, indem du hingehst und jeden und jede extra befragst, ob's wahr ist!" lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt."

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten," sagte der Marxl, „nun, mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir uns noch lange nicht messen."

„Du bist ja ganz aufgeregt," sprach der Fürnehme. „Sonst treibt ihr Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimnis daraus; in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet ihr's in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ist's denn weiter! Wem schadet's denn?"

Der Marxl blieb wieder stehen: „Laß Zeit, da muß ich erst nachdenken. Ob's wem schadet, fragst du?"

„Ob's meiner lieben Ehegattin schadet?"

„Ah, das. Na, der schadet's eigentlich nicht, heißt das: wenn du nicht heimlich gewisse Kreuzer zahlen mußt vom Geld, das ihr, das deiner Familie mitgehört."

„Ach Gott, nein."

„Jetzt denke dir, Poiser, deine Frau —"

„Was, meine Frau?"

„— wäre so klug wie du."

„Knäbchen, die Frau, das ist etwas anderes. Der Ehemann kompromittiert die Familie nicht, die Frau jedoch, die kompromittiert."

„Na, und ordentlich!" rief der Marxl lustig aus. „Aber mir deucht, Poiser, sie tut mehr als kom — kom —"

„—promittieren!" half der andere freundschaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er seinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebste Kind stirbt, so ist das ein Unglück. Und es ist doch alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm sein Weib untreu wird." Also sagt der Marxl.

„Ein kluger Mann geht schweigend darüber hinweg."

„Ich danke schön," sagte der Bauernbursche. „Und hast morgen vielleicht das Kuckucksei im Haus. Es ist ein Menschenkind, nu freilich ist's eins. Du starrst es täglich an und suchest in seinem Gesicht Familienähnlichkeit, — und findest keine. Die Augen sind nach aufwärts geschlitzt, oder nach abwärts, der Kopf ist zu spitzig, oder zu platt. Das Geschrei, wenn es den Mund auftut, ist wie Elstergekreisch. Deine übrigen Kinder sind anders. Ja, vielleicht willst du dich zwingen und nichts merken lassen von deinem Elend,

aber jeden Tag erinnert dich der Balg daran, was dir deine liebste Frau Gemahlin angetan hat; es ist ein Denkmal von ihrer Falschheit und deiner Schand'. Und dieses Denkmal mußt du in deinem Haus haben, mußt es füttern und kleiden und erziehen und versorgen und das verhaßte Wesen führt deinen Namen. — Wenn mir so was passieren tät', verflucht und vermaledeit!" Eine grauenhafte Handbewegung machte der Bursche —: „Zuerst sie — nachher mich!"

„Ei nun, darum sage ich ja, es ist etwas anderes, ob sie oder er," entgegnete der Fürnehme.

„Und wenn man's wieder so nimmt," sagte der Marxl, „sie ist in einer größeren Versuchung als er. Ihn versucht so leicht niemand anderer, er versucht sich nur selber und geht hin und überredet eine. Sie hat auch eine eigene Versuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, zuletzt sind zwei böse Geister gegen den einen guten Willen und da kann sie freilich schwach werden."

Blieb wieder der Fürnehme stehen und sagte zum Bauernburschen: „Herr Marxl, du sprichst wie ein Philosoph! Du mußt auf der Universität gewesen sein!"

„Ja freilich, auf der, die dort steht," antwortete der Marxl und deutete gegen das Dorfschulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt ist, der braucht für so was keine Unu— Universität."

„So wirst du wohl auch weise genug sein, niemals zu heiraten."

„Hörst du, Poiser, für das mußt schon du mir die Weisheit leihen. Wenn man dir zuhört, wie es im Ehestand hergeht, nachher mach' ich's wie die sieben Sakramente im Katechismus, — die Ehe wär' mein Letztes."

„Junger Freund," sagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheiratet, und sogar sehr glücklich.

Ich habe meine Frau sehr lieb und bin ihr auch treu, vollkommen treu, das heißt — es geschieht ja aus Rücksicht für sie, wenn —. Deshalb braucht man ja keine zu verführen und sich keiner zu verpflichten. Wenn du mit einer Ledigen umgehst, so wirst du bald in der Patsche sitzen. Das ist gefährlich. Es gibt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern schlecht behandelt werden, genug gibt es solcher, ein gutes Werk ist's, sich ihrer anzunehmen, verstehst du mich?"

Nun blieb wieder der Marxl stehen, mit seinen grauen Äuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüsterte: „Poiser, eigentlich habe ich mir das auch schon gedacht!"

„Lieber Gott, wer hätte sich das nicht gedacht," rief der andere. Dann setzte er leise bei: „Sage mir einmal, Marxl, du gehst im Dachsbauernhause aus und ein."

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin."

„Sage mir, wie leben denn die zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich."

Der Marxl zuckte die Achseln: „Wie es halt schon oft geht."

„Sie ist ein bildsauberes Weib," sagte der Fürnehme.

„Wer?"

„Die Dachsbäuerin. Was meinst, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Besuch —"

Jetzt schaute ihn der Bursche an.

„Ich meine, ob —"

Das Gesicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder die Achseln, was so viel heißen konnte wie: Weiß ich's? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!"

„Aufrichtig Gott nein, ich nicht!" rief der Bursche.

„Na nu, ist alles eins," also wieder der andere. „Ich

will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt, der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf dem Hochnock gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sind's, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst du denn, daß der Dachsbauer am sichersten zu Hause ist?"

„Das will ich dir schon sagen," antwortete der Marxl, „morgen z. B. ist er den ganzen Tag nicht zu Hause. Weißt, er hat sein Ausnahmhäusel verkauft, das unten im Tal steht, weil sie keine Kinder haben und er also sein Lebtag auf dem Hof sitzenbleiben kann. Und jetzt, morgen, laßt er vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so alte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachsbauer dabei zu tun und kannst ihn im Talhäusel finden."

Faßte jetzt der Fürnehme den Burschen bei den Jackenflügeln und sagte: „Bist du ein ganzer Kerl, Marxl? Bist du ein Freund?"

„Allemal!" beteuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, daß ich sie allein finden kann morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon . . ."

„Freilich," sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut noch kundschaften, dann laß ich dich's wissen. Verraten wirst du mich wohl nicht?"

„Mensch, was denkst du! Ich hoffe aber: auch du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein erfahren darf sie es auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnötigerweise, hörst du?"

* * *

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zwei losen Nixnutzen eigentlich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermutlich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheiratetes Bankgeschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Sommerfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; daß seine Frau noch etwas niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, das ist glaubhaft. Der Lebemann versteht sich auf Naturgenuß und Geselligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marxl bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwürdiger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschl, er wußte für sich einzunehmen; durch seine gesunde Einfalt, die aber, näher besehen, nicht immer eine war, gewann er bei den Herrenleuten leicht Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen war, tat er unterschiedliche Kirchendienste, wenn der Meßner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichter anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und jedem, der etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnisinnig zu: „Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben!“ Bei Lust und Festlichkeiten hatte man den Marxl auch gern, denn er wußte mancherlei Schwank und Schelmenstück und verdarb nie etwas. Anderseits konnte er gar nachdenklich sein; weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und

Romane, sondern Besseres, so hatte er sich das Denken angewöhnt, dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie der Zufall just dazu Anlaß gibt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein in Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinausschlüpfen ins Schalkhafte, so daß der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehöre er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All das und manch anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so daß auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte also mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Konjunktur gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fruktifizieren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, das wissen wir. Was morgen geschehen soll, das vermuten wir, und wie es ausgefallen ist, das sollen wir bald hören.

* * *

Der Dachshof! Der Marxl geht im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Daß der Dachsbauer, frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in allem sein bester Kamerad, das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun ging er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer höllisch aufgebracht darüber, daß dieser „Stadtzobel" sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig und hernach gingen die zwei im Schachen spazieren und beredeten etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch!

Er hatte etwas, schnellte empor — an der Angel hing das patschige Gefaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupfte ihn was von hinten. Der Zeigefinger des Marxl war's.

„Willst Fische haben?“ fragte dieser lustig. „Also komm' mit, nach der Messe führe ich dich in den Dachshof, ich hab' sie schon hergerichtet, es geht leicht, der Bauer ist beim Häusel unten und kommt vor Abend nicht nach Hause.“

„Ein goldener Kerl bist du!“ rief Herr Poiser, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar bist du.“

„Ich verlang' eh nichts,“ sagte der Bursche.

Während der Marxl bei der Messe war, ließ der Fürnehme seiner Gemahlin sagen, sie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher gingen die beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hintertürchen hinein in die Vorratskammer. Da gab es Flachs und Rauchfleisch und Speck und Schmer und Butter und lauter so gute Sachen.

„Da wartest,“ sagte der Marxl, „kannst dich derweil auf diese Truhe setzen. Man kann sich auch verstecken drinnen. Die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Gute Unterhaltung!“

Der Fürnehme fand sich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfenster kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und mürfelnde Geruch von Fleisch und Speck mutete ihn eigen an — Das ist so pikant! Die Maus beim Schmer, ha, das ist pikant! Die Katz' beim Speck! Das ist doch einmal pikant! — Scharmant — Es kommt wer. Das ist sie. Um Gottes willen, nein, das ist sie nicht! Das sind Männerschritte. — Durch eine Spalte guckte er ins Vorgelaß — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große, alte Truhe; sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knechte.

„Geh', Franzl,“ sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich laß sie auch versteigern.“

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?“ lachte der Knecht.

„Glaub' das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was gibt's Liebhaber heutzutag. Mir verstellt's da nur den Platz. Ist eh nur eine Lumpentruhen. Die kann man auch in einen andern Winkel schmeißen. Schau du, der Deckel klappelt. So!“ Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „Geh', Franzl, faß' an!“

Also wurde die ziemlich gewichtige Truhe hinausgetragen, auf den zweirädrigen Karren geschoben und zu Tale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spazieren gefahren, auf einem solchen bisher noch nie. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen gegen den Verräter. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins Scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde, und so zu tun, als ob er sich selber einen solchen Spaß hätte machen wollen. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen, — pikant war sie jedenfalls sehr.

Vor dem Talhäusel auf dem Anger waren schon viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Aus-

rufen des Versteigerers, der zum Beispiel eine alte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig und der Marxl machte ihren Kavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Essen nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Marxl dazu eingeladen. Sie war eine wenn zwar nicht allzujunge, doch sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!" so sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muß ich mitbieten. Wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Butzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!"

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!" sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschchen an die Wange. „Grobian!"

Der Bursche fragte verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!" rief der Versteigerer aus, „sie stammt vom Hofe Karls des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt, die Alten vom Dachshof waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensioniert wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum Ersten! — Dreißig Gulden zum Ersten! — Gibt niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum Zweiten!"

„Ich gebe sechsunddreißig!" schrie jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!" rief der Marxl.

„Ich gebe fünfundvierzig," hierauf der andere.

„Fünfzig!“ jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Alsogleich machte sie sich daran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zu Hause vergessen und er werde ihn nachmittags schicken. Der im Möbel atmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Mittagsessen setzte sie sich darauf und der Marxl mußte sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich drüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig.“

„Ich bin ja auch lustig!“ flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäsche bebte vor Wut. So lange sie noch laut lachten, war's erträglich, . . . nun aber begann er zu rasen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln anhub, schnellte die Frau von Poiser mit einem Schreckruf in die Höhe: „Um aller Heiligen willen, was ist denn das? Wer ist denn da drinnen?“

Der Marxl tat auch erschrocken. „Ja, ja, in der Truhe drinnen trampelt was!“ sagte er. „Wie wäre denn das möglich? Beim Dachsbauer in der Speckkammer ist sie gestanden, wo die Bäuerin allemal Fleisch und Schmalz holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht sein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre so was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenn's nur aufginge, daß man könnt' nachschauen, was drinnen ist. Da habe ich wohl einen Schlüssel bei mir, na vielleicht paßt er.“

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüssel hervor und sperrte die Truhe auf, — da flogen ihm die Fetzen ins Gesicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hosen und Hemden und Tücher, wie in einem Wirbelsturm und mitten durch sauste — aus der Truhe hervor, zur Tür hinaus — wer?

„Um Gottes willen, ist das nicht — mein Mann gewesen?“ stöhnte die Frau von Poiser.

„Eh nein, gar nicht zu denken!“ beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl ist ja auf einer Bergpartie.“

„Er war's! Er war's!“

„War er's? O der Schelm, dann hat er uns sauber zum Narren gehalten.“

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartentor hinausging, stand dort der Fürnehme —: wild rollende Augen, geballte Fäuste. Da trachtete der Marxl, ehestens weiterzukommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein:

„Es wissen's nur wenige und soll ein Geheimnis bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie Dir merken.

Marxl.“

* * *

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in der Karl der Große seine Dukaten gehabt hat und auf der die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

Einer, der die Finessen kennt.

„Bezähme deine Phantasie, Ludwig," sagte ich zu ihm, „und laß den unwürdigen Argwohn!"

„Phantasie! Unwürdigen Argwohn nennst du das!" rief er aus. „Gut, so höre. Höre einmal."

„Da bin ich doch begierig, was du deiner braven Eglanta anfärbeln wirst."

„Heute vor acht Tagen, am Ostersonntag," so begann er zu erzählen, „vormittags von elf bis zwölf Uhr waren wir auf der Promenade vor dem Stadttheater. Ich liebe sie nicht, diese Herdenbewegung, aber meine Frau — da fühlt sie sich in ihrem Element. Ich gehe mit Mama, Eglanta hintennach, mit ihrer Cousine glaube ich. Es war ein Leutegemenge gegeneinander — wie eine wilde Quadrille; nur alles hundertfach. Da ist es mir plötzlich, im Gegenschwarm sei der Baron Hammerspach gewesen. Gesehen hat er mich nicht, wenigstens nicht gegrüßt. Habe mich aber doch umgewendet, um zu schauen, wie die gegeneinander kommen würden. Sie tat einen kurzen Blick nach ihm, ein flackernder Blick war's, möchte ich sagen, dann streiften sie im Gedränge aneinander und waren vorüber. Eglanta hatte meine flüchtige Beobachtung gemerkt und drängte sich rasch voran zu mir.

Denke dir, flüsterte sie mir zu, der Baron Hammerspach. Und ganz dreist angestreift hat er mich.

Mir scheint, du streifest ihn an, wollte ich sagen, tat es aber nicht, sondern schwieg und war verstimmt. Sie ging nicht mehr hintendrein mit der Cousine, sondern knapp neben mir und hing sich in meinen Arm. Ich kann mir nicht helfen; aber ihr Benehmen war mir verdächtig. Nicht daß es anders gewesen wäre als sonst — eben das war verdächtig. Bei Tische nachher war's so weit ganz gemütlich. Nach demselben ging ich wie immer ins Café Kaiserhof. Noch war ich in meine Witzblätter vertieft, als sich ein Bekannter an mein Tischchen setzte und mir so nebenhin mitteilte, daß ich zu Hause wahrscheinlich Besuch bekommen hätte. Als er an meinem Hause vorübergegangen, sei gerade Baron Hammerspach zum Tore hineingetreten.

Baron Hammerspach? fragte ich, mich dumm verstellend, der ist ja in Wien.

Hat über Ostern wahrscheinlich eine kleine Vergnügungsfahrt nach Graz gemacht, um seine Freunde zu besuchen. Ihr kennt ihn ja von früher her.

Teufel, denke ich, was kommt er denn plötzlich mit dem „Ihr"! Er bezieht meine Frau mit ein.

Glaubst du, daß er zu mir kommen wollte?

Ich vermute es nur, weil er in dein Haustor eintrat.

Hast du dich auch nicht getäuscht? War es der Baron?

Aber ich bitte dich, wer wird den Hammerspach nicht kennen! Er hat auch noch seinen zweispännigen Zylinder.

Wir hatten diesen Hut immer den zweispännigen Zylinder genannt, weil er zwei Spannen hoch wäre. Ich habe ihn übrigens nie gemessen. Aber wenn du glaubst, daß er's wirklich war, dann muß ich nach Hause. Vermutlich ist gar niemand zu Hause, sagte ich. Die Mägde haben Ausgehtag und meine Frau ist sicher bei ihrer Mama.

Zehn Minuten später — ich war ja gelaufen wie verrückt — bin ich in der Grabenstraße und im dritten Stock vor meiner Tür. Ich schelle. Es kommt niemand. Ich schelle das zweitemal. Es bleibt still. Zum Donner, die Mägde sind freilich ausgegangen, aber Eglanta muß doch zu Hause sein. Sie hatte nach Tisch über Migräne geklagt und wollte einige Stunden Ruhe haben. Ich schelle das drittemal und heftig, und anhaltend. Da hörte ich, wie sich drinnen stark ein Fenster schloß. Gleich darauf kam sie zur Türe und öffnete. — Jes Mara, du bist es, Ludwig? rief sie lachend. Jetzt wußte ich doch nicht, wer da läuten kann. Hast du schon lang geläutet? Ich blickte zum Fenster hinab und hörte es wohl nicht gleich.

Rasch trete ich in die Wohnung, ins Empfangszimmer und zum Fenster.

Was war denn unten?

Eh nein, gewesen ist nichts. Man beschaut sich so die Vorübergehenden.

Ich wollte ins Nebenzimmer eilen.

Ach, Ludwig, laß doch einmal schauen! sagte sie mit ihrer hellen Stimme, ganz unbefangen, mir scheint an deinem Rock will sich ein Knopf lösen, da vorn, oben. Willst du ausziehen, so kann ich ihn gleich festheften. Die Johanna vergißt doch wieder darauf.

Oho! denke ich, ins Nebenzimmer soll ich nicht! Was ist denn im Nebenzimmer, daß ich nicht hinein soll? Und trete rasch hinein. Ich sehe niemanden. Ich durchspähe die Winkel, den Schrank, ich gucke unter Tisch und Sofa. Ich finde niemanden. Wie ich wieder ins Empfangszimmer trete, kommt sie vom Vorzimmer herein, hat ein echauffiertes Gesicht.

War jemand da? fragte ich.

Ach Gott, mir war, als hätte wieder jemand geläutet. Man wird wirklich ganz nervös. Man hat doch wirklich nicht eine Stunde mehr Ruhe.

Aber die Migräne ist gut? fragte ich.

Gut, sagst du? gab sie etwas gereizt zurück. Da möchte ich schon wissen, wie bei diesem fortwährenden Gelaufe der Kopf gut werden könnte.

Ich öffnete das Fenster, um auf die Gasse zu schauen.

Bitte dich! rief sie, tu' mir den einzigen Gefallen und schließe das Fenster. Glaubst du, daß bei diesem schrecklichen Luftzug —

Aber du hast doch erst selbst zum Fenster hinabgeschaut. Siehe, wer da unten geht! Das ist doch wahrhaftig der Baron Hammerspach. Der ist ja aus unserem Haustore getreten. Eglanta, der war da!

Wer, der Baron? fragte sie.

Der war da! Er war bei dir da!

Aber natürlich war er da, antwortete sie ganz ruhig und unbefangen. Er wollte mit dir sprechen. Eine Angelegenheit, er wollte anfangs nicht heraus damit. Endlich hat er's auch mir gesagt. Denke dir, Ludwig, dieser Mensch muß nicht schlecht herabgekommen sein. Ein Anlehen will er von dir.

Der Baron Hammerspach?

Ich habe es ihm offen ins Gesicht gesagt, da wäre er vor der unrechten Tür. So wird er nun wohl bei anderen herumklopfen.

Eglanta, warum hast du mir's verschweigen wollen, daß der Baron da war!

Verschweigen? Ich dir? Ja, warum sollte ich dir den

Baron verschweigen! Dieses Geheimnis wäre mir wirklich nicht interessant genug. Sie lachte wieder.

Nun stand ich da und beobachtete sie. Gott strafe mich, wenn ich auch nur das geringste verdächtige Zeichen an ihr bemerkt habe. Die Verstellung der Weiber ist fabelhaft.

Eglanta, sage ich hernach. Ich habe es gesehen, wie du am Vormittag auf der Promenade den Baron am Ellbogen gestreift hast.

Ich? Den Baron am Ellbogen? Wie meinst du das? — Hörst du, Ludwig, das ist arg, das ist gemein. Wenn ich einen anstreifen will, wie du dich auszudrücken beliebst, so streife ich einen anderen an und nicht den Baron Hammerspach.

Das ist von ihr in einem so ehrlichen Zorn gesagt, daß ich ganz unsicher werde. So pflegen sich sonst Halbentlarvte nicht zu gebärden. Ich will schon irgendeine begütigende Form des Rückzugs antreten, da sehe ich auf dem Sofa in der Falte zwischen Sitz und Lehne ein Taschenmesser mit Hirschhornschale.

Was ist nur das für ein Messer? Ich hebe es auf.

Das wird wohl dein Taschenmesser sein, sagt sie gelassen.

Ein Herrenmesser ist es, aber das meine nicht. Siehe, da auf dem Silberblättchen sind drei Buchstaben eingraviert. B. R. H. — Was mag denn das etwa heißen, Eglanta?

Das wird wohl Baron Richard Hammerspach heißen, sagt sie. Ich habe ihn einen Augenblick Platz zu nehmen heißen. Da wird's ihm halt aus der Tasche gerutscht sein. Oder denkst du, daß er mich mit diesem Messer ermorden wollte?!

Du hast wohl sehr Angst gehabt vor dem Jugendfreund.

Aber mein Gott, rappelst du denn heute? Ich weiß

gar nicht, was du willst. Wie diese Jugendfreundschaft beschaffen war, davon hast du dich doch selbst überzeugt. Sonst hättest du ihn später wohl nicht in unser Haus geladen.

Aber nicht während meiner Abwesenheit. Sage, Eglanta, hat er auch an zehn Minuten schellen müssen, wie ich?

Er hat gar nicht zu schellen gebraucht, weil ich eben in der offenen Türe stand, um vom Briefträger die Post in Empfang zu nehmen. Deshalb konnte ich mich auch nicht verleugnen. —

Das schien mir alles ganz glaubwürdig. Und doch habe ich kein Wort geglaubt. Wäre es weniger glaubwürdig gewesen, so hätte ich es lieber geglaubt. Als sie in das Nebenzimmer tritt und die Tür heftig hinter sich zuwirft, beginne ich das Sofa zu untersuchen, ob der Gast nicht etwa auch sonst noch etwas verloren hätte. Ich finde gar nichts. Ei doch, ich finde einen langen Haarfaden. Er schimmert wie Gold. Der Baron hat falbes Haar, aber — die Eglanta . . . Mir wird ganz heiß, als ich an ihr weiches güldenes Haar denke.

Entschieden und gemessen trete ich zu ihr ins Zimmer. Das ist schon Verstellung, ich verliere mich bereits. Eglanta, sage ich, da die Sache jetzt einmal angebrochen ist, so müssen wir sie gründlich austragen. Ich wünsche, daß ich dir unrecht getan habe. Sehr unrecht. Und ich hoffe es. Du bist ja meine liebe Taube, Weibchen!

Ich nehme ihren Kopf zwischen die Hände, aber ich will ja schlau sein. Ich tue es doch nur, um meinen Haarfaden mit ihrem Haare zu vergleichen. Und Freund — es ist schrecklich. Da läßt sich nichts mehr beschönigen, es ist ihr Haar. — Ich habe ihr's auch sofort gesagt. Da springt sie auf, wütet durchs Zimmer und schreit wie von

einer dritten Person: Ist er denn plötzlich wahnsinnig geworden? In meinem Zimmer einen Haarfaden von mir zu finden? Was will er denn damit sagen?

O, Eglanta, das weißt du recht gut. Sonst würdest du jetzt nicht so rasend sein. Schlechtes Weib, ich will dir etwas sagen: du hast mich betrogen! — So habe ich es ihr ins Gesicht gespien.

Da ist sie ruhig geworden, unheimlich ruhig. Hinter der offenen Tür ihres Kleiderkastens hat sie sich angezogen, hat ihr Handtäschchen gefüllt und ist fortgegangen. Ich vermute, zu ihrer Mutter. Gesagt hat sie nichts mehr. — So, nun weißt du, wie es steht." —

Mich hatte diese Erzählung Ludwigs fast gelähmt.

Nach einer Weile erst konnte ich sagen: „Du hast dein Haus zerstört."

Er zuckte die Achseln und schritt, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten über die Diele. Einmal blieb er stehen und stampfte den Fuß in den Boden. Dann schritt er wieder aus.

„Was wirst du jetzt machen?" fragte ich.

„Gibt es eine Wahl?" stieß er heftig hervor. „Es ist aus. Sie hat mich entehrt."

„Aber Mensch, woher weißt du denn das? Du hast keinen Anhaltspunkt."

„So! Keinen Anhaltspunkt. Als ob sie's nicht eingestanden hätte!"

„Eingestanden? Wieso?"

„Ihr Leugnen ist so viel als eingestanden. Er war bei ihr. Das ist doch eklatant, nicht? Nein, so leugnet nur die Schuldige. Ich kenne die Finessen."

„Ja, Ludwig, das ist das richtige Wort. Du kennst die Finessen. Du kennst sie an dir. Aber nur an dir. Wie

der Schelm von anderen denkt und so weiter. Du hast in deinen Fällen geradeso geleugnet. Oder würdest so leugnen, wenn sie dich zur Rede stellte. Dein ausgezeichnetes Verständnis für die Situation, das du ihr bei diesem Auftritte verrietest, hat dich entlarvt, während du glaubtest, sie zu entlarven."

Ludwig stellte sich ernst, fast feierlich vor mich hin und und sagte: „Ich dachte, das, was man einem Freunde auf Diskretion gelegentlich mitgeteilt, wäre begraben . . ."

„Ich wollte dich bloß daran erinnern, stolzer Richter."

Wie Einer seine Frau eifersüchtig macht.

Einmal hatte an der Tafelrunde jeder der Reihe nach das Ungewitter seiner Ehe erzählt. Nun war's an dem Ingenieur Thomi.

„Es ist daher evident, meine Herren," begann dieser, „daß jede Ehe, auch die beste und glücklichste, ihre Stürme, ihre Hochgewitter hat. Aus den sechs eben erzählten Fällen ist es leicht zu erkennen, um was die Stürme sich drehen — eben um die beiden Pole Mann und Weib. Die Geschichten sind sich ähnlich, sind miteinander verwandt. Ich erwartete, daß eine oder die andere aus der Art schlagen würde, doch ich sehe, daß es mir allein beschieden ist, etwas Außerordentliches zum besten zu geben.

Hören Sie. Ich hatte eine Frau, die nicht eifersüchtig war. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe wohl noch die Frau, aber sie hat nicht mehr die Tugend, um die mich alle Welt beneidete. Ich habe ihr die Tugend abgewöhnt, es mußte mit Gewalt geschehen. Aber ich will nicht vorgreifen. Bald nachdem ich vor einunddreißig Jahren meine Eva geheiratet hatte, erkrankte ich an einem Magenleiden, das mich auf lange Zeit nahezu siech machte. Entkräftet und verdrossen mußte ich die meiste Zeit auf meinem Zimmer zubringen, während meine junge Frau in Konzerte, Theater, auf Volksfeste und Landpartien ging und die schöne Welt genoß. Allerdings stets in Begleitung ihrer beiden Cousins,

wovon einer Offizier, der andere Studierender an der Universität war. Zwei schneidige Burschen, so daß ich mir eigentlich gratulieren konnte, meine Eva stets in sicherer Hut bei Verwandten zu wissen. Die Väter meiner Frau und ihrer Mutter waren Brüder gewesen. Aber ein älterer Freund, der mich eines Tages besucht, redete so neben Betrachtungen über meine Krankengeschichte her allerlei Menschliches, darunter auch, daß man sich selbst auf Blutsverwandte nicht in allen Fällen verlassen dürfe. Besonders zwischen Cousins und Cousinen sei — kurz . . . Da brach der Freund ab, sah auf die Uhr und fand, daß er sich bereits bei mir verspätet habe. Der Floh in meinem Ohr sprang aber ganz wütend hin und her. Und abends, als meine liebe Frau wie immer froh erregt nach Hause kam, um sich wieder in die Einförmigkeit der Krankenstube zu finden, schien mir, als sei in ihrem Rundgesicht ein gewisser Widerwillen bemerkbar. Nun begann ich anzüglich zu reden, freilich fände ich es begreiflich, daß es ihr draußen bei lustigen Leuten besser gefalle, als in einer Krankenstube. Aber ich möchte sie nur erinnern, was sie beim Standesamt versprochen hätte! — Wie ich das meine? — Den Ehegatten auch in Krankheit und Not nie zu verlassen . . . Jetzt blickte sie mich verblüfft an. Ob sie es hierin an etwas fehlen ließe? Ob sie mir nicht persönlich alles täte, was sie glaube, daß mir gut tun könne? Ob sie die paar Stunden, die sie außer Hause sei, nicht der Pflegerin alles einschärfe? — Das, war meine Entgegnung, hätte ich nicht sagen wollen, und weshalb sie einer geraden Antwort ausweiche? Nun, wie bemerkt, ein paar lustige Vettern seien unterhaltsamer als der kranke Ehemann! — Rasch stieß ich's heraus, in mir kochte alles, mit den Nerven war ich ja arg herabgekommen. Sie aber lachte jetzt leichthin auf und

sagte: Mir scheint, du bist eifersüchtig! Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch und schrie: Ich leid es nicht mehr länger!

Für denselben Tag war's abgebrochen. Aber schon an einem der nächsten Tage wiederholte sich Ähnliches, und da gab meine Eva ganz ruhig zu verstehen, wieso ich ihr die liebe Gesellschaft verbieten könne, da doch auch sie mir völlig freigebe, umzugehen mit wem ich wolle. Sie hatte freilich leicht reden in jenen Jahren. Aber selbst, als es später besser wurde mit mir und jene Cousins längst in weiter Ferne weilten, ging sie täglich ein paar Stunden nahezu eigensinnig ihrer Wege und ließ mich die meinen gehen. Ich aber glaubte nicht an Liebe, die ohne Eifersucht ist. Ich selbst hatte ja meine Eifersucht, die immer noch heftiger wurde, mit der Liebe begründet. Ich empfand wirklich auch gar keine Neigung, meiner schönen Eva untreu zu sein, obschon sich vielfach gar bequeme Gelegenheit dazu geboten hätte. Und hätte ich mir freilich sagen können: Sie kennt dich eben zu gut, um eifersüchtig zu sein, sie hat eben das Vertrauen zu dir, das mit jeder wahren Liebe verbunden ist. Aber das sagte ich mir nicht, erklärte mir ihr Benehmen vielmehr als ein sicheres Zeichen gänzlicher Gleichgültigkeit gegen mich. Ich fühlte mich todeselend. Und eines Tages klagte ich mein Unglück einem Freund. Es war ein Musiker, der nach meinem Bekenntnisse sachte zu pfeifen anhub. O Mensch! rief er dann aus, Mensch! Dann war er wieder ein Weilchen still, bis er anhub, gemütlich also zu reden: Thomi! Knie' nieder. Da, wo du stehst, knie just einmal nieder, und als ob du ein Katholik wärest, rutsche auf den Knien bis zur Kirche unserer lieben Frau und danke der Muttergottes unter heißen Freudenzähren, daß deine Frau nicht eifersüchtig ist! Du weißt

es nicht, du glückseliges Kind. Eine eifersüchtige Frau ist ärger als ein siebendoppeltes Fegfeuer!“

Das half nichts. Ich wollte eine eifersüchtige Frau haben. Erstens sollte nur auch sie die Qual kennen lernen, die ich um sie ausstand. Zweitens sollte sie die Möglichkeit des Verlustes veranlassen, ihren Schatz mit größerer Sorgfalt zu wahren. Und wenn die Eifersucht auch ihre Liebe zu einer etwas temperamentvolleren Leidenschaftlichkeit entzündete, so konnte das nicht schaden. Erst mit der Eifersucht kommt's. O warte, Evchen, dachte ich, da nur meine Gesundheit wiederhergestellt ist und die Nervosität geschwunden, so daß sich alles mit ruhiger Überlegung ausführen läßt, du sollst mir noch ganz erträglich eifersüchtig werden.

Zurzeit hatte die Nachbarin ein hübsches Küchenmädchen, das ich Tag für Tag auf der Stiege, im gemeinsamen Vorhause und an anderen Orten begegnete. Aber, dachte ich mir, mit diesem Feuer wäre doch nicht gut spielen. Lieber eine Häßliche. Erst wenn sie sieht, daß ich gar eine Häßliche ihr vorziehe, müßte sie mit Schrecken gewahr werden, wie viele Schöne vorausgegangen sein könnten. So begann ich mein Auge auf unser Stubenmädchen zu werfen. Das war soweit ganz nett an Gestalt und Benehmen, hatte aber schielende Augen und ihren schwarzen Chignon nicht immer so an den Kopf geheftet, daß alles fuchsrote Haar verdeckt gewesen wäre. Mir graute vor ihr. Auch stahl sie in der Küche Zucker, weil sie gerne naschte. Meine Frau kündete ihr den Dienst, in vierzehn Tagen habe sie das Haus zu verlassen. Das war nicht ungünstig und hier setzte ich ein. Eines stillen Nachmittags, als meine Frau wieder ihrer Wege ging und ich mit dem Stubenmädchen allein zu Hause war, ging ich auf sie zu und fing an, zärtlich zu sein. Es war erschreckend, wie morsch

sie stand. Mit beiden Armen mußte ich sie fassen und fest-
halten, daß sie nicht umfalle. Dann drückte ich rasch zwei
oder drei Küsse auf ihre gestickte aber etwas ungewaschene
Halskrause, ließ sie los und unter dem Vorwand, mich
zu schneuzen, wischte ich mir mit dem Sacktuch den Mund
ab. Dann griff ich in die Tasche und sagte: So, Mina,
da haben Sie zwanzig Mark. Aber Sie müssen mir einen
Gefallen tun. — Ach gern, gnädiger Herr! lispelte sie. —
Sagen Sie meiner Frau, daß ich mit Ihnen etwas gehabt
hätte. Am besten, Sie tun es im Augenblick, wenn Sie
fortgehen. Verraten Sie mich, daß ich Sie umarmt, Sie
geküßt hätte, sagen Sie, was Sie wollen. — Aber mein
Gott, Herr Ingenieur, was glauben Sie denn von mir? —
Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Ich glaube nicht, daß sie mich ohne weiteren Anlaß
verraten hätte, denn solche sollen zumeist sehr gutmütig
sein. Doch als meine Frau ihr das Dienstbotenbuch hinwarf
und ihr bei dieser Gelegenheit noch einmal all ihre Schlam-
pereien, Unverläßlichkeiten und Unsauberkeiten vorhielt, war
es dem Stubenmädchen bequem, ihr einen empfindlichen Stoß
zu versetzen. Unsauberkeiten?! entgegnete sie giftig. Dem
gnädigen Herrn bin ich sauber genug gewesen. — Die Frau:
Was soll das heißen? — Das soll heißen, daß er mich,
das arme Mädchen, lieber gehabt hat, wie Sie! — Na,
meine Herren, das weitere können Sie sich denken.

Ich hatte mir's zwar nicht so gedacht. Nein, so hatte
ich mir die Folge meiner Pädagogik nicht gedacht. Eva
trat in mein Zimmer, gemessen und schweigend — ruhig
auf mich zu, ganz instinktiv duckte ich mich. Sie rief
mit ihrer gewöhnlichen Stimme — nur etwas weicher schien
sie noch — ins Vorzimmer: Kommen Sie noch ein wenig
herein, Mina! — Wiederholen Sie mir jetzt, was Sie früher

gesagt haben! Und Mina wiederholte es, kam dabei in neue Erregung, die Eitelkeit und Phantasie ging mit der Wahrheit durch, sie sagte das Äußerste. Das schien sie wohl ihrer Ehre schuldig zu sein. Und meine Frau? Eine Minute blieb sie wie versteinert, als wäre es unfaßbar. Dann aber begann sie zu rasen und raste den ganzen Abend und die halbe Nacht. Es war gräßlich. Die erträglichsten Momente waren mir noch, wenn sie sich auf mich stürzte, mit Faustschlägen auf meinen Kopf, auf meine Wangen her. Im übrigen war ich keinen Augenblick sicher, daß sie sich selbst ein Leid antue. Noch um Mitternacht schritt sie, während ich im Bette lag, heftig das Zimmer auf und ab und hielt mir in leidenschaftlichsten Ausdrücken meine Niedertracht vor. Sie hätte so an mich geglaubt, auf mich vertraut. Sie hätte gemeint, so wenig in unserer Ehe bei ihr ein Selbstvergessen, ja auch nur ein leiser Gedanke an Untreue möglich gewesen, so wenig könne das auch bei mir sein. An so etwas habe sie gar nie gedacht. Und nun das! Das! Um vor Haß und Verachtung nicht zugrunde zu gehen, müsse sie annehmen, ich sei wahnsinnig geworden. Leider auch das könne sie nicht. Meine Handlungsweise zeige die größte teuflische Schlauheit, sie so aus Absicht mit *dieser* Person in ihrem eigenen Hause tödlich zu beschimpfen. Ich, der ihr einziges, ihre ganze Zuversicht gewesen! Und dann hub sie an zu weinen, wie ich in meinem Leben noch nie weinen gehört habe. Ich mag nicht dran denken. In mir aber schrie es auf: Mensch, was hast du da angestellt?! Ich war ja freilich nicht so schuldig, als sie glaubte und glauben mußte, aber ihr das zu beweisen, das war einfach undenkbar, unmöglich. Dazu jagte das Stubenmädchen der Teufel in der Nachbarschaft umher. Das Beest prahlte überall, der Herr Ingenieur Thomi habe sie seiner hoch-

mütigen Frau vorgezogen und deshalb hätte sie natürlich aus dem Hause müssen. Das war doppelte Rache, auch gegen mich. Und ich wehrlos, wehrlos.

Jetzt, meine Herren, ist mir ein Licht aufgegangen, ein schreckliches. Was ich da in unbegrenzter Dummheit getan, das war nie wieder gutzumachen, nie wieder. Ich verübelte es meiner armen Frau nicht, daß sie es nicht glauben konnte, daß ich die Komödie in Szene gesetzt, nur um sie eifersüchtig zu machen. Das glaubte mir selbst von meinen Freunden keiner, war er nun durchtrieben oder naiv, das glaubte kein einziger.

Das Elend der darauffolgenden Zeit erzähle ich nicht. Meine Frau und ich waren zwar beisammengeblieben, aber so wie zwei aneinandergekettete Galeerensträflinge. Sie ging nicht mehr einen gesonderten Weg, sie blieb um mich; selbst zu meinen Berufsarbeiten und auf allen Reisen begleitete sie mich. Aber in sich gekehrt und kühl. Als jene ersten Stürme vorübergewesen, hat sie den Fall nicht mehr berührt, nicht mit einem einzigen Worte. Doch ich wußte, daß sie immer daran denken mußte, daß sie bei mir an gar nichts anderes denken konnte, als an meine Untreue. Es ist unsagbar, wie sehr sie mich erbarmte. Aber ich wagte es nicht, ihr Liebes zu erweisen; nur was heimlich geschehen konnte, um ihr ein Gutes zu tun, das geschah. So lebten wir nebeneinander hin. Manchmal lauerte ich, ob in ihrem Wesen nicht doch etwas zu entdecken wäre, was sie ein wenig ins Unrecht setzen und mich rechtfertigen könnte. Aber statt dessen fand ich, daß nicht ein Zug in ihr war, der meine frühere Eifersucht auch nur zum Teile entschuldigt hätte. Das kann ich wohl sagen, auch mein Leben war ziemlich korrekt, aber viele Jahre hat es gedauert, traurige, endlose Jahre, bis alles vergeben und vergessen. Als erst

in späteren Jahren Kinder erschienen, war die letzte Spur verwischt und meine Eva ist wieder herzlieb zu mir geworden und froh. Nichts ist zurückgeblieben bei ihr, als ein klein wenig Eifersucht, die sie zwar sorgfältig zu verdecken sucht, die ich aber merke an ihrem manchmal wehmütig bittenden Blicke. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, noch vor meinem Alter auch diesen letzten trüben Hauch von ihrer reinen Seele zu verscheuchen."

Als Ingenieur Thomi seine Erzählung geendet hatte, fragte ihn einer von der Tischgesellschaft: „Und ist Ihnen oder Ihrer Frau in jenen Tagen nicht der Gedanke an die Ehescheidung gekommen?"

„Zum Glücke, nein. Das erst wäre die Untreue gewesen. Denn wir können ohne einander nicht leben."

Ein alter Luderskerl.

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland habe ich eine Begegnung erlebt, die wert ist, aufgemerkt zu werden. Ob man alles ohne Vorbehalt drucken lassen kann, das war zu überlegen.

Es war in einer kleineren Stadt, nach der Vorlesung. Die üblichen Vorstellungen mit den üblichen Artigkeiten und auch redlich gemeinten Begrüßungen waren vorüber. Schon vorher hatte ich einen kleinen alten Herrn bemerkt mit dichtem weißen Haar und einem Gesicht, in welchem greisenhafte Züge mit jugendlichen auffallend ineinandergeprägt waren. Er stand an der Tür und schien warten zu wollen, bis der Leuteandrang vorüber wäre. Als dann die Letzten — da ja doch das Gespräch bei solchen flüchtigen Begegnungen keinerlei Vertiefungen erfahren kann, sondern auf der flachen Höhe der Phrase bleibt — sich zögernd und unbefriedigt entfernt hatten, trat der alte Herr vor. Es war zuerst nichts Besonderes, er könne es nicht unterlassen, mir die Hand zu drücken, zu danken usw. Mit ziemlich lebhafter Gebärde zog ich meinen Überrock an und nahm den Hut, um in mein Hotel zu fahren. Aber er stand ganz ruhig und sagte: „Sie haben in Ihren Gestalten sich uns, Ihrem Publikum, hingegeben. Wir wissen, wie Sie sind und durch Sie, wie wir sind. In Ihrer Kunst opfern Sie sich per-

sönlich auf. Wie sollen wir uns Ihnen geben? Und möchten es doch tun."

Das klang schon eigentümlich und ich sagte: „Ich habe manches gegeben. Aber wer kann wissen, ob auch das Wesentlichste?"

„Das werden Sie wohl selbst nicht wissen können," entgegnete der Mann. „Es ist so vieles in uns, was wir selbst nicht überschauen, obschon es uns bestimmt. Gerade die inneren Mächte, die uns am meisten beeinflussen, können wir am wenigsten nennen. Also sind alle Bekenntnisse, ob in Kunst oder Person, so wahr sie gemeint sein mögen, unzulänglich, wir täuschen leicht andere und uns selbst damit. Und doch —?" Er stockte und blickte mich mit seinem lebhaft leuchtenden Auge an. Seine scharfgeschnittenen Lippen bewegten sich, als übten sie sich in einer Form, bis er das folgende sagte: „Und doch drängt es uns zur Mitteilung. Nicht jeder bedarf sie und ich preise den Mann, der mit sich allein fertig wird. Ich kann es nicht mehr. Der Feder bin ich entwöhnt, man würde es nicht lesen. Beichtväter haben wir Protestanten auch nicht. Und Freunde findet man so wenige, die uns ihr Vertrauen schenken. Und wer sich mir nicht ganz gibt, dem kann auch ich mich nicht geben. Sie haben sich mir gegeben, so weit — möchte ich sagen — als Sie selbst über sich verfügen. Ich glaube, Sie kennen den Menschen so weit, daß Sie begreifen und somit auch verzeihen können. Sie wären mein Mann. Und deshalb, geehrter Herr, hätte ich eine sehr große Bitte."

Ei, dachte ich, wie der abgeschwenkt hat! Am Ende hat er den sattsam bekannten Dolch im Gewande. Ein Drama. Oder gar lyrische Gedichte, und will sie mir beibringen. Das Mißtrauen wurde beschämt.

„Wie ich höre," fuhr er fort, „sind Sie morgen noch

in unserer Stadt. Tun Sie bei dieser Gelegenheit ein gutes Werk an einem Ihrer Mitmenschen. Ich habe ein Anliegen, ein Geheimnis, eine Sünde, oder wie man's nennen mag. Ich trage sie seit Jahren mit mir herum und muß sie endlich wem mitteilen. Sie sind gekommen und gehen wieder fort, wir werden uns auch kaum je wiedersehen. Und doch sind Sie mir so nahegekommen, ich weiß nicht wie, kaum durch die Kunst allein. Weiß nicht, wie es kommt, daß ich zu Ihnen das Vertrauen habe und Sie von Herzen bitten möchte, mein Freund, mein Beichtvater zu sein. Schenken Sie mir morgen eine Stunde."

So hatte er gesprochen und wartete nun auf Antwort. In solcher Weise war mir noch kein Mensch nahegetreten. Ich war gefesselt, nicht etwa von Neugierde, sondern von der wunderlich sensitiven Art, mit der dieser weißhaarige Mann vor mir, dem weit jüngeren stand.

„Von acht Uhr morgens an bis in den späten Abend," so antwortete ich, „währt morgen das vom Komitee entworfene Programm. Die Besuche wären noch nicht das Schlimmste dabei. Ein Vormittagsausflug und ein Festessen. Das Joch ist süß — aber die Bürde ist schwer. So bleiben uns nur die Morgenstunden. Wollen Sie etwa um sechs Uhr zu mir ins Hotel kommen!"

„Pflegen Sie nicht einen Morgenspaziergang zu machen?" fragte er entgegen. „Die Au am Flusse entlang ist sehr schön. Da wären wir ganz unbehelligt."

„Also gut. Holen Sie mich um sechs Uhr zum Spaziergang ab."

Dann gab er mir seine Visitenkarte und empfahl sich kurz. — Von Beruf war der Mann Mathematiklehrer an einer Mittelschule der Stadt. Was konnte der mir zu

sagen haben? Es hat mir ja mancher schon sein Leben angeboten, um darüber einen Roman zu schreiben. Nun kann ich aber fremde Leben für solchen Zweck nicht brauchen. Alles, was ich schaffe, muß durch mein eigenes Leben gehen. Zudem sah mir der Mann nicht danach aus, als ob er eitel wäre und mit dem, was er zu geben hatte, sich hervortun wollte. Es ging doch die halbe Nacht dran in dem Denken und Sinnen, welch ein Anliegen der alte Herr mir am nächsten Morgen vorzutragen haben würde. Erraten hätte ich es in hundert Jahren nicht.

Noch vor sechs Uhr früh, als ich aus dem Frühstücksalon trat, stand er an der Tür. Sein Anzug schien mir noch feierlicher als gestern. Zylinder, weiße Krawatte und weiße Handschuhe, die er in der linken Hand hielt.

„Also, Herr Professor, nun führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen folgen.“

Er blickte mich lange an, um dann ganz leise zu sagen: „Das wäre schade.“ Erst später habe ich verstanden, wie das gemeint. Die Mauern der Stadt waren hell von der Morgensonne beschienen, die meisten Fenster geschlossen, die Straßen noch unbelebt. Wir kamen bald zum Wasser und zu den Bäumen. Schütter, aber unabsehbar dahin standen alte Eichen, zwischen denen ein leichter, feuchter Nebelhauch strich. Dem Wasser entlang ging ein schöner breiter Weg, an dem von Strecke zu Strecke Sitzbänke waren. Auf eine solche setzten wir uns und schauten hin über den stattlichen Fluß, der herkam von einer weiten Ebene, hinter der ein blasses Gebirge aufstand. Er glitt ganz still und ruhig daher.

„Er kommt aus jenen Bergen hervor,“ sagte mein Begleiter. „Dort gibt es rauschende Bäche und stürmische

Wasserfälle. Der Fluß hat eine bewegte Jugend und ein ruhiges Alter. Bei Leuten kann es auch umgekehrt sein."

Das war die Einleitung und dann suchte er anzufangen. Aber es kam ihm nicht leicht an. Ich mußte noch sagen: „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, Herr Professor, es ist gewagt. Denken Sie, daß ich ein Schreibersmensch bin, der sich zum Beichtgeheimnisse nicht verpflichtet hält."

„Wenn Sie es verbreiten, so wird das zwar wenig nützen, aber auch nicht schaden. Nur den Namen nennen Sie nicht. — Sehen Sie, es ist sehr merkwürdig, lieber Herr, wie wir jetzt hier beisammen sitzen, und ich will Ihnen etwas heben, was sich eigentlich doch nicht heben läßt. Gestern abend glaubte ich, es gar reinlich hervorschälen zu können. Aber es ist doch alles zu sehr verwachsen. Ich habe mir jetzt oft gedacht: Der Mensch sollte ja nur darauf sehen, daß alle seine Eigenschaften und Neigungen sich gleichmäßig entwickeln. Sobald eine bestimmte Neigung gewaltsam zurückgedrängt wird, kann sie einmal ebenso gewaltsam hervorbrechen. Und anderseits, wenn eine Neigung besonders gepflegt wird, so kommt die Zeit, da sie uns beherrscht. Die unschuldigste Anlage — übermäßig bevorzugt — kann zum Laster, zum Verbrechen werden. Denken wir an — kurz gesagt — an die Liebe."

„Ja, ja, Professor. Aber das sind alte Sachen, derentwegen man doch nicht um fünf Uhr aus dem Bette steigt."

„Merken Sie mir denn wirklich nichts an? Man müßte es einem ja anmerken. — Kurz und gut, Herr!" rief er plötzlich aus, während er das Gesicht von mir abwendete, gegen den Fluß hin: „Ich bin ein alter Luderskerl!"

Das sonst schier gemütlich dreinschauende Herrchen war in diesem Augenblick völlig anders, sein Blick war gleichsam

flüchtig, sein Gesicht verzerrt, als ob er einen Ekel empfände. Endlich kam er doch ins Erzählen.

„In meiner Jugend sah es aus, als würde ich heil entkommen. Als Mittelschüler hatte ich einen Freund, der um einige Jahre älter war als ich. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und lasen mitsammen die Klassiker. Er war ein bildschöner schwärmerischer Jüngling. Wenn er des Abends in seinem Bette laut Liebesgedichte oder Liebesromane las, da wurde seine Stimme unsicher und erstickte fast. Dann hielt er Nachtwanderungen, die mich so schlaftrunken fanden, daß ich nicht schwören könnte, ob sie wirklich gewesen sind. Dann kam eine Zeit, daß er sich ein besonderes Zimmer nahm und seine eigenen Wege ging, ich wußte nicht welche und kümmerte mich wenig darum. Ich stellte damals meinen Ehrgeiz darauf, zwei Studienjahrgänge in einem Jahre zu machen. Ein sogenannter braver Junge. Eines Tages besuchte mich der Freund, um, wie ich glaube, ein paar Bände Shakespeare zurückzubringen, die er von mir entlehnt hatte. Dann stand er noch eine Weile schweigend herum, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und sprach plötzlich: daß ich dir mal was sage, Louis! Er sagte aber nichts weiter, sondern ging langsam zur Türe hinaus. Als er draußen am Fenster vorüberkam, denn es war ebener Erde, klopfte er an die Scheibe. Als ich aufgetan hatte, sagte er: Hüte dich vor der Liebe! Und dann ist er die Straße dahingegangen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen. Ich weiß nichts weiter, wir haben nichts Rechtes erfahren können. Ich habe es nur erzählt, weil ich von derselben Zeit an über meinem Schreibtische den Spruch geschrieben hielt: Hüte dich vor der Liebe! Übrigens war ich in jenen Jahren durchaus nicht geplagt von dieser Sache. Das Weibervolk bekümmerte mich wenig,

mein Kopf hatte anderes vor. Wenn der Tag mit den Studien, mit den Reitpartien und Fischfängen, die ich leidenschaftlich pflegte, vorüber war, fiel mein Blick manchmal noch auf den Spruch: Hüte dich vor der Liebe! dann legte ich mich hin und schlief ein. Da war es einmal, daß mein Geographie-Professor, ein schlanker, gütiger und ernsthafter Herr, aus irgendeiner Ursache in mein Zimmer kam und den Spruch sah. Er schüttelte den Kopf und sagte: Diesen Spruch sollten Sie wegtun, Louis. Er erinnert Sie zu sehr an das, wovor er Sie warnen will. An Liebe soll man denken so wenig als möglich. So habe ich den Spruch ausgelöscht. Die Sache innerte mich überhaupt wenig. Was die Leute da für ein Aufhebens von der Liebe machen — ich verstand es nicht recht. Ich lebte meinen Studien, meinen körperlichen Übungen. Ich war der Erste in meiner Klasse und nach vollendeten Schuljahren erhielt ich bald eine schöne Lehrstelle in einem Gymnasium. Später kam ich in diese Stadt und habe eine Weile die Leitung der Realschule geführt. Das nährte gar angenehm meinen Ehrgeiz, um so mehr, als einige mathematische Werke, die ich schrieb, in Gelehrtenkreisen Aufsehen erregten. Nebenbei beschäftigte ich mich mit Kunst, malte Landschaftsbilder und versuchte mich sogar in der Dichtung. Sorglos und froh war mein Leben, so recht harmonisch ausgefüllt mit Nützlichem und Schönem. So frisch und rege war mein Wesen, daß ich mir an geistiger Arbeit gar nicht genug tun konnte; schwere Aufgaben löste ich ohne Schwierigkeit; jetzt darf ich das ja sagen. In späteren Jahren kam eine große Naturfreude in mich, Wanderungen über Berg und Tal, Reisen zur Ferienzeit in die Alpen, nach Italien, auf dem Mittelländischen Meere machten mich zu einem größeren Menschen, dessen Ebenmaß und Kraft ich immer mehr empfand. Wenn je ein Mensch

glücklich genannt werden kann, so war es ich. Und weil ich dementsprechend leicht heiter und freundlich sein konnte, so bin ich überall gerne gesehen worden. Meine Schüler liebten mich und in Gesellschaft unterhielt ich mich ebenso gerne mit trefflichen Männern, als mit anmutigen Frauen. Nachher habe ich erfahren, wie manches heiratslustige Dämchen, wie manche schöne Frau ihre Schlingen nach mir ausgeworfen hätten; ich habe nicht viel auf derlei geachtet, war stolz auf meine Freiheit."

Nun schwieg er, nickte mit dem Kopf und lachte fröhlich. Dann stand er von der Bank auf und sagte: „Wir könnten ja einmal weitergehen."

Wir schritten den leise wogenden Fluß entlang. Er streifte die weißen Handschuhe an die Finger. „Es kommt bald der feierliche Moment," sagte er. „Ich gestehe nur, daß mein fünfzigster Geburtstag mich noch in diesem ruhigen und schönen Glücke fand. Es mußte aber erst einmal eine Blamage kommen. Um dieselbe Zeit schrieb ich für eine bekannte Monatsschrift einen Essay des Inhalts, daß nicht jeder Mann des Weibes bedürfe, daß es für den geistig Schaffenden, der persönlicher Vollkommenheit zustrebe, geraten sei, sich nicht zu vermählen. In meinem Alter glaubte ich mich als Beispiel anführen zu dürfen." Plötzlich riß er sich die Handschuhe von den Fingern, knüllte sie zusammen und warf sie in weitem Bogen ins Wasser. — „Kurze Zeit später war ich der tollste, dümmste Liebeshahn von Europa."

„Jener Aufsatz," so fuhr er fort, sich zu entwickeln, „hatte mir nämlich statt Ehre Widerstreit und Spott eingetragen. Man sprach von einer geschlechtslosen Moral, die das Lebenswerteste dieser Welt verlästere. Da fiel es mir einmal auf, daß dieses Lebenswerteste eigentlich überall und immer so lebhaft anerkannt wurde. Daß die größten

Leidenschaften gerade um dieses Beste wüteten. War es denn auch danach? Und ich fragte mich selbst, ob ich denn am Ende wirklich das Beste versäumt hätte? Und als ob da neben untergeordneten Lebensaufgaben gerade die höchste unerfüllt geblieben wäre. Und als ob solcherart die immer mit Sehnsucht erhoffte Unsterblichkeit unmöglich geworden wäre. Am empfindlichsten traf den alten Knaben der Vorwurf der geschlechtslosen Moral und gleichzeitig begann es mir klar zu werden, daß immer noch die besten Bedingungen vorhanden wären, Versäumtes so weit nachzuholen, um die Ehre zu retten. Schon eine Weile hatte mir eine Hauptmannswitwe den kleinen Haushalt geführt, nun sah ich sie einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei. Zum Donner, das war sie eigentlich, trotz ihrer vierzig Jahre. Und dann, eines Abends, habe ich sie gefragt, ob ihr noch nie was eingefallen sei? „O, sehr oft!“ lachte sie. Da bekam ich Angst und hub an mich vorzusehen wie einer, der sich nicht recht auf sich verlassen kann. Doch der Vorwitz riß mich immer weiter. Ein paar Wochen später erwog ich theoretisch schon den Unterschied, der wohl bestehen muß zwischen einer vierzigjährigen Witwe und einem jungen Weibe, und da das Exempel einmal aufgestellt war, so mußte es auch gelöst werden. Dann konnte ich ja wieder zurückkehren in meine einsame Studierstube. Beim Satan, jetzt hatte ich auf einmal gemerkt, daß die Studierstube eine Zelle ist, daß die Umherlaufereien an den Wässern, in den Wäldern langweilig sind. Anderseits schien es mir, daß wie alles, so auch Liebesglück geübt werden müsse und einer Steigerung fähig sei. Ich horchte unauffällig aus nach Andeutungen und Gesprächen, die mich früher angewidert hatten, ich las Liebesgedichte und derlei Bücher, lernte da zwischen den Zeilen und Gedankenstrichen zu lesen und fand auf einmal

alles reizend. Auch auf die Körperpflege hieß es nun bedacht zu sein; wenn ich sonst den alternden Jahren Rechnung getragen, nun gab ich mich dem Schneider und dem Friseur völlig frei, und sie machten etwas so Leidliches aus meiner Wenigkeit, daß ich mir im Spiegel mit großer Sympathie entgegenlachte. Der Friseur pflegte meinen Haarboden und behauptete, daß der Bart um rund fünfundzwanzig Jahre jünger sein müsse als das Haupthaar, was schließlich auch stimmen dürfte. Mit süßem Schauer wurde es wahr, daß die Liebe jung mache. Das überraschendste war mir zuerst die Leichtigkeit der Siege; selbst schwerere Aufgaben bei ehrenwerten Frauen und sittigen Mädchen gelangen auf das verblüffendste. In Gesellschaft wie auf der Straße, in der Kirche wie im Konzert sah ich nur nach Liebe aus und wurde nicht müde, glücklich zu sein. Zur großen Verwunderung der Stadt zeigte ich mich mit meiner Hauptmannswitwe, zu ihrem Entsetzen gelegentlich auch einmal schäkernd mit einem blühenden Mädchen. Man konnte nicht einmal vom Johannistriebe witzeln, weil ein dem notwendig vorhergegangener nicht zu beweisen war. Freilich merkte ich glühend, daß es längst nicht mehr ordentliche Beweggründe waren, sondern daß es mir angetan sein mußte. Auch wenn ich auf der Jagd war oder in den Bergen, immer und überall fiel mir die Liebe ein. Ich konnte keinen Menschen ansehen, sei es Weib oder Mann, ohne an Liebe zu denken. Wie ich in den Blättern sonst nur die Rubriken der Geisteskultur beachtet hatte, so spähte ich nun nach gewissen Inseraten. An pornetischer Kunst und Literatur ergötzte ich mich heimlich, während in der Öffentlichkeit natürlich geheuchelt werden mußte. In den Nächten floh mich der Schlaf, ein heißes Gift fluidete durch die Glieder und machte alle Behaglichkeit unmöglich. Erst dachte ich in

der Tat, es sei eine Hexerei mit im Spiele und es würde vorübergehen. Aber, mein Herr! Jetzt währt das schon Jahre! Meine Freude an der Kunst ist lau geworden, mein Vergnügen an Sport und Reisen ist matt geworden, meine wissenschaftlichen Arbeiten gehen nicht vorwärts, ich bin kein eifriger Lehrer mehr und die Leitung der Anstalt entglitt meinen Händen. Immer und immer muß ich mit geringen Unterbrechungen an die Weiber, an diese Weiber denken und es scheint, das will sich noch immer steigern, jetzt am Beginne der Sechziger. Was ist denn das? Eine Luderei. Hart an der Schwelle des Irrenhauses! — Junge Leute lieben nicht so. Nein, so lieben sie sicher nicht. Wohl wenige werden es erfahren, wie das ist, wenn's erst in späten Tagen losbricht. Ich weiß mich in der Gewalt eines Dämons und möchte mich retten. Möchte um Hilfe rufen! Gestern abend faßte ich den Entschluß, Ihnen, gerade Ihnen, dem fremden, aber mir längst Vertrauten, meine Not zu gestehen, daß von allen Menschen doch einer sei, der es wisse, wie mir ist. Aber in dieser Nacht hätte es mich beinahe wieder reuen mögen. Doch ich *will* nicht untergehen in diesem Elende. Mensch will ich wieder werden, meine Seele will ich wieder haben. Sagen Sie, was soll ich tun?"

Es ist wohl kein Wunder, daß ich diesem Ausbruche des alternden Mannes, der ihn unheimlich machte, mit aller Spannung zugehört hatte. Und nun meine Antwort: „Aber, lieber Professor, das ist doch leicht gesagt. Heiraten müssen Sie!"

„O Herr, das habe ich ja getan!" rief er aus. „Seit fünf Jahren schon bin ich mit der Hauptmannswitwe verheiratet. Das ist es ja, daß dieses Feuer nicht zu löschen ist! Daß mir der Satan in allen Arten zusetzt. Ach, vor-

witzig habe ich leicht den Amor wecken wollen, und jetzt umgaukeln mich die Faune und ziehen mich hinab. — Sie ist mir nicht genug!"

„Eine Krankheit!" sagte ich.

„Knabe, das weiß ich. Will auch keinen Namen dafür. Mir ist nur, daß ich's einem Menschen habe sagen können. In diesem Augenblicke steht mein Vorsatz wieder fest: Umkehr! Aber ich glaube nicht mehr daran, dieser Vorsatz ist schon hundertmal gemacht und gebrochen worden. Ich glaube, ich bin verloren. Es wird wohl das klügste sein, jenem Jugendfreunde zu folgen. Er war doch gewiß unschuldiger als ich. Aber ich bin ein bißchen feige. — Wenn mich jemand da von rücklings ins Wasser stoßen wollte. Es ist nicht um das allein, daß ich gemein geworden bin, ich habe unglücklich gemacht. Es geht ein blasses Mädel um in der Stadt, dessen Blick mich verdammt macht. Es gehen andere Leute um. Ich bin ein Scheusal!"

Jetzt begann er mir wirklich unheimlich zu werden. Weit war mein Verstehen mit ihm gegangen, nun wollte es zurückbleiben. Eigentlich verkommen sah er ja nicht aus, das war kein geknickter Wüstling, das war noch lohes Feuer in den Augen. Man konnte doch an aufgespeicherte Jugendkraft denken, nur die Willensschwäche wollte sich dazu nicht reimen. Und wohin denn, wenn die wilde Bestie keinen Bändiger hat!

Als die Stunde kam, die uns — wohl fürs Leben — trennen mußte, wußten wir beide nicht, was zu sagen war. Das von ihm vielleicht erwartete Pathos war ausgeblieben; seinen jüngeren Beichtvater, dem er wohl die Gewalt eines hochgemuten Wortes zugemutet hatte, sah er gedrückt und stumm. — Mit schlecht gesetzten Worten ent-

schuldigte er sich; als ich ihm die Hand gab, legte er nur die Fingerspitzen hinein, dann ging er wie flüchtig davon.

Ich konnte mich zum mit anderen verabredeten Stelldichein um acht Uhr nicht einfinden. Ging lange planlos in der weiten Au umher, das Herz voll Unbehagen.

Hatte sich denn gar kein gutes Wort finden lassen? Ein fremder Mensch kommt im Vertrauen und schenkt dir das Heimlichste, was er hat, seine Sünde. Und du bist kalt wie ein Stein, und doch empfindest du sein Elend mit. Dann die Frage ins Leere hinaus: Wenn ich mit einem solchen Bekenntnisse zu ihm gekommen wäre, was hätte er antworten können? Ebenfalls nichts. Das ist eine stumme Schose. Die muß jeder mit sich allein ins reine bringen. Aber wissen möchte ich es erst, ob dieses Naturphänomen unentwegt seinen Lauf in den Abgrund nimmt. Ist es eine notwendige Folge seiner Entwicklung? Sollte ein fremdartiger Zwang so spät in sein Leben eingegriffen haben? Schließlich dachte ich mir: Es ist der alte Adam. Wir kennen ihn alle. Aber für die Öffentlichkeit ist das nichts.

Und doch habe ich es hier vor aller Welt erzählt. Es hat sich nämlich noch etwas zugetragen, und das ändert die Sache. Jetzt muß sie unter die Menschen. Von meinem Mathematikprofessor hatte ich einstweilen nichts mehr gehört. Da war es einige Jahre später, daß aus jener Stadt in Deutschland ein Pastor nach Graz kam und mich in meinem Hause besuchte. Bei dem erkundigte ich mich nach den Bekannten in seinem Berufsorte, besonders nach dem Professor.

„Der ist schon lange tot," war die Antwort. „Das

ist ein wunderbarer Mensch gewesen. Er ist verbrannt mitsamt seiner Frau."

„Verbrannt? Mitsamt seiner Frau? Was soll das heißen?"

Und hat mir nun der Pastor die traurige, nein, die herrliche Geschichte erzählt.

In jener Stadt war eine Epidemie der schwarzen Pocken gewesen. Und eines Tages, als der Professor von seiner Schule nach Hause kommt, findet er seine Frau nicht mehr. Von der Seuche ergriffen, war sie rasch auf die Isolieranstalt gebracht worden. Der Mann überlegte es sich nicht einen Augenblick, folgte ihr in das Seuchenlazarett und pflegte sie Tag und Nacht, inmitten der Schwerkranken und Sterbenden. Sie genas, hatte aber das Augenlicht eingebüßt. Nun gab der Professor seine Stelle auf, seine literarischen Arbeiten, alle seine Passionen, um ganz der armen Frau leben zu können. Er besorgte persönlich den Haushalt, die Küche, die Kleider; unterhielt sie mit Lesen und Erzählen. Ihr das schwere Geschick erträglich zu machen, war sein einziges Bestreben. Er wich nicht von ihrer Seite. Er führte sie ins Freie, in die Kirche, ins Konzert und ein junger Bräutigam — bemerkte mein Pastor — könne nicht zärtlicher mit seiner Braut sein, als es der alte Professor mit seinem blinden Weibe war. Nachbarn wollten auch bemerkt haben, daß er Notwendiges sich selbst abkarge, um ihr besonders Musikgenüsse zu verschaffen. Anfangs hatten vorwitzige Leute gespottet, das ging allmählich in stille Bewunderung über. Man suchte ihm heimlich Vorteile zuzuwenden, so daß zum Beispiel durch vertrauliche Beizahlungen seiner alten Kollegen und Schüler scheinbar die Pension erhöht wurde. Aber das dauerte nun nicht mehr lange. Dann kam das Ende. Eines Tages, während der

Alte in das Kasseamt ging, um seine vierteljährige Pension zu holen, brach in dem Hause seiner Wohnung Feuer aus. Es griff rasch um sich, die blinde Frau konnte sich nicht retten, sie stand, während über ihrem Kopfe schon der Schwalch herausschlug, am Fenster und rief nach ihrem Manne. Dieser eilte durch Rauch und Brand die Treppen hinauf und — ist nicht mehr zurückgekehrt."

Das war die letzte Kunde.

Der Spaß des Holzhändlers.

In einem Touristenhause war's, wo der Poet mit seinem alten Schulkameraden Stoffel Breihauser zusammenkam. Da gab's allemal des schalkhaften Geplauders eine Menge, wenn die beisammensaßen. Aus alter Zeit, aber auch aus neuer. Sie waren seit der Schulbank ziemlich verschieden ausgewachsen; der Stoffel neckte den Poeten damit, daß dieser ein „berufener Herr" geworden, und der Poet schalt jenen, den Holzhändler, einen reichen Mann.

Der Holzhändler hatte ein paar Jahrgänge Realschule studiert, war dann Handelsmann geworden und nun, während der Poet im Gebirge herumstieg, um Geld anzubringen, ging er auf Handel aus. Den Wald, den der eine so überschwänglich pries, kaufte der andere um Bargeld, setzte natürlich, wie er den Bauern klagte, bei jedem Geschäfte zu, und das schon so lange und beständig, bis er durch solch schlechten Geschäftsgang ein steinreicher Mann geworden war. Wenn er die Holzhauer im Lohn drückte, so sagte er gerne, das Holz sei teuer und die Leute seien billig geworden. Das Holz geht unter Sturm und Schneedruck zugrunde, Leute wachsen immer — auch in größten Mißjahren. Dafür zahlte er, wo sie im Wirtshaus zusammenkamen, für den alten Jugendkameraden immer die Zeche, fragte gern, was der Poet für ein Büchel in der Arbeit hätte und spielte sich auf einen Dichterschutzherrn aus. Wenn es mit dem Holzhandel, meinte er, einmal gar nicht mehr ginge, dann werde er sich aufs

Büchelschreiben verlegen, wenn's darauf ankäme, ein bissel fabeln könne er auch. Das wußte man wohl. Nicht just, daß die armen Waldbäuerlein sein Fabeln manchmal mit gutem Geld zu büßen hatten, unterhielt er mit seinen Schwänken oft ganze Gesellschaften.

Diesmal, im Touristenhause, waren sie recht ernsthaft, dem Poeten tat's um den Wald leid, den in der ganzen Gegend der Schneedruck des vorigen Winters gebrochen hatte und der Stoffel Breihauser weinte fast über das Unglück, das die Bauern getroffen. Der Poet schaute ihm andächtig ins Gesicht und empfand allerlei Achtung vor dieser Verstellungskunst. Denn der Schneebruch war für diesen Holzwurm ein Glücksfall erster Güte.

Dem Stoffel Breihauser mochte daran gelegen sein, den Poetengeist vom Holze ab- und auf das Papier zu leiten. So fragte er den alten Schulkameraden wieder einmal, was er für Dichterarbeiten unter der Hand hätte? Im Augenblicke war dieser auch schon ganz der einfältige Poet, dem das Herz immer voll ist und immer ungebärdig pocht und immer ein wenig weh tut von dem, woran es schmiedet.

„Eingesetzt ist etwas," antwortete der Dichter, „was es wird, das weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich ein Roman. Ein Bauernroman. Seit Jahren geht es mir schon nach, daß man nicht immer der Liebe, sondern auch einmal der ehelichen Treue ein hohes Lied singen müsse."

„Der ehelichen Treue," sagte der Holzhändler. „Der ehelichen Treue ein hohes Lied. So, so."

„Dich geht das nichts an!" rief der Poet übermütig.

„Nein. Mich geht das nichts an," antwortete jener sehr gelassen. „Aber — du weißt, ich verstehe nichts, nur wissen möchte ich, weswegen das just ein Bauernroman sein soll."

„Weil gerade bei den Bauern die eheliche Treue noch soweit daheim ist.“

„Ei, ja richtig!“ sagte der Holzhändler, „die ist bei den Bauern daheim. Wird schon sein. Wird schon sein. — Du!“ rief er plötzlich, „da tät' ich dir guten Stoff wissen, wenn du einen Bauernroman schreiben willst von der ehelichen Treue.“

„Recht ist's. Pack' aus.“

„Kellnerin! Oder Fräulein, wie man sagen muß auf der Alm. Füllen S' noch einmal nach!“ Er hielt ihr die leere Weinflasche hin. „Derweil stecken wir uns jeder eine ins Gesicht.“ Er reichte dem Kameraden die Zigarrentasche. „Du liebst geistlose, o bitte, nikotinlose wollte ich sagen. Nimm eine lichte. Die tut nichts.“

Als er auch das Streichholz gerieben und das Glas frisch gefüllt hatte, rückte er dem Poeten näher und fing mit ziemlich leiser Stimme an, diesem den Romanstoff mitzuteilen.

„Kennst du den Michel im Rain zu Altersbach? Den lustigen Alten mit dem schönen grauen Haar und dem treuherzigen Rundgesicht? Ei, du mußt ihn ja kennen. Der immer seine grauen Kniehosen anhat und die grünen Strümpf', weil er alten Steirerbrauch in Ehren halten will. Am Fronleichnamstag trägt er allemal die große Fahne. Ja — der nämliche. Weißt, der uns die Forellen immer hat ausgeweidet und gebraten, die wir beim Ochsenhalten aus dem Bach haben gestohlen. Mensch, wie die Zeit vergeht! Jetzt hat der Michel schon einen erwachsenen Sohn. Der Hansel, ein Prachtbursch, wie die Tann im Wald. Merkt's auch schon und lauft auf allen Vieren im Heiraten um. Und denk' dir, er findet keine, die für ihn paßt. — Ob er so anspruchsvoll ist, fragst du. Na, die erstbeste nimmt

er freilich nicht, aber die beste will er haben. Der Häuterin ihre Tochter. Vermögen hat sie keines, aber sauber ist sie und die tät' ihm gefallen. Jetzt, die Heirat duldet sein Vater nicht. Sein Vater ist ein sittenstrenger Mann. Die kannst nit nehmen, Hansel, hat er gesagt. — Aber warum nit, Vater? Brav und fleißig ist sie und ich weiß keine Untugenden und die gefällt mir. — Und er: Ist ja rechtschaffen von dir, daß du ans Heiraten denkst, daß alles sauber abläuft in Zucht und Ehren. Aber ich sag' dir's noch einmal, die Häuterische, die kannst nit nehmen, Hansel! — Ja, Vater, wegen was denn nit? Ihr seid doch sonst nit so, habt mit den Häuterischen alleweil ein gutes Zusammenschauen gehabt. — Das wohl, das wohl, Hansel! — Besser zu Willen, hab' ich gemeint, kunnt ich euch's nit machen, als wenn ich die Häuterdirn nehm'. — Hast schon mit ihrer Mutter geredet, Hansel? — Na, sagt der Bursch, mit der hab' ich noch nit geredet. Aber sie sagt ja, das weiß ich gewiß. — Hansel, sie sagt nein, das weiß ich noch gewisser. Weißt, Bub —", der Michel am Rain faßt seinen Sohn am Rockflügel, zerrt ihn hinter die Tür in den Winkel und zischelt ihm ins Ohr: „Weißt, man sagt's nit gern, wenn man's nit sagen muß. Aber damit du weißt, wie du dran bist, die Häuterdirn, die Agerl, ist —". Und der Holzhändler sagte es ganz leise. „Kannst dir denken, daß der Hansel still geworden ist und nichts mehr gesagt hat."

„Und das," begehrte der Poet auf gegen den Holzhändler, „das soll ein Stoff für meinen Roman über die eheliche Treue sein?"

„Ah beileib," sagte der Stoffel Breihauser, „das möcht' wohl ein bissel zu mager ausschauen für einen Roman. So was soll ja drei Bände haben, glaub' ich. Bin mit meiner Geschichte auch noch nicht fertig. — Der Wochen

sechs oder sieben und der Hansel kommt wieder zu seinem Vater, und jetzt hätte er halt die Rechte gefunden. Zu allen anderen Vorzügen wäre sie auch reich, bekäme einmal den ganzen Hof mit, weil sonst kein Geschwister da sei. — Die Lackenhofer-Tochter wäre es. — Wer, die Mariel? frägt der Vater. Wir haben uns schon versprochen, sagt der Bursche. — Wird doch das nit sein, Hansel! Ist doch aus der Weis', daß du allemal die Gefehlte findest. Da kann ich wieder nit ja sagen. Ich kann nit, es geht nit. — Ja, warum nit, Vater? — Red' mit der Mutter, Hansel! Nit mit deiner. Mit der Mariel ihrer. Mit der Lackenhoferin. Wenn sie ja sagt, dann wegen meiner. — Denkt sich der Hansel, das ist meine geringste Sorg', die Lacknermutter sagt ja. Sie hat mich alleweil gern gehabt. Und geht zu der Lackenhoferin. Und denke dir, die schlägt die Hände über den Kopf zusammen, wie sie sein Anfragen hört, und hebt an zu weinen und nimmt den Burschen mit beiden Armen um den Hals und flennt so arg, daß seine Wangen naß werden und sagt endlich, sie könne nicht reden, sie dürfe nicht reden. Sein Vater würde ihm alles sagen. Geht er wieder zum Vater. Der hat nur einen Deuter gemacht, da wußte der Hansel alles, mit der Lackenhoferischen war's wie mit der Häuterischen. — „Mir scheint, Alter, du kannst nicht rauchen," unterbrach sich der Holzhändler. „Dir lischt die Zigarre immer aus. Oder hat sie keinen Zug? Nimm eine andere. Immer einmal werden sie mir feucht bei dem Umhergehen im schlechten Wetter." Er lachte, als ob feuchte Zigarren ein Spaß wären.

„Erzähle weiter," sagte der Poet, aber zum Lachen war ihm nicht. „Möchte schon wissen, was der Hansel jetzt gesagt hat."

„Freund! Der hat jetzt keinen schlechten Zorn ent-

wickelt. Was hat ihm der Vater nicht alleweil für Sittenpredigten gehalten! Und jetzt schaut's so aus! Schaut's aus, als ob in der ganzen Gegend kein Dirndl wäre, das er heiraten dürfte! Gewohnt ist er, all' seine Schmerzen immer zu seiner Mutter zu tragen, so geht er auch mit diesem Anliegen zu ihr."

„Sei still!" rief der Dichter, „das kann er der Mutter doch nicht sagen!"

„Sie macht sich nichts draus," spricht der Holzhändler. „Wie ihr der Hansel erzählt, daß er erst die Häuterische habe heiraten wollen und nachher die Lackenhoferische, und wie der Vater gesagt hätte, das dürfe nicht sein und auch gesagt, warum nicht — da lacht die Mutter und sagt: Mein Bübel, mach' dir nix draus. Nimm von den zweien, welche du willst. — Aber Mutter, die Blutsfreundschaft! — Sagt sie ganz heimlich zu ihm: Er ist ja gar nit dein Vater."

„Jetzt ist's aber genug, Holzhändler!" ruft der Poet und wirft den Zigarrenstummel weg. „Es ist nicht wahr, du verschandierst die Leute. Deine Geschichte ist erdichtet. So reden die Bauern nicht und so tun sie auch nicht. Ich gebe zu, daß es Untreue gibt, aber dann geht's anders zu und so klar liegt's überhaupt nicht und so gewissenhaft sind sie auch nicht. Die Lumpen, die es einmal sind. Pack' nur ein mit deinem Witz, für Ernst darfst du ihn nicht auftischen, sonst wird aus dem Spaß eine Lüge. Erst beschummelst du die Leute um ihr Holz, dann, wenn's just leicht geht, um ihre Ehre."

„Aber, mein Gott," sagte der Stoffel Breihauser, „was du da für ein Wesen machst, wenn man einen Spaß erzählt, eine alte Geschichte."

„Und sie auf den Michel am Rain und sein Weib an-

wendest. Das ist's, mein Lieber. Wem angedichtet hast du die Lumperei, das ist's!"

„Aber man hört ja von dieser Familie mancherlei," verteidigte sich der Holzhändler, „und da habe ich gemeint, wäre die lustige Geschichte hübsch angebracht."

„Man hört von gar mancher Familie mancherlei. Überlasse derlei solchen, die es verallgemeinern können, daß keiner gemeint ist, und doch jeder, den es trifft. Wenn man über dich solche Sachen aufbrächte, Stoffel!"

„Wen's freut! Ich mache mir nichts draus."

„Herr Breihauser," sagte der Poet, „von dir kann ich mich nicht mehr verköstigen lassen, nicht mit Wein und Zigarren und nicht mit Romanstoffen." Damit stand er auf, nahm Mantel und Stecken und ging davon und — jetzt muß man das Lied von der Treue erst recht singen.

Ein „Geisteskranker“.

Vor Monaten hatte ich bei einem mir befreundeten Arzt zu tun, welcher Vorsteher einer Klinik für Nervenkranke ist. Da ich auf ihn zu warten hatte, so schritt ich ein Weilchen im Garten umher und betrachtete die Kranken, die teils behaglich langsam, teils in Hast und Erregung da umhergingen. Es waren lauter Leute aus besseren Ständen, darunter sogar solche von hoher Abkunft, auch Künstler und Gelehrte. Die heilige Ampel des Genius, die in manchem Haupte still und klar leuchtet bis ins hohe Alter, entfacht in manch anderem Haupte einen qualmenden Brand, der an Mark und Nerven zehrt und eine Menschenseele oft vor der Zeit erstickt.

Selten hat mich ein Spaziergang unter schönen Bäumen zwischen Rosen so betrübt gemacht, als dieser. Den Geist, der uns voranschwebt durch dieses Labyrinth des Lebens, der uns die Pfade weisen, Gesetze geben, trösten, raten und erhöhen soll — *den* Geist wirr zu sehen, das ist unheimlich.

Unter den Patienten sah ich einen schlanken, blassen Mann, der mir besonders auffiel. Sein schwarzer, etwas verwilderter Vollbart, seine hohe Stirn, seine dämmernde Augenglut machten ihn fast schön. Dabei blickte er gutmütig drein. Ich wußte übrigens nicht, ob er zu den Kranken gehörte, oder vielleicht ein Aufseher oder Arzt war. Er

schritt gemächlich die Baumreihen auf und ab und rauchte eine Zigarre, wobei mir auffiel, daß er rasch und heftig den Rauch ausstieß.

Als wir uns auf einer Wegkreuzung begegneten, grüßte ich ihn. Er lüftete ebenfalls höflich den Hut und blieb stehen, als ob er mit mir sprechen wollte.

„Es ist sehr erquickend, in diesem Schatten zu wandeln,“ sagte ich und bereute das Wort, das leicht für Ironie gehalten werden konnte. Es war auch so.

„Sehr angenehm,“ entgegnete der Mann, „sehr angenehm hier. Sind Sie auch krank?“

„Wer nicht krank ist, der wird es hier,“ sagte er und schlug mit mir dieselbe Richtung ein. „Sie verzeihen schon, daß ich mich Ihnen anschließe, ich vergehe hier vor Langweile. Der Arzt meint zwar, Langweile wäre Medizin, denn ich hätte mich seit Jahren geistig stark anstrengen müssen. Aber mich macht die Untätigkeit krank und ich werde tatsächlich ein Narr, wenn sie mich hier noch lange festhalten.“

So begann er vertrauensselig mit mir zu plaudern und schaltete dann ein: „Schon meine Mitteilsamkeit einem Fremden gegenüber muß Ihnen verdächtig scheinen, nicht wahr? Bedenken Sie doch nur, wie einsam man hier ist. Jeder von denen, die da umhergehen, hält sich unter lauter Narren für den einzigen Vernünftigen. Vielleicht mich ausgenommen, der ich selbst von meiner geistigen Indisposition überzeugt bin. Aber von allen anderen wie ein Narr behandelt zu werden, behagt mir doch nicht.“

Ich suchte ihn darüber zu beruhigen, daß Nervenleiden, dem man heutzutage überall begegnen kann, noch lange nicht Geisteskrankheit sei und daß die Nervenheilanstalt mit der Irrenanstalt zu verwechseln ein Irrtum wäre.

„Bei mir,“ sagte er nun leise und blickte auf den Boden, „bei mir mag es, offen gesagt, doch etwas mehr sein, als gewöhnliche Nervosität. Ich bin infolge einer Handlung hier, die so töricht, so lächerlich, so unselig und dabei so außergewöhnlich war, daß ich es eigentlich niemand verübeln kann, wenn sie mich in den Narrenturm sperren. Ich weiß es aber, daß diese Handlung nicht die Folge der Geisteskrankheit, sondern erst die Ursache derselben gewesen ist. — Ich habe mich finanziell ruiniert.“

— Ach, ein Spekulant! dachte ich mir und war enttäuscht ob der Trivialität dieses Narren.

„Nicht etwa durch Börsenspiel oder andere geschäftliche Manipulationen,“ fuhr er fort, als ob er meine Gedanken erraten hätte, „Sie müßten sich die Geschichte nur von mir erzählen lassen.“

Da immerhin noch ein Weilchen war bis zur Zeit, in der ich mit meinem Freunde, dem Vorsteher der Anstalt, sprechen konnte, so setzten wir uns beide auf eine abgelegene Bank und er teilte mir die Geschichte mit. Er wurde dabei allerdings aufgeregter, als es entsprechend gewesen wäre, doch war die Sache auch wunderlich genug.

„Ich bin“ — so begann er — „von Beruf Architekt und war jahrelang beschäftigt in der Bauhütte des Herrn N. in Wien. Ich bezog ein gutes Gehalt, das ich zum Teile meinem väterlichen Vermögen beilegen konnte. Auf Geld habe ich immer etwas gehalten, nicht etwa aus Wucher, sondern weil Geld die Ausreifung der Persönlichkeit möglich macht. So war ich stets sparsam und trachtete dem Ziele zu, als unabhängiger Mann meine Jahre verleben zu können. Plötzlich erkrankte ich an der Liebe. Die Krankheit nahm leider den schlimmsten Verlauf, ich heiratete. Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, daß ich rückhältig wäre,

Sie sitzen neben mir und ich sage Ihnen alles. Sind Sie noch gesund, so können Sie an mir etwas lernen, aber machen Sie es klüger als der Lehrmeister. — Meine Frau war ein schönes Weib, ist es noch heute, sagen die Leute. War auch eine Bestie und ist es noch heute, das sollen Sie mir glauben. Die hat mich zugerichtet! Anfangs war ich schon außer mir, als ich sah, daß sie weder kochen, noch waschen, noch nähen konnte, noch sonst eine häusliche Arbeit verstand, wohl aber einen großen Aufwand machte. Ich gab ihr Geld, mehr in einer Woche, als ich im ganzen Monat auszugeben gedacht hatte. Je mehr ich ihr Geld gab, je geschmackloser wurde ihr Anzug, je zerfahrener unser Hauswesen. Wollte ich der Verschwendung steuern, so hieß sie mich einen Knauser und Geizhals und quälte mich so lange mit der giftigsten Laune, bis ich wieder Geld gab, so oft und soviel sie verlangte. Für den Augenblick eine sich abgezwungene Zärtlichkeit war alles, womit sie dankte. Wenn ich mit ihr allein sein wollte, nahm sie sich eine Gesellschafterin, mit der sie welsch parlierte und Romane von Zola las. Wenn ich spazieren gehen wollte, fuhr sie mit unnumeriertem Fiaker und wurde fast rasend, als ich ihr in Ermangelung eines solchen einmal vorschlug, sich eines Einspänners zu bedienen. Allen Vergnügungen jagte sie nach und kam abgehetzt und schlecht gelaunt nach Hause, um neuerdings Soireen, Konzerte, Operetten usw. zu planen. In bezug auf unsere Wünsche und Anschauungen harmonierten wir nicht in einem einzigen Punkte. Und wenn ich einmal unvorsichtigerweise eine persönliche Meinung aussprach, trat sie mir stets so roh und höhnend entgegen, so nervös aufgeregt verneinend, daß ich mich ein anderes Mal hütete und gar nichts mehr sprach. So wurde ich ihr natürlich langweilig und sie suchte sich andere Männer-

gesellschaft, mit der sie öffentlich umging. Auf die Vorstellung, daß sie meine Ehre zu schonen habe, lachte sie mir ins Gesicht: Was die Männer sich erlauben könnten, darauf wolle sie auch als Frau nicht verzichten. Sie sei nicht gesonnen, ihre Jugend in dem Hause eines Philisters zu vergraben. Einen studierenden Bruder hatte sie, durch den ließ sie sich in Studentenkreise einführen, und wenn sie doch einmal zu Hause war, phantasierte sie von Kommersen, Mensuren, und hatte alle technischen Kneipausdrücke und Saufsprüche im Munde. Sogar zu politisieren hub sie jetzt an, genau so klug, wie ein Burschenschafter. Die Suppe aber war versalzen und der Braten verbrannt. Die Magd stahl im Hause umher wie ein Rabe und war unbeschreiblich schmutzig und häßlich, denn die netteren hatte die vorsorgliche Gattin stets eine nach der anderen verjagt. Ich hatte alles versucht, um meine Frau zu überzeugen, daß wir auf solchem Wege dem Untergange verfallen müßten, ich war lange beharrlich und unerschöpflich gewesen an Güte und hatte manchmal sogar Tugenden an ihr gelobt, die gar nicht vorhanden waren. Es nützte nichts. Zog ich also andere Saiten auf, ward rauh und machte aus meiner Verdrossenheit kein Hehl mehr. Das benützte sie, um mich bei fremden Leuten als Haustyrann, als einen griesgrämigen unverträglichen Menschen hinzustellen, was ihr als Ausrede und Begründung ihres Benehmens wohl zustatten kam. Indes mochte sie aber doch manche Stimme gehört haben, daß sie die Ursache meines Mißmutes sein dürfte, sie versuchte es jetzt mit dem umgekehrten Verfahren, spielte sich aus als die liebende Gattin eines liebenden Gatten, schilderte unser Hauswesen überaus anmutig, unsere Ehe als beneidenswert glücklich und überhäufte mich in Gegenwart anderer mit Zärtlichkeiten. Da der Mann es natürlich nicht vermochte,

sie zu erwidern, so stand er nun als hölzern und lieblos da und die Leute meinten, er sei einer solchen Frau nicht ebenbürtig. Ich meinte das auch, nur im entgegengesetzten Sinne.

Eines Tages, als wir von einer Ballgesellschaft, in der sie sich gegen mich besonders liebenswürdig gezeigt hatte, nach Hause kamen und sie nun wie gewöhnlich launisch, zänkisch und gereizt war, raffte ich den letzten Rest meiner Ruhe zusammen und sagte: „Trotzdem du mit mir heute wieder so artig gewesen bist, hast du Zeit gefunden für einen Studenten, mit dem du auf eine Weile aus dem Gesichtskreise entschwandest.“

„Aus dem Gesichtskreise,“ entgegnete sie, „und was weiter?“

Das sagte sie in so unbefangener Weise, daß jeder Nichtfrauenkenner sie an Unschuld mit einem Engel des Himmels verglichen haben würde.

Ich forderte sie auf, mich zu verlassen. Nicht bloß für die folgende Nacht, sondern für immer mich zu verlassen. Ich sei nicht gesonnen, mein Leben an der Seite einer .... zu verlieren.

Ich hatte dieses höllische Wort bisher noch nie gebraucht und gedachte mit ihm Wirkung zu erzielen. Welch ein Irrtum! Sie tat, als hätte sie es gar nicht gehört, und meine erzwungene Ruhe nachahmend, aber sich diesmal viel besser beherrschend, antwortete sie: Nein, mein Lieber. Wenn du es auf eine Scheidung abgesehen hast, so bedauere ich dich. So wie zur Verheiratung zwei sein müssen, so müssen auch zur Ehescheidung zwei sein, die wollen. Ich will es nun aber nicht, ich will bei dir bleiben, so lange du lebst. Glaube aber ja nicht, daß das aus Liebe geschieht, denn du bist mir schnuppe, aber mein Auskommen will ich haben.“

Mein Geld, meinen Erwerb wollte sie nicht entbehren, denn sie besaß kein Vermögen. Da ich sie schon einmal geheiratet, meinte sie, so müsse ich ihr auch eine sorglose Existenz geben, das sei jeder Mann seiner Frau schuldig. Der Mann sei da, um für seine Familie Geld zu erwerben, und ein Verächtling, der das nicht wolle!"

„Wenn er das nun aber einmal nicht mehr kann und aller Rest vertan ist?" fragte ich.

„Nun, da wird man es keiner Frau verübeln können, wenn sie ihre eigenen Wege geht und den, der nicht Mannes genug ist, ein Haus zu halten, seinem Schicksale überläßt."

Das war deutlich gesprochen. Mir tat diese Aufrichtigkeit fast wohl. Ich wußte nun genau, was ich zu tun hatte, aber ich tat genau das Gefehlte. Ich gab ihr kein Geld und ging meine besonderen Wege, um mich zu zerstreuen und zu vergnügen. Das gelang mir aber nicht; mein Unglück war zu groß und die Gewohnheit zog mich immer wieder in das Haus zurück. Meine Frau machte Schulden über Schulden auf mich und wurde nun als Märtyrin angesehen, die ihr Haustyrann verhungern lassen wolle.

In dieser Zeit sah ich eines Tages die Ursache meines Elendes. Sie lag, wie ich glaubte, in meiner Arbeitskraft und in meinem Vermögen. Wäre ich arm und erwerbsunfähig, so würde ich dieses Dämons loswerden. Da kam mir ein Gedanke. Ich verabredete mich mit meinem Chef, der nun freilich in meine Verhältnisse eingeweiht war, auf eine Scheinkündigung, die mir zu Beginn eines mehrwöchentlichen Urlaubes ins Haus geschickt wurde.

Ich stellte mich darüber sehr niedergeschlagen, allein meine Frau lachte und rief, das sei Blümel Blamel. Sie

gehe aber nicht und ich würde schon wieder arbeiten. Einstweilen sei ja noch Barvermögen da.

Nun beschloß ich die Komödie weiterzutreiben. Eines Abends, wenige Tage vor Weihnachten, machte ich zwei gleichförmige Paketchen. Das eine bestand aus zusammengefaltetem Zeitungspapier und anderen wertlosen Briefschaften, das andere enthielt meine Wertpapiere. Das erstere steckte ich in die Brusttasche meines Rockes, das andere legte ich auf den Tisch hin und lud meine Frau ein, sich davon zu überzeugen, wie groß mein Vermögen sei und daß es nicht ausreichen werde, uns beide zu versorgen.

Sie wolle nichts sehen, war ihre Antwort, ich könne ihr ja doch eingestehen und verhehlen nach Belieben. Endlich — die weibliche Neugierde tat ja auch das ihrige — machte sie sich dran, besah und zählte die Papiere und konnte ihre Überraschung nicht ganz verbergen über die Größe der Summe. Es waren an fünfundfünfzigtausend Gulden.

„Ach Gott!“ rief sie, „das wird noch lange ausreichen. Nur Geizhälse können bei so vielem Geld von Nahrungssorgen sprechen.“ — Da ich mein ganzes Vermögen in diesem Augenblick in ihren Händen sah, ging es mir eiskalt über den Rücken, ich stellte mich an den knisternden Ofen und sagte: „Du meinst also, mein liebes Kind, daß wir nun gemütlich so in den Tag hineinleben werden? Ich hätte auch gar nichts dagegen, nur müßte unser Verhältnis ein anderes sein und ich an dir meine Freude haben können. Ich will es dir bald beweisen, daß ich persönliches Glück höher stelle als Geld, wie du ja weißt, daß du alles von mir haben könntest, wenn du ein braves Weib wärest.“

Damit trat ich an den Tisch, nahm ihr die Papiere aus der Hand, legte sie zusammen, band sie in das Paket und steckte das in den Sack.

„Was nennst du ein braves Weib?" fragte sie, „eine dumme Person, die deine Dienerin, deine Sklavin sein will, die auf alles verzichtet, um sich mit dir in deiner Höhle zu langweilen, die —"

„Es ist genug," unterbrach ich sie. „Du glaubtest bei mir ein Wohlleben führen zu können auf Kosten meines Glückes, meiner Ehre, meines Vermögens. Mein Geld allein hält dich an mich, das hast du mir selber zugestanden."

„Und leugne es auch gar nicht!" lachte sie überlaut.

„Ich will dir aber beweisen," fuhr ich fort, „wie sehr ich dich hasse."

„Dieses Beweises bedarf es nicht," sagte sie, „und bist du mir auch erträglicher in deinem Haß als in deiner Liebe."

„Lieber als mit dir noch weiter leben, will ich bettelarm sein. — Hier, ins Feuer! ins Feuer!" Mit diesem Rufe riß ich bebender Hand das Paket aus der Brusttasche und schleuderte es in den brennenden Ofen.

Sie stürzte herbei, um die Papiere der Glut zu entreißen, ich schleuderte sie weit über den Zimmerboden hin und stand am Ofen, mit dem Rücken ihn deckend, bis die letzten Blätter sich ringelnd verkohlt hatten.

„So," sagte ich hernach ruhig, „nun ist unsere Scheidung vollzogen, mit der hoffentlich auch du einverstanden sein wirst."

„Er ist ein Narr! Ein Wahnsinniger!" mit diesem Schrei begann sie laut zu wimmern und stürzte zur Tür hinaus.

Ich ging in mein Zimmer und atmete auf. Nun war ich frei. Sie — mich hablos wähnend — wird mir den Rücken kehren und ich kann, wenn auch in trauriger Einsamkeit, mein Leben wenigstens mit Ruhe genießen. Denn

daß ich nicht die Wertpapiere verbrannt, sondern das Scheinpaket, werden Sie schon geahnt haben. Um so leichter werden Sie die Überraschung, den Schreck, die Verzweiflung ermessen, die mich packten, als ich jetzt — indem ich die Wertpapiere in Verwahrung bringen wollte — sah, daß ich das Paket mit den wertlosen Zeitungsfetzen in der Hand hielt. Es war wirklich, wirklich! fast mein ganzes Vermögen hatte ich ins Feuer geworfen. — Noch merkte ich das Nahen einer Ohnmacht. — Ein grelles Hohnlachen weckte mich auf. Meine Frau stand vor mir, hielt wie triumphierend das falsche Paket in die Luft und rief: „Ha! betrogener Betrüger! Dein Streich ist dir wunderbar gelungen. Ich durchschaue dich ganz und sehe, wie dumm du bist! Du wolltest mich los sein und das Geld behalten, und anstatt dessen bist du bloß deines Geldes los. Recht geschieht dir, Geizhals, Wicht! Ja, freilich will ich auch jetzt noch bei dir bleiben, was kann ich noch verlieren! Ich will den Gauch schon lieben, wie er es verdient und will es schon bekannt machen, wie edel er an mir handeln wollte und wie erbärmlich ihm seine Tat mißlungen ist." —

„Mein Freund" — fuhr der Erzähler gegen mich gewendet fort — „wie ich jetzt dastand! O höllischer Mißgriff! Ich glaube, der böse Geist, von dem meine Frau besessen ist, hat sich auf einen Augenblick bei ihr beurlaubt, um mir die Hand zu führen. Mit einemmal meine Existenz zerstört! und obendrein von diesem Weibe beschämt zu werden! Von *diesem* Weibe, dem ich eine heroische Handlung zeigen wollte, um es niederzuschmettern! So über alle Maßen verächtlich kam ich mir vor, daß ich — kaum sie wieder aus dem Zimmer war — meinen Revolver aus der Lade holte, um mich zu töten. Er war nicht geladen, und bevor ich die Patrone hineinlegen konnte, waren schon

die Nachbarn da, um mich an meinem letzten Werke zu hindern. Meine Frau stellte die Dinge grundfalsch, aber mit einer so unverschämten Ruhe dar, daß man ihr die Behauptung glaubte, ich sei leider schon lange für das Irrenhaus reif gewesen, doch sie habe sich nicht entschließen können, diesen traurigen Schritt zu veranlassen. Dabei stellte sie sich weinend und voller Sorgfalt für mich. Noch an demselben Tage bin ich gewaltsam in diese Anstalt gebracht worden. — Seither sind Monate vergangen, weiß aber immer noch nicht, ob ich ein Narr oder bloß ein dummer Junge bin." —

Das war die Erzählung des Mannes, und offen gestanden, als er mir mit den letzten Worten die Entscheidung anheimstellte, entschied ich mich für den dummen Jungen.

„Mir ist es nun auch ziemlich gleichgültig, was ich bin und was aus mir werden wird," setzte er bei. „Mein einziger Wunsch wäre nur noch, dieses Weib in dem tiefsten Elende zu sehen, das es wahrlich verdient."

„Freund," sagte ich, „Sie sind eben auch einer der vielen Männer, die Gefahr laufen, durch ihre Frauen zugrunde gerichtet zu werden."

„Ich **bin** zugrunde gerichtet!" rief er.

„Das noch lange nicht," war mein Einwand. „Sie sind noch jung, leicht wird es Ihnen gelingen, wieder Stellung zu fassen; das einzige Heldenstück, das Sie zu leisten haben, ist, dieses Weib zu vergessen. Der Haß und die Rachgier ist dazu aber nicht der rechte Weg. Diese Person wird ihrem Geschicke unvermeidlich anheimfallen, ob es nun heute oder morgen sei. Betrachten Sie es als geschehen. Denken Sie nie mehr an ein Wesen, das nicht einmal des Hasses wert ist. Das Leben wird noch Glück für Sie haben. Nur geradeaus und ohne Winkelzüge, selbst wenn diese harmlos

wären, sie taugen nicht. Für Ihre Vergangenheit meine Teilnahme, für Ihre Zukunft meinen Glückwunsch!“

Noch sprach ich so, als der Vorsteher gemeldet wurde und ich mich also von dem glücklosen Manne verabschieden mußte. Als die Angelegenheit meines Besuches geschlichtet war, kam ich natürlich auf den Architekten zu sprechen, dessen Bekanntschaft ich gemacht. Der Vorsteher teilte mir mit, daß der Mann aus der Anstalt demnächst entlassen werden würde. Doch könne er einstweilen nicht in seinen bisherigen Wohnort zurückkehren, denn das Weib lauere dort auf seine Zurückkunft und würde das Zerstörungswerk an ihm fortsetzen. Es sei bereits in einer ferner gelegenen Stadt eine Stellung für ihn gefunden, wo er bei gleichmäßiger Beschäftigung die innere Ruhe wiederfinden dürfte.

Der Turmheld.

In der Gesellschaft von Herren war eines Tages die Rede darüber, wie im Leben fast eines jeden Menschen ein Zeitpunkt sei, in welchem ein feindlicher Dämon seinen Hebel einsetze, um den Menschen aus seiner gewohnten sicheren Bahn entgleisen zu lassen. Die Entgleisung geschehe zumeist auch wirklich, doch der Entbahnte finde sich gewöhnlich wieder zurecht, der eine mit geringerer, der andere mit größerer Mühe, und rolle dann um so sicherer und gefestigter auf seiner Lebensstraße weiter. Mancher stürze freilich über den Damm oder verlaufe sich in Sand und Strupp und verliere sich.

Etliche in der Gesellschaft hatten über diesen Gegenstand sehr schön und philosophisch gesprochen und Beispiele aus dem Leben bekannter und berühmter Persönlichkeiten zum besten gegeben. Ein einziger, es war der Turmdecker Herr Bernhard, erzählte zur Erhärtung der Sache aus seinem eigenen Leben eine kleine schier merkwürdige Geschichte, die hier wiedergegeben sein soll, obschon der Held kaum zum nixnutzigen Volk wird gezählt werden können. Ein bißchen aber vielleicht doch.

Zur Zeit — so erzählte Herr Bernhard — als ich fünfunddreißig Jahre alt und alle Lebensregister aufgezogen waren, kam es mir vor, es müsse in meinem Leben nun

etwas Besonderes geschehen, ich müsse etwas Außerordentliches vollbringen. Das Leben eines Turmdeckers ist ziemlich einfach; die meisten Türme sind nicht hoch genug, um den Turmdecker wirklich in die Höhe zu bringen, und dennoch immerhin so hoch, daß er sich bei einem unbewachten Augenblicke das Genick brechen kann.

Es war aber — wie gesagt — ein Drang in mir. Wenn heutzutage schon alle Welt hoch hinaus will, so ist das bei einem Turmdecker erst gar kein Wunder. Und da ich meine Arbeiten überall zur Zufriedenheit machte und in der großen Stadt F. für die Eindachung der Ecktürme des neuen Rathauses viel Lob erntete, so setzte ich mir plötzlich in den Kopf, ich müsse es zum städtischen Dom-Turm-Dachdecker bringen. Die Stadt F. hat nämlich einen großen altdeutschen Dom, dessen gotischer Turm an vierhundert Fuß hoch ist. Er steht, von der Ferne gesehen, als schlanker, spitzer Stift ganz ungebührlich hoch über der Stadt auf, so daß mir allemal Arm und Beine zuckten, wenn ich diesen Turm ansah. Das Schlimme an der Sache aber war, daß er so recht eigentlich gar kein Dach hatte, sondern von der obersten Krone aus in neun Steinrippen sachte zur durchbrochenen Spitze zusammenlief. So war meinerseits das Decken dieses Daches eine Kunst, und das wohlbenannter städtischer Dom-Turm-Dachdecker-werden eine noch größere.

Mein Ehrgeiz jedoch kam nimmer zur Rast. Ich hatte Tag und Nacht hinein keine Ruhe, wußte genau, daß etwas geschehen müsse, nur wußte ich nicht genau, was. Da kam das Geburtsfest des Oberbürgermeisters von F. Der Oberbürgermeister war ein höchst beliebter, überaus populärer Mann — jetzt hatte ich's.

Am Vorabend des Festes machte ich in meiner Wohnung eine acht Meter lange Fahne mit den Stadtfarben

von F. und nähte in großen Papiergoldbuchstaben die Worte daran: „Hoch der Oberbürgermeister!“ Diese Fahne muß auf die Spitze des Domturmes kommen, und zwar während der Nacht. Nun war die Besteigung des Turmes während der Nacht freilich nicht gestattet, ja es war vom Beginn der Pyramide bis zur Spitze nicht einmal eine Treppe. Zudem dürfte der Türmer nichts gewahren, da er sonst alles vereitelt hätte. Nun gut, dafür ist man Turmdecker. Vor Mitternacht ist's nichts, da gibt es noch zu viele Leute, die über den Domplatz gehen. Um zwölf Uhr aber fährt der bestellte Wagen an. Ich bin grau gekleidet, damit man mich in den Steinen nicht so leicht sehe, denn es scheint der Mond. Die Fahne rolle ich um den Stab und schnalle sie mir an die Hüften. Einen langen Strick binde ich mir über die Achsel und einen Eisenhaken. Ein Fläschchen Rotwein stecke ich in den Sack. Sonst brauche ich nichts. So fahre ich auf den Domplatz. An der Ecke der Kirche steht ein Wachmann, ich fahre bloß noch um den Sockel des Turmes, steige aus und lasse den Wagen davongehen. Zur Hauptsache habe ich mir den Weg schon Tags zuvor zurechtgeschaut. Der Blitzableiter ist auch eine Leiter, obzwar keine weibliche, das macht nichts. Es klettert sich, freilich zuweilen unter Beihilfe des Strickes, ganz gut am Eisen empor, wenn's feucht und rostig ist. An den Querstangen kann man haltmachen und feststehen. Man rastet nirgends so gut, als an den Querstangen der Blitzableiter auf Domtürmen. Wird das Klettern an den Eisenstangen empor zu langweilig, so kann man es mit der Quadermauer angehen, sie hat Fugen, Spalten und scharfe Ecken, wovon man unten nichts sieht. Ich bin schon ungefähr beim Gesimse des Kirchendaches, als ich wahrnehme, daß unten auf dem Platze Fußgeher stehenbleiben und zu mir heraufschauen.

Ich habe zuviel Geräusch erzeugt und muß eine Pause machen. Als die Leute endlich vorüber sind, wandere ich weiter. Nun kommt aber eine etwas beschwerliche Stelle. Der Turm springt gerade über mir in einem Erker hervor und der Blitzableiter biegt sich unter demselben nach außen, aber so nahe an den Steinen, daß ich wie eine Fliege an der Stubendecke hätte klettern müssen, wenn ich nicht lieber umgekehrt wäre und meinen Weg zwischen zwei steinernen Ungeheuern einer Mulde empor über ein wahres Staub- und Sandmeer genommen hätte. Damit hatte ich den Vorteil, daß mir der Mond auf die Route schien, während der Blitzableiteraufstieg größtenteils im Schatten lag. Ich war schon über dem Kirchendache und hatte bereits die mondbeschienenen Gebirge aller Hausdächer unter mir. In einer Mauerspalte schreckte ich Fledermäuse oder dergleichen auf, die eine Weile um das Gewände gausterten. Es kam nun ein glattes, hohes Aufspringen von Pfeilern; wie eine Katze klammerte ich mich in die Fugen, die Finger hielten fest, aber die Stiefelspitzen waren zu plump, um einzugreifen. Ich schwang mich auf einen Löwenkopf, der die Gieß ableitet, und zog das Schuhwerk aus, das ich dem Untier in den Rachen steckte. Das Wasser wird mir die Stiefel schon hinabbringen. Nun ging es wieder ein Viertelstündchen ganz bequem vorwärts, nur daß mich die Fahnenstange bisweilen ein wenig inkommodierte, weil ich mit ihr links und rechts anstieß, so daß ich sie mir einmal senkrecht an den Rücken binden mußte.

Um rascher in die Höhe zu kommen, mußte ich mich endlich doch wieder an den Blitzableiter machen, der aber stellenweise so weit vom Mauerwerk abstand und so spärlich mit Querstangen befestigt war, daß gerade diese Strecke zu den ermüdendsten gehörte.

Endlich gelangte ich zu einer Fensterscharte, in welcher ich bequem ausruhen konnte. Bisher hatte ich nicht länger als eine Stunde und vier Minuten gebraucht. Das schien mir noch nicht an der Zeit, den Imbiß zu nehmen, besonders, wenn ich an den großen Marsch dachte, den ich noch vor mir hatte.

Rüstig klimme ich in einem Ruck an drei bis vier Klafter weiter, als ich plötzlich hart neben mir den Ruf höre: „Wer da?!" Ich war am Fenster des Turmwächters; rasch schwang ich mich darüber empor und antwortete nur: „Ich, der Turmdecker Bernhard bin's, nichts weiter. Ich will mal bloß bis zur Spitze hinauf und dem Oberbürgermeister zu Ehren eine Fahne ausstecken, weil ich den Mann schon gar zu lieb habe."

Der Wächter rief, ich sollte umkehren und bedrohte mich sogar — womit, das weiß ich nicht, weil ich ihm mittlerweile schon aus der Gehörweite war. Jetzt hub im Turm ein schmetterndes Gerassel an und die Glocke schlug halb zwei Uhr. Ich stemmte mich an die Zeigerachse des Zifferblattes, nahm meine schwarze Haube vom Kopfe und band sie an die Spitze des Stundenzeigers, damit die Leute sehen sollten, ich wäre auch dagewesen. Das war der Übermut, wofür ich später eigentlich ganz mit Recht vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt worden bin. Es steht nun zwar nicht im bürgerlichen Gesetzbuch, daß man seine Haube nicht an die Zeiger der Turmuhren binden dürfe, aber die Racker haben den Paragraphen wegen mutwilliger Gefährdung fremden Eigentums auf mich gehetzt.

Nun endlich bin ich bei der obersten Zackenkrone; ich steige über die Quaderreifen empor und sehe nun vor lauter Zinnen und Türmchen, die um mich sind, nicht mehr in die Tiefe. Hier kann ich mich niederlassen und Wein trinken.

Im Osten zeigen sich schon ein paar lichte Streifen des Morgens. Im ferneren Umkreise der Stadt sehe ich die Lichter der Straßenlaternen und den Schein der Fabrikschlote. Dort und da erwacht der Lärm eines fahrenden Wagens.

Nun voran den letzten Ruck! An einer der Rippen der Pyramide stieg ich behaglich weiter und nach weiteren zwanzig Minuten war ich an der Rose. Das war nun aber das schlimmste Stück. Unter der Rose könnte bei Regen eine große Familie samt Dienerschaft bequem Dach finden. Es galt nun, meinen Strick über die Rose hinauf an einen scharfen Vorsprung zu werfen, was erst nach einer Weile gelang. Ich faßte den Strick und wurde fürs erste wie ein Pendel hinaus in die Lüfte geschnellt. Bald jedoch war ich hinaufgeklettert und stand auf der Rose. Nun noch ein paar Klafter den Hals hinan zum goldenen Knauf; an demselben mußte ich das zweitemal den Strick zu Hilfe nehmen, bis ich oben stand. Die Luft war ruhig, aber mich deuchte, als schwanke der Turm mit mir wie ein Baum. Da merkte ich wohl, ich müsse wir eine größere Rast gönnen. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Turmkreuz und hielt die Hand vor das Auge. Tief unten auf dem Domplatze hörte ich Gesurre und sah nun, daß sich viele Leute angesammelt hatten, die zu mir heraufschauten. Von einem vierten Stock aus wurde mir durch ein Sprachrohr zugerufen, ich solle aushalten, es käme Rettungsmannschaft mit dem Sprungtuche. Da stieg ich rasch das Kreuz hinan, am zweiten Querbalken klammerte ich mich ein, wickelte die Fahne los und band sie an Kreuz und Turmspitze fest. Ein leichter Wind ließ die Flagge in die Luft hinauswirbeln und das Morgenrot beleuchtete sie. — Auf demselben Weg, den ich gekommen, trat ich den Abstieg an. Zwei Punkte aus-

genommen, wo ich wieder zum Seile meine Zuflucht nehmen mußte, ging es ungleich müheloser und rascher als beim Aufstieg. Um drei Uhr sieben Minuten bin ich auf das Pflaster des Domplatzes gesprungen, mitten hinein in ein Jubelgeschrei von vielen hundert Menschen, wovon mich einige umarmten und mir auf die Zehen traten. Mein erster Blick war hinauf zur Spitze, wo das helle Fähnlein lustig flatterte. Viele blickten mit Operngucker hinauf und riefen: „Hoch der Oberbürgermeister!“ und umjubelten mich immer von neuem. Besonders feierlich aber nahmen mich zwei Wachmänner in Empfang, welche mich sofort in eine Kanzlei führten. Dort ging's ernsthaft her, ich mußte meinen Namen, mein Alter und Gewerbe und was weiß ich sonst alles angeben und auch eingestehen, weshalb ich die Fahne, und zwar auf so ungewöhnlichem Wege, auf den Turm getragen hätte.

„Ach Gott!“ sage ich, „es ist weiter nichts. Ich habe eben unseren Herrn Oberbürgermeister viel zu gern.“ Darauf lachen sie und lassen mich frei. Wie ich vor das Haustor trete, umringt mich schon wieder ein Menschenschwarm. Wie ich bin — barfuß und barhaupt — heben sie mich in einen Wagen und führen mich mit Hurrageschrei durch die Stadt.

„Das ist schön,“ sage ich, „aber ein Frühstück wäre mir lieber.“

Versteht sich, das erste Hotel war zur Ehre erlesen, den „Turmhelden“, von welchem wie im Nu die ganze Stadt wußte, zu bewirten.

Und so begann dieser Tag als der erste einer Reihe von Freuden- und Festtagen, die mir nun geworden waren. Ich kam aus dem Taumel gar nicht heraus, und heute, wenn ich daran denke, sehe ich wie durch verschwommene Augen zwei trabende Pferde vor mir, manchmal sogar vier,

die mich in eleganter Kalesche führen, sehe eine Menschenmenge, die mir mit lautem Hurra die Hüte und Taschentücher zufächelt. Sehe gedeckte Tafeln mit Silbergeschirr und Champagner; sehe Zeitungen, Flugblätter mit meinem Bildnis und der Beschreibung der „Heldentat", wie sie's hießen; in allen Gassen und Straßenecken ist mein Bild ausgestellt, es gibt „Bernhardhauben", „Bernhardfahnen", „Bernhardoperngucker"; und „Bernhardstiefel" nennen sie es, wenn einer in puren Strümpfen geht. Auch höre ich überall Musik, fühle heftige Händedrücke, ja sogar Küsse auf Mund und Wangen — und über allem das Fähnlein auf dem Turme.

Nun kommen Besitzer von Unterhaltungslokalen zu mir, bieten mir Geld, wenn ich mich von ihren Gästen anschauen lasse; ja einer will, daß ich mit ihm von Stadt zu Stadt ziehe, er wolle mich, den „wackeren, hochgemuten Turmhelden", sehen lassen und bot mir Summen an, so hohe, daß ich erschrak. „Greif zu!" sagten meine Freunde, „jetzt wirst ein reicher Mann! Nutze aus dein Glück, brauchst dein Lebtag nicht mehr zu arbeiten!"

Ich schwamm in einem Meer von Seligkeit. Ja, dachte ich, das ist freilich noch besser als ein städtischer Dom-Turm-Dachdecker zu sein! Wer hätte gedacht, daß etwas, so ich hundertmal getan habe und in Fleiß und Arbeit nichts getragen hat, jetzt, weil ich's heimlich und unrechtmäßigerweise vollbracht, mich zum berühmten, reichen Mann macht! Damals, als ich einem vom Turm gefallenen und am Wandvorsprunge hängengebliebenen Arbeiter mit eigener Gefahr das Leben gerettet, damals hat sich kein Mensch um mich gekümmert, heute, wenn ich mich anschauen lasse, fliegt mir das Geld scheffelweise in den Schoß. Mir kann's recht sein, ich bin entschlossen, das Glück beim Schopf zu fassen.

Schon will ich die Verträge unterschreiben, die mir ein lustiges und sorgenfreies Leben eröffnen sollen, als ein Bote vorspricht, sich versichert, daß ich der Turmheld Bernhard bin und mir einen Brief vom Oberbürgermeister überreicht. Mit zitternden Händen erbreche ich ihn, jetzt wird wohl erst die Hauptsache kommen, denke ich, und habe mich auch nicht geirrt.

Der Oberbürgermeister schreibt und hier ist der Brief:

„An Seine Wohlgeboren

den Herrn Josef Bernhard

bürgerlichen Turmdecker

derzeit in F.

Lieber Herr Bernhard!

Indem ich für Ihre mir dagebrachte, höchst originelle und gewiß wohlgemeinte Ovation bestens danke, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung anzubieten, der meiner Achtung für Sie entspringt und den nicht mißverstehen zu wollen ich Sie aufrichtig bitte.

So sehr mich der Geburtstagsgruß, den Sie mir von so hoher Warte zuwinken, wie auch das schöne Zeugnis Ihres persönlichen Mutes erfreut haben, so kann ich doch der Sorge nicht Herr werden, daß eben diese Ihre mutige Tat Veranlassung für Sie werden könnte, einen neuen Weg einzuschlagen, der wohl viel gefährlicher als jener auf die Turmspitze unseres Domes zu werden droht. Ich höre, daß man Sie durch Geld und Versprechungen aus Ihrem ehrlichen Gewerbe heraus auf die Bahnen eines Abenteurers locken will; ich möchte nicht, daß meine Person dazu die Veranlassung werde und rate Ihnen in freund-

schaftlicher Weise, Ihrer bürgerlichen Arbeit treu zu bleiben, welche allein die dauerhaften Vorteile und wahren Ehren bringen kann. Wollen Sie stets als Ihren Freund betrachten Ihren

Dr. M. Standert,
Oberbürgermeister zu F."

Mißmutig schleuderte ich den Brief von mir. Natürlich, mit dem Glücke kommen auch die Neider. Ich sehe nichts Unehrenhaftes darin, wenn sich einer als nachahmenswertes Beispiel von Mannesmut dem Volke zeigt und wenn das Volk den Mann aus freiem Antrieb honoriert.

Schon am nächsten Abend war ich im „Paradiese", wie das Vergnügungslokal der Vorstadt heißt. Als ich, begleitet von meinem Impresario, durch das Hinterpförtchen schlüpfe, steht an die Mauer gekauert ein mir bekanntes Mädchen. Das wirft mir einen Blick zu, der mich fast aus der Fassung bringt. Aber ich bin Schmied meines Glückes und denke, mit allen bisherigen Verhältnissen muß jetzt gebrochen werden. Weinend wendet sie sich abseits, ich trete in das Haus. Der Saal ist überfüllt, und welcher Art das Publikum, das habe sogar ich einfältiger Dachdecker auf den ersten Blick durch eine Bretterspalte erkannt. Als erste Nummer erschien eine Gruppe von „Volkssängern", die es mit ihren gut gesalzenen Liedern dem Publikum zu Danke machte. Hierauf kam eine üppige Seiltänzerin, die das, was das Lied vorhin nur schelmisch angedeutet, zur klaren Darstellung brachte. Die Zuschauer johlten und stöhnten vor Vergnügen; ich hatte — aufrichtig gestanden — ein so freches Weibsbild bisher noch nicht gesehen. Plötzlich, als sie ihre „Künste" gezeigt, eilte sie unter Zurücklassung des allergrößten Teiles ihrer Garderobe hinter die Kulissen,

packte mich am Arm und wollte mich vor das Publikum zerren. Jetzt gehen mir die Augen auf: Nixnutz! Du bist in den falschen Zug gestiegen! — „Schöne Dame," sage ich, „noch gehören wir beide nicht zusammen!" nehme Hut und Stock und verlasse das Lokal. Da stehe ich lieber bei Nacht und Sturm auf der Turmspitze des Domes, als auf solchem Podium da drinnen.

Von dieser Stunde an habe ich mich in der Stadt nicht mehr blicken lassen. Die Fahne war vom Turme amtlich entfernt worden; ich ging jetzt wieder meinen Arbeiten nach, die sich freilich nun so sehr mehrten, daß ich eine Anzahl Gehilfen nehmen mußte. Der Bürgermeister selbst kümmerte sich um meine Firma und griff mehrmals, wenn ich in meiner unpraktischen Weise etwas Verkehrtes zu tun im Begriffe stand, regelnd und fördernd ein. Nun heiratete ich meinen Schatz, das war selbiges Mädchen, welches am Pförtlein des „Paradieses" stand, an jenem Abend. Nun waren wir beide darin, aber in einem anderen, als jenes mit den Bänkelsängern gewesen. Ein halbes Jahr nach unserer Trauung fragte mich der Oberbürgermeister, ob die Flitterwochen schon vorüber wären. In diesem Falle wäre er so frei, meine Person auf vierundzwanzig Stunden in Beschlag zu nehmen. „Es ist," fuhr er fort, „etwas Hohes um den Mut eines Mannes, es ist mir durch die Huldigung an jenem Tage etwas sehr Schönes geschehen; aber Sie, mein lieber Meister Bernhard, haben sich durch die eigenmächtige und unerlaubte Erkletterung des Turmes einer Übertretung schuldig gemacht, die bestraft werden muß. Ich erinnere, daß Sie verurteilt sind zu vierundzwanzig Stunden Arrest."

Ambrosius Fingerlang.

Als man schrieb das Jahr Eintausendachthundertachtundvierzig, da war viel Unruh auf Erden. Den Unfrieden jenes Jahres segnen selbst Freunde der Ordnung und des Friedens; es ist durch keine Revolution größeres errungen worden, als in jener Zeit. Manche Erhebung legte sich zu früh, manche artete in Ungeheuerlichkeiten aus und erreichte nichts. Der Sieg des Jahres 1848 ist die Grundfeste der neuen Kultur geworden.

Wie aber jedes Ideal seine Fanatiker und Demagogen hat, so auch die Bewegung von Achtundvierzig, aber die Sache war so groß, daß sie nicht einmal von ihren eigenen Fanatikern und Demagogen, diesen Henkersknechten großer Ideen, zugrunde gerichtet werden konnte. An der roten Rose der Revolution fanden sich auch Blattläuse, und manche dunkle Existenz hub im Glanze des Morgenrots an, wunderlich zu leuchten.

Wie seltsam hat die Revolution in den Bergwäldern der Alpen widerhallt! Auch in die entlegensten Dörfer war eine Unruhe und ein Aufruhr gekommen, nicht erst durch Zeitungen oder Kanzelreden dorthin verpflanzt; wie ein Gewitter, das in der Luft liegt, zog es heran und legte sich in die Glieder und Nerven der Menschen. Man redete von einem großen, unerhört blutigen Krieg, der da käme, vom Antichrist und davon, daß die hohen Herren nun bald auf

den Bäumen wachsen würden. „Zu Wien tuen sie sogar auf den Straßenlaternen sein," wußte man. Alles, was Soldat war, mußte fort, es fungierte der Amtmann nicht mehr regelmäßig, der Pfarrer auf der Kanzel vergaß seines Evangeliums und predigte von Kaiser und Papst und dem Zeitgeist, der das Reich Christi zerstören wolle. Flugschriften allerart flatterten herum, die Priester eiferten dagegen, solange bis jeder Schriftkundige sie las und den anderen ausdeutete, wie er sie verstand oder mißverstand. Kein Büttel hat die aufrührerischen Schriften weggenommen. Die Bauernknechte gingen vom Felde weg ins Wirtshaus und besprachen sich über das, was nun kommen würde und wie sie sich dabei verhalten wollten. Der sonst feste Sinn des Landvolkes wurde schwankend, auf einmal war alles Alte, Bestehende verhaßt, besonders bei den Besitzlosen, sie wollten Veränderungen, und wären solche welcher Art immer, und wenn einer gekommen wäre und gesagt hätte: Von nun an müßten die Menschen auf dem Kopfe stehen und die Beine gegen Himmel recken, so wäre es auch gebilligt und versucht worden. Nur sehr wenige bewahrten ihre Besonnenheit, verloren sie aber, als sie vom eisernen Rosse hörten, das Feuer schnaube und die undenklichsten Lasten dahinschleppe. Und sie verloren die Besonnenheit, als vom Flachlande her über die Berge die dumpfen Kanonenschläge murrten und als sie vernahmen, daß in den Städten alles Volk, selbst die jungen Leute in den Schulen, zu den Messern griffen und gegen die Obrigkeit losgingen! Sie entsetzten sich einerseits über solche Ungeheuerlichkeiten und anderseits kam in sie selber die Lust, mitzutun.

„Sie wollen die Welt ändern!" hieß es anfangs, bald darauf: „Wir wollen die Welt ändern!" — „Rollen wir," rief ein alter Hausierer, der schon auf den Krücken ging,

„rollen wir die Weltkugel einmal über, daß wir unteren obenauf kommen!“

In der Waldgemeinde — in der ich zu jener Zeit meiner Kindheit lebte — war der Heidenbauer fast der einzige, der sich ein selbständiges Urteil bewahrte. Ein kleiner Mann mit rundem freundlichen Gesichte, der immer, Winter und Sommer, Werktags und Feiertags, jahraus, jahrein seine ledernen Kniehosen trug und sein kurzes Pfeifel rauchte, selbst als schon die „zeugenen Pantalons“ und die Zigarren aufgekommen waren, der fest wie ein Fels an seinen Bergen und an alter Sitte hing. Selbst dieser sprach: „Alles ändern, das wird nicht not sein; aber wenn sie die Robot abbringen und bei den Bauern das Grundrecht einführen, und daß man eine redliche Meinung laut sagen darf, so wird das nicht schaden.“

Um ein geringes kampflustiger war der schlanke, hagere, nackenkrumme Gregelstam. Das war ein Großbauer, er besaß eine Almweide, auf die er im Sommer gegen Entgelt fremdes Vieh nahm.

Nun hatte der Pfarrer begehrt, daß er sein Vieh unentgeltlich auf des Bauers Alm treiben dürfe, was ihm der Gregelstam ausschlug: „Der Herr hat ja seinen Zehent, was will er denn noch?“ Der Pfarrer trieb also sein Vieh in die Halde des Schöger im Schlag, wo er zwar auch einiges Entgelt leisten mußte. Trotzdem verkündete er es eines Tages von der Kanzel, die Leute möchten ihre Herden nicht mehr auf die magere Alm des reichen Gregelstam führen, sondern lieber in die fette Halde des armen Schöger im Schlag. — Darüber war freilich der Gregelstam empört, denn er wollte nicht allein reich sein, sondern auch noch den Almzins einnehmen und keine feindseligen Kanzelreden gegen sich hören.

Als der Pfarrer hierauf in demselben Jahre um den Zehent schickte, wurde der Bote mit dem leeren Korb davongejagt und der Gregelstam rief ihm nach: Wenn es dem Pfarrer so nicht recht sei, so solle er selber kommen und sich seine Tracht holen!

Der Pfarrer kam aber nicht, sondern predigte an Sonn- und Feiertagen — obzwar nur wenige Zuhörer, und gerade die unschuldigsten da waren — von der Verfolgung der Kirche. So sind auch die sonst Vernünftigen in jenen Tagen verwirrt worden.

Zur selben Zeit lebte in der Gemeinde auch ein Mann namens Ambrosius Fingerlang. Er war nicht im Gau gebürtig, aber wohlbekannt, gehörte jedoch mehr zu den Herren als zu den Bauern, denn er trug zumeist ein kohlschwarzes Tuchgewand und an Sonntagen einen Buttenhut. Der Ambrosius Fingerlang war ein sehr vielseitiger Mensch; eine Weile war er Mauteinnehmer zu Bruck gewesen, dann ist er Graf Stubenbergischer Amtsbote geworden. Später war er Kohlenmesser in einem Eisenhammer in Mürzzuschlag und als im Frühjahr Achtundvierzig die Grazer Studenten nach Wien zogen, um sich dort der Erhebung anzuschließen, ging er mit ihnen.

Im nächstfolgenden Herbst tauchte der Ambrosius Fingerlang plötzlich in unseren Bergen wieder auf und nahm sein Standquartier beim Jägerwirt am Alpsteig. Er war kaum zu erkennen. Er trug ein graues, grün verbrämtes Gewand von steirischem Zuschnitt, er trug einen breitkrämpigen Hut mit buntfarbigem Bande, das flott auf die Achsel niederflatterte und als Zeichen der Revolution galt, und er trug einen langen Vollbart, der ins Graue stach und ein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Wenn beim Jägerwirt Gäste beisammen waren, so hielt er Reden, und weil die

Kunde davon bald in der Gegend umging, so kamen immer wieder Leute zusammen, die den Fingerlang predigen hören wollten. Eine Predigt im Wirtshaus ist an und für sich etwas anderes, als eine in der Kirche, und schon gar, wenn sie lehrt: man solle keck zugreifen, wo es was Gutes gibt auf der Welt, anstatt, wie die in der Kirche will: sich zu bescheiden.

Eines Tages — an einem hellen Werktag — war die Wirtsstube voller Bauern. Der Ambrosius Fingerlang saß am vorderen Tisch, schaute ernst vor sich hin und trank sein Glas Wasser aus.

„O je!" munkelte einer dem anderen zu, „das wird nichts, der gehört zum Mäßigkeitsverein!"

„Erst seit gestern," sagte der Jägerwirt leise, „seit ich ihn nicht mehr auf die Tafel schreiben mag."

Plötzlich stand der Fingerlang auf, warf einen glühenden Blick auf die Versammlung, schlug die Faust auf den Tisch, da wurde es still. — „Er hebt an!" flüsterten sie sich zu und spitzten ihre Ohren.

Und er hub an.

„Männer und Bürger!" so hub er an.

„Bravo!" rief ein zerlumpter Kohlenbrenner; der hatte einige Zeit früher drüben im Mürztal auf der Gasse eine Rede gehört, bei der die Zuhörer fortwährend Bravo geschrien wie auf dem Jahrmarkt vor Seiltänzern. Und weil er meinte, es gehöre auch zur Revolution, so machte er es nach.

Geringschätzig ging der Fingerlang über das Bravo hinweg und fuhr fort:

„Die finstere Nacht ist vorüber. Ein neues Morgenrot ist angebrochen, meine Herren! Die Fesseln jahrhundertlanger Knechtschaft sind zersprengt. Unser neues Gesetz heißt

Freiheit! Unser neuer Glauben heißt Freiheit! Unser Ziel und Ende ist Freiheit! Wohl gibt es noch Eulen, die im Morgenrote flattern. Nieder mit ihnen!"

„Bravo!" rief der Kohlenbrenner, andere riefen es nach, wußten aber nicht genau, warum.

„Wohl gibt es noch Finsterlinge," fuhr der Redner fort, „die mit ihren schwarzen Mänteln die Sonne verdecken wollen, damit sie im Dunkeln ihr Unwesen weiter treiben können. Wohl gibt es noch Römlinge, welche die gläubigen Schäflein mit dem Hinweis auf den Himmel betören, damit die gläubigen Schäflein um so besser still halten und sich scheren lassen sollen."

„Bravo!" rief der Gregelstam.

Der Redner fuhr mit gesteigerter Stimme fort: „Mancher brave Mann wird übervorteilt, kein Mittel ist den Pfaffen zu schlecht, die Kanzel mißbrauchen sie, um irdisches Gut zu gewinnen, sogar die grünen Weiden auf der Alm sind nicht mehr sicher vor der Habsucht dieser Herren!"

„Bravo!" sagten mehrere, der Gregelstam schwieg, seine Äuglein leuchteten voller Befriedigung.

Der Fingerlang griff nach seinem Glase, als er aber sah, daß nur Wasser darin war, zog er seine Hand wieder zurück, schlug das umflorte Auge auf und fuhr fort:

„Männer und Bürger! Das Blatt hat sich gewendet. Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Auf Gott im Himmel warten, daß er uns räche? Lächerlich! wer kann's denn beweisen, daß es einen Gott gibt? Nein, wir dürfen uns solche Eingriffe in unsere heiligsten Menschenrechte nicht mehr gefallen lassen. Wir müssen sühnen, was man unseren Vorfahren angetan hat. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist unsere Fahne. Es gibt keinen Armen mehr, so lange

in den Schatzkammern der Fürsten, an den Altären Gold und Silber ist! Es gibt keinen Hungrigen und Durstigen mehr, so lange Küchen und Keller voll sind. Der edle Bürger weigert sich nicht, mit dem Bruder zu teilen. Der Zwingherr weigert sich, nieder mit ihm! Der Pfaffe weigert sich, nieder mit ihm! Das Morgenrot wollen sie nicht, die Eulen, wohlan, die Welt soll mit brennenden Schlössern und Pfarrhöfen erhellt werden! In den Krieg haben sie uns oft gehetzt mit Messern und Pulver, um mit unserem Blut ihr Wohlleben zu schützen, auf, ihr Männer! gegen sie selbst sollen diese Messer —"

„Still bist, Racker!" schrie jetzt der Gregelstam, sprang von seinem Sitz empor und reckte sein kleines borstiges Haupt voran gegen den Redner. Dieser hatte mit seiner Stimme erschrocken aufgezuckt.

„So weit, denke ich, sind wir noch nicht," sagte der Gregelstam mit seiner dünnen schneidenden Stimme, „daß wir unseren Pfarrhof anzünden, oder noch Schlimmeres. Ihr wißt es, Leute, ich — der Gregelstam — habe keine Ursache, für unseren Pfarrer ein gutes Wort einzulegen, aber das muß ich sagen: er hat seine Fehler und er hat auch seine guten Seiten. Er hat das Schnapstrinken abgebracht in der Gemeinde, er steht in der Nacht auf zu den Kranken, er hat für den abgebrannten Stegerhof Beihilf' gesammelt, daß er wieder hat können aufgebaut werden, und wie der gnädige Herr Baron uns das Schulhaus hat abreißen lassen wollen, weil ihm das Ausbessern zu viel gekostet, ist der Pfarrer auf unserer Seiten gewest. Es wird uns lieber sein, wenn wir einen anderen kriegen, aber so lang' wir den haben, werden wir auch wissen, was unsere Pflicht ist. Soll ihnen die weltliche Herrlichkeit genommen werden, mir ist's recht, ist ihre geistliche nachher um so größer, aber

durchs Gesetz soll's geschehen und nicht mit Gewalt. Gerecht muß man sein."

„So ist's!" stimmten viele bei, „so ist's, Gregelstam." Und der Heidenbauer sagte: „Wenn man recht haben will, muß man auch recht geben," worauf freilich ein Nachbar bemerkte, zuerst müsse man's haben, dann könne man es erst geben.

Der Ambrosius Fingerlang hatte sich niedergesetzt in seinen Tischwinkel, strich mit der Hand den Bart und schüttelte das Haupt. Wo war der erhoffte Effekt?

Einer der Bauern kam mit dem Mostglas zu ihm und sagte: „Soll sich der Herr jetzt einmal die Gurgel netzen, bei dem Schreien wird sie trocken, und nachher noch eine Rede halten, nicht gegen die Geistlichkeit, aber auf die Bauernschinder. Ich zahl' eine Halbe."

Nicht blöde, griff der Fingerlang nach dem Glase, dann stand er neuerdings auf und die Bauern waren begierig, was jetzt kommen würde.

„Ich bin unterbrochen worden," sagte der Redner, „und ich stehe nicht an, mit männlichem Freimute zu wiederholen: Nieder mit den Bauernschindern! Es fällt mit selbstverständlich nicht ein, gegen den hochgeachteten Herrn Pfarrer dieser Gemeinde aufzutreten. Unversöhnliche Fehde aber den Zwingherren in den Palästen, die sich mästen mit dem Schweiße des Arbeiters. Wer hat das Land gereutet? Die Herren? Nein, die Bauern! Wem gehört es? — Wer hat die Schlösser gebaut? Die Herren? Nein, die Bauern im Schweiße ihres Angesichts! Wem gehören sie also? Liebe Freunde! Begnügt euch nicht mit Aufhebung der Robot, mit Grundablösung und was man euch sonst vormacht — ihr habt nichts abzulösen. Die Welt gehört euch, gehört uns. Räumen wir auf mit den Tyrannen. Morsch sind die

Paläste, die Throne, das Volk ist ein Löwe, der nun erwacht ist und der Welt das saftigste Stück Fleisch aus dem Leibe reißt. Den Bauernschindern hat die letzte Stunde geschlagen. Nieder mit ihnen! — Ich habe gesprochen."

Er setzte sich und schaute auf den Mann hin, der ihm für einen Kreuzzug gegen die Bauernschinder eine „Halbe" zugesagt, mit den Augen fragend, ob er sie nicht redlich verdient hätte?

Die Halbe Most kam. Die Bauern murrten oder lachten, darunter war auch der Lehnhofer-Poldl, ein schwerfälliger, vieleckiger Bauer mit einem höchst einfältigen Gesichte. Nur an den zwinkernden Augen war es zu merken, daß man auf die Einfalt dieses Alten keine Häuser bauen dürfe. Der Lehnhofer-Poldl sagte zu seinem Nachbar: „Ich glaube, das ist ein Redenschuster, bei dem bestellt man, was man will."

„Dafür nimmt er mir's doch zu ernsthaft," meinte der Nachbar. „Er muß einen schauderhaften Haß haben auf die hohen Herren."

„Einen schauderhaften Hunger mag er haben," sagte der Poldl, „was gilt's, ich habe recht?"

Nach diesen Worten stand der Lehnhofer-Poldl mit vieler Eckigkeit auf, ging schwerfällig zum anderen Tisch, setzte sich mit vieler Eckigkeit zum Fingerlang und sagte: „Schön kann's der Herr, aber unsere Bauern kennt er nicht ganz gut. Unsere Bauern lassen nichts aufkommen gegen die Geistlichkeit und unsere Herren. Hingegen" — und das flüsterte er dem Bärtigen ins Ohr — „wollt' ich meinen, daß es eine feiste Portion Schöpsbraten setzt — so einen, wie dort der Heidenbauer eben ißt — wenn uns der Herr ein Ehrenwort auf die Obrigkeit tät' sagen."

„Warum denn nicht?" entgegnete der Fingerlang und strich seinen Bart. So rief der Poldl in die Stube hin:

„Gebt's Ruh', Manner, der Herr Fingerlang will noch was reden!"

An den Tischen legte sich das Gespräch, die Köpfe und Ohren wendeten sich dem Genannten zu. Dieser erhob sich langsam, aber nichtsdestoweniger selbstbewußt und hoheitsvoll.

„Ich kann diese würdige Versammlung," so begann er, „nicht verlassen, ohne meinen früheren Worten noch einige beizusetzen. Ich habe gesagt, nieder mit den Pfaffen! und ich habe gesagt: Nieder mit den Herren und Bauernschindern! Das halte ich aufrecht, denn ich widerspreche mich nie. Die wahren Priester jedoch, unser vielgeliebter Herr Pfarrer voran, unser edler Gutsherr, die hohe Obrigkeit überhaupt — sie leben hoch! Die Obrigkeit, meine lieben Freunde, ist von Gott eingesetzt, die Obrigkeit muß man ehren. Wer die Obrigkeit nicht ehrt, der ist ein Heide, sagt der heilige Apostel Paulus. Das ist es ja, was mich am meisten freut, daß der gesunde Sinn des Volkes, wie er auch in euch ist, sich durch die neuen Irrlehren nicht betören läßt, daß er treu zu seinen Vorgesetzten hält und jederzeit bereit ist, für Gott, Kaiser und Vaterland sein Gut und Blut zu opfern. Wackere Männer. Ich leere mein Glas zu Ehr' und Preis der Obrigkeit und auf eure Gesundheit!"

Er hielt das Glas mit langem Arm über den Tisch her, aber es stieß keiner mit ihm an, da trank er für sich allein. Und der Lehnhofer-Poldl bestellte für ihn die feiste Portion Schöpsbraten mit Erdäpfeln in Essig.

Während Herr Ambrosius Fingerlang diese Gottesgabe mit Andacht verzehrte, steckten die Bauern an den anderen Tischen ihre Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinungen aus über die gehaltenen Reden.

„Bei dem kenne ich mich nicht aus," sagte einer.

„Bei dem ist's leicht, sich auszukennen," entgegnete der

Poldl, „das ist ein angenehmer Mensch, der redet gern das, was man gern hört.“

Dann setzte er sich wieder zum Fingerlang, der, je länger er aß und trank, je gemütlicher wurde.

„O teurer Freund!“ rief der Fingerlang unter hochgerötetem Gesichte und schlug dem Poldl seine Hand auf die Achsel, „das ist der schönste Tag meines Lebens!“

„Hat er schon lange keinen Schöpsbraten mehr gegessen?“ fragte der Poldl.

„Nicht des Schöpsbratens wegen!“ begehrte der Fingerlang fast entrüstet auf. „Muß zwar gestehen, ich habe schon lange keinen mehr gegessen, allein ich kenne noch Höheres. Ich war immer ein ideal und großangelegter Mensch, und so ist mir der heute errungene Sieg unschätzbar.“

„Welcher Sieg?“ fragte der Lehnhofer-Poldl.

„Daß ich den Bauern eine politische Überzeugung beigebracht habe.“

„Er hat ja alle fünf Minuten eine andere gepredigt!“ lachte der Poldl.

„Das ist's ja eben,“ eiferte Herr Fingerlang, „daß ich jeden Standpunkt zu respektieren und zu vertreten weiß. Ja, das muß man können, mein Lieber! Nur nicht einseitig sein.“

Und er trank und schmunzelte vor sich hin und trank.

„Ein Pfeifel Tabak wollt' jetzt gut sein,“ sagte der Poldl.

„Mir sind die Zigarren ausgegangen,“ sprach der Herr schon ein wenig lallend und schielte auf die Pfeife des Bauers.

„Weil wir,“ sagte dieser, „heut' schon einmal beisammen sind, wie wir so jung und munter nicht leicht wieder zu-

sammenkommen, so soll uns der Herr noch einen Spaß machen."

„Alles, was ihr wollt!" rief jener und hieb die beiden Fäuste auf den Tisch.

„Ein wohlgestopftes Pfeifel Tabak, wenn uns der Herr noch eine Rede hält über den Herrn Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat." So der Poldl.

Sofort sprang der Genannte begeistert empor, hieb mit den Armen in die Luft hinein und kreischte: „Ich bitt' um Ruhe, meine Herren! Ich werde eine Rede halten auf den wohlgeborenen Herrn Ambrosius Fingerlang, der alle fingerlang eine andere Meinung hat."

Ein gellendes Gelächter und Beifallsgeschrei.

„Ja, meine Herren, das will ich!" fuhr der angetrunkene Geselle gluckſend und mit stolpernder Zunge fort. „Nichts auf der Welt ist so verächtlich und so lächerlich, als die Windmühlenhaftigkeit in der Gesinnung! Es gibt Gäuche, sage ich euch, welche um ein Mittagsmahl ihre Überzeugung verkaufen. Hundsgemeine Seelen, die sich auf politische Charaktere, auf Volksführer hinausspielen wollen. Volksverführer sind sie, eitle Gecken, Hungerleider und Lumpenkerle! Ein jeder Zigeuner glaubt sich heute zum Volksredner aufwerfen zu müssen. — Was wollt ihr, meine Herren! Ich bin so unparteiisch, unter Umständen mich selber hinauszuschmeißen. Hinaus mit dem Wichte! Hinaus mit ihm!"

Jetzt torkelte er von der Tischecke hinweg. Mit den Armen um sich werfend, als wollte er einen vor sich hertreiben, stolperte und fiel auf den Boden. Unter großem Gelächter faßten ihn ein paar Bauern — einer am Kopf, der andere an den Füßen — und trugen ihn hinaus in die Strohkammer.

Seit diesem Tage hießen sie den Ambrosius Fingerlang, wenn er sich manchmal in der Gegend zeigte, den Redenschuster, obzwar er nicht mehr Reden hielt, sondern seine tanzende Überzeugungstreue bloß in Handel und Wandel äußerte.

Als die Zeit der Ordnung wiedergekommen war, wurde er Tagschreiber eines Winkeladvokaten, später reiste er als Agent einer Versicherungsgesellschaft. In den sechziger Jahren will ihn jemand als Polizeiorgan in Graz entdeckt haben und ich fand ihn im Jahre 1870 in einer Krämerbude zu Mariazell. Er hatte einen langen weißen Bart und verkaufte Amulette und Rosenkränze.

Winlof, der Schöngeist.

Wenn jung Winlof Liebeszeichen von sich gab, wurde er von seinen Kollegen allemal ausgelacht. Als ob ein Gymnasiast, dem antike Sprachen schon alle Liebesaffären der alten Welt übermittelt haben, die Mädchen von Ramstadt nicht sollte hübsch und reizend finden dürfen! Allerdings kicherten auch diese liebenswürdigen Mädchen, wenn Winlof mit einer roten Rose im Knopfloch an ihren Fenstern vorbeischritt, wenn er ritterlich vor ihnen den Hut zog, oder gar einen schlecht verhaltenen Seufzer hören ließ. Daß er sie in den Formen des Horaz auch dichterisch verherrlichte, wußten sie nicht einmal.

Nun muß aber ein Junge, der solche Sachen treibt, ein hübscher Kerl sein, wenn er anstatt Kichern einen wohlgefälligen Blick ergattern, ein holdes Erröten auf Mädchenwangen erzielen will. Man kann ja nicht sagen, daß Winlof schlecht gewachsen war, er hatte einen breiten Brustkorb und die Schultern waren hübsch wagrecht hinausgebaut. Aber die Kopfhaltung war zu fortschrittlich, wie seine Kollegen schnöde spotteten, weil Nacken und Haupt immer nach vorne neigten. Auch sah dieser Kopf ein wenig igelhaft aus, weil die halbgeschnittenen Haare borstig nach allen Seiten hinwegstanden, was freilich wieder den Vorteil hatte, daß die allzukeck vorspringenden Ohren sich noch immerhin bescheidentlich unter den Schatten des Strupes bergen konnten.

Auf dem viereckigen Gesichte gab es nebst den unter starker Stirn tiefliegenden Augen, der stattlichen langen Nase und dem breitgebauten Mund noch allerhand Sachen, es gab Sommersprossen, Wärzlein und Narben, und die Kanten der breiten Oberzähne zeigten sich schartig, weil er gewohnt war, die Haselnüsse und Kastanien kurzweg aufzubeißen. Allerdings bekam er eine auf die Linke, derjenige, der über ihn den Spitznamen „Nußknacker" aufgebracht hatte. Eine kollegiale Ohrfeige vergeht in kurzer Zeit, wie schwer man aber einen Spottnamen wieder wegbringt, das weiß jeder, der irgend einmal „etwas geheißen" hat.

Winlof der Nußknacker hub nach sotanen Erfahrungen allmählich an, seine Zeitgenossen zu verachten und sich den Schätzen der Vorzeit zuzuwenden; er trug keine Rosen mehr, erteilte keine Ohrfeigen mehr, zog sich zurück und betrieb mit Eifer die Studien der Geschichte, der Sprachen, der Philosophie, der Literatur. Seine Körperhaltung wurde dabei nicht aufrechter, allein die Matura machte sich nicht mit Vorzug, sondern mit Auszeichnung und, glaube ich, einem Sternchen dran, womit die Professoren andeuten wollten, daß sie einen so außerordentlich veranlagten Schüler noch nicht gehabt hatten, und daß Winlof auf dem Gelehrtenhimmel ein Stern erster Größe werden würde. — Na, schön! dachte sich der Bursche, dann mögen die Gänse nur schnattern! — Ob er dabei die Gänse des Kapitols im Sinne hatte, oder die kichernden Mädchen von Ramstadt, das ist nicht ganz klarzustellen. Als Student hatte er sich anfangs allerdings ein paar Pappenheimer und eine langrohrige Porzellanpfeife mit der obligaten Schönen, und endlich einen großen Hund angeschafft. Der Spaß freute ihn aber nicht lang', und als er an den Backen die Schrammen hatte, glaubte er seiner Ehre nichts zu vergeben, wenn

er zu den Büchern zurückkehrte. Ein paarmal tat er auch im Karneval mit. Allein, wenn er auf den Patronessenbettel ausging, bekam er wohl sehr artige Refuse, aber kein Geld. Und wenn er auf dem Ball sich eine schöne Tänzerin spießen wollte, so war sie gewöhnlich leider schon engagiert, oder tanzte überhaupt nicht, obschon sie fünf Minuten darauf mit anderen flott durch den Saal flog. Nein, Winlof, ein solches Jungsein ist nicht lustig. Er wendete sich wieder seinen Alten zu. Zur Zeit des Doktordiploms war er in der Lage, ein umfangreiches Werk vorzulegen über die Literatur der Pharaonen. Die Arbeit war so gründlich angelegt und so geistestief in der Form, daß die Mumien der alten Pharaonen ordentlich wieder lebendig wurden.

Als Dozent an der Universität gewann Doktor Winlof bald Hörer, die sich über sein stets etwas klobiges Benehmen zwar lustig machten, doch ob seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit bald den größten Respekt bekamen. Vom Nußknacker war auch schon lange keine Rede mehr, seit aus seinem breiten und wulstigen Mund soviel Weisheit floß. Der Ruf des jungen, genialen Gelehrten drang nicht bloß bis zum Ministerium hinauf, das eine gute Professur für ihn wußte, sondern auch ins große Publikum hinaus, besonders, als er bei einem Zyklus öffentlicher Vorträge einen Abend übernahm und von den Minnesängern sprach. Wie ungeschickt er doch auftrat, wie unbeholfen er anfing zu sprechen, wie zusammengedrückt und vorgebeugt er dasaß und sein rauhes, viereckiges Gesicht hinter dem Buche verbarg, um die Leute nicht anschauen zu müssen und von ihnen nicht immer fixiert zu werden! Die Mehrzahl der Zuhörer, das waren natürlich Frauen, die denn doch auch einmal hören wollten, wie es die Minnesänger getrieben hatten. An Walter von der Vogelweide pries Winlof das

große Talent, das leider an unwürdigen Gegenstand vertrödelt worden sei. Bei Ulrich von Lichtenstein wurde der Vortragende witzig. Von den Klügsten wäre das keiner gewesen, der seiner Herzliebsten mit dem Ring gleich den ganzen Finger geschickt habe, denn wenn man einer Dame den Finger gebe, so wolle sie gleich die ganze Hand haben. Doch besser sei es immerhin noch, sich den Finger abhauen zu lassen und dem Weibe zu schicken, als ihm gleich das ganze Herz zu vermachen und den Kopf als Draufgabe dazu, so daß vom Manne schließlich nichts mehr übrigbleibe, als Frack und Zylinder. — Im Augenblick hatte er zwar die Verliebten gegen sich, aber die Lacher auf seiner Seite, auch die weiblichen. Sein Haupt richtete sich auf, als er von der Würdelosigkeit des Mannes sprach, des Weibes Knecht zu sein, sein Auge sprühte, um seinen Mund spielten allerhand Geister, über seine breitgewölbte Stirne zuckte wie flüchtiges Wetterleuchten eine leichte Röte hin. — Die Frauen fanden, daß es ein interessanter Mann war. Wenn sie einen Mann als „schön" bezeichnen, das geht ohne weiteres hin, aber wenn sie ihn „interessant" finden, das wird sofort bedenklich. — Er merkte es bei Zeiten und sagte sich, daß der Mann nie stillstehen dürfe, weil Stillstand Rückschritt sei. Pflicht alles Lebenden sei die Entwicklung.

Bei einer nächsten öffentlichen Vorlesung, die Doktor Winlof für die Studenten-Krankenkasse hielt, war der Saal überfüllt und zumeist von Frauen. Der Vortragende hatte früher einen Bartanflug gehabt, welcher sehr dünn aufsproßte, aber in die Länge ging. Der war jetzt kurz geschnitten und das borstige Haupthaar war größtenteils nach einer Richtung hin gebürstet. Als Thema hatte er sich Friedrich Schiller gewählt und im Gedenken an den früheren Erfolg würzte er den Stoff wieder mit einigen Pointen.

Schließlich setzte er sich auf das Gedicht von der Würde der Frauen, und als er den Vers zitierte, daß Frauen „lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen,“ da gewann die sonst rauhe Stimme einen solchen Schmelz, daß alles entzückt war und darin übereinkam, wie es ein wahrer Genuß sei, den Doktor Winlof sprechen zu hören.

Nun änderten sich mählich die Zeiten, und Schiller hatte wieder einmal recht mit dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht. Der junge, ruppige Gelehrte vertiefte sich zwar nach wie vor in seine klassischen Studien, doch öfter als sonst hob er sein Haupt, blickte um sich, oder gar zum Fenster hinaus. Er fühlte sich gestört. Es war schon geschehen, daß ihm von unbekannter Hand Blumensträuße zugeschickt wurden. Er hielt nichts auf Blumen, nur wer sie gesandt, hätte er mögen wissen. Weiber werden es gewesen sein — jedenfalls. Dummheiten. Sie wollten ihn ja doch nur zum Narren halten, das kennt man. Oder —. Da müßte man doch erst einmal —. Er hatte sich einen Wandspiegel angeschafft. Ganz ohne derlei ginge es schließlich wohl auch beim Manne nicht, hatte seine Zimmerfrau gesagt. Wenn's Eigennutz ist, dann betrügt sich die Alte. Er nimmt ihn ja doch mit, wenn er auszieht.

Haben sie nicht gesagt, schon in seiner Jugend, daß er so häßlich wäre? Da darf man sich was kosten lassen und der wahre Ästhetiker muß auch aus sich selbst ein Kunstwerk schaffen können. Indes, offen gesagt, er findet keinen Unterschied zwischen sich und anderen Männern, wenn er den Körper etwas strammer aufrichtet, die Haare bürstet, den Bart pflegt, der ja doch von Tag zu Tag stärker wird! Ein üppiger Vollbart verdeckt die Blatternarben am allerunauffälligsten, die Schrammen sollen allerdings frei bleiben.

Und der Schneider ist auch keine Fabel. Man muß sich doch mal auch für sein Ansehen was leisten. Die Straußspenderinnen werden sich schließlich auch noch aufzeigen. Was wählen wir denn nächstens? Ich denke Heine. Der ist den Damen immer interessant, da haben sie gleich zwei auf einmal.

Sein großes Werk über den Ursprung des Menschengeschlechtes auf Grund des Ursprachstammes — wozu? Es ist nichts, als ein Wühlen in Staub und Asche. Was nützt mich der Ruhm in Jahrhunderten, wenn ich tot bin! Da halte ich es lieber mit der Popularität, die das Leben ziert. Lassen wir den Ursprung der Menschheit schlafen. Schreiben wir einen graziösen Essay über Heinrich Heine, das bringt Beifall, bringt Ehre in der Presse, bringt wieder Blumensträuße, bringt — weiß Gott, was alles.

Und bei der nächsten Vorlesung, prost Mahlzeit! Ein erregtes Flüstern ging durch den Saal, als der Doktor — jetzt schon Professor — hinter dem Pulte hervortrat. Er war um einen Kopf größer als sonst. Stramm wie ein Oberleutnant trat er vor und verneigte sich flüchtig, gemessen. Im Knopfloch stak ein blaßrotes Röslein. Der Stehkragen mit der Seidenkrawatte schob gleichsam den Kopf frei in die Höhe. Der wohlgepflegte Backenbart, der in einen flotten Spitzbart zusammenlief, das halbkurz geschnittene, nachlässig über die Stirn gestrichene Haar gab dem blassen, durchgeistigten Gelehrtengesicht eine berückende Umrahmung. Ein Schnurrbärtchen milderte schön den starken Aufwurf der Lippen. Die Augengläser waren mit einem Nasenzwicker vertauscht worden, dessen schwarzes Seidenbändchen an der einen Wange senkrecht niederhing bis zur Brust. Die Hände waren bedeckt von taubengrauen Handschuhen, die nicht ohne Mühe abgezogen werden konnten,

als er nun mit nicht schlecht gespielter Nachlässigkeit sich an den Tisch setzte. Während er mit dem weißen Sacktuch seinen Zwicker rieb, flog sein scharfer, sieghafter Blick durch den Saal. Ach, es war ein so edler Stolz in ihm. Ich bin Professor Winlof, ihr gehört alle mir! Er sagte es zwar nicht, aber sie fühlten es so. Der Vortragende begann mit den Worten: „Du bist wie eine Blume!“ Nach dieser Huldigung des großen Frauenauditoriums hielt er frei und unbefangen eine kleine Plauderei über Heinrich Heine. Die Seite der Liebe kam nicht zu kurz, durchaus nicht, und manchmal war es so, daß den hochgeehrten Damen ein Prickeln ankam, bis in die Zehenspitzen hinab. Aller Augen hingen fest an dem Antlitze des Vorlesers und in mancher vertieften Zuhörerin flossen sie ganz ineinander, der Heine und der Winlof.

Nach Schluß des Vortrages war er umgeben von dem bekannten „reizenden Damenflor“.

„Ach, Professor, das war entzückend! Herrlich! Nur viel zu kurz! Man möchte bis Mitternacht zuhören! Tausend, tausend Dank! Hoffentlich doch recht bald wieder!“ Er stand schweigend zwischen ihnen, drehte seinen Schnurrbart und blickte auf die Bewunderinnen, die schlank und schmächtig, oder mit hohen wogenden Busen und glühenden Wangen ihn umschwärmten. Wie er also dastand, hatte er eigentlich bloß die Wahl. Er war Löwe, aber er verschonte alle und hatte schließlich nur einen kühlhöflichen Gruß.

Dann über die Freitreppe hinab eine zur andern: „Das war geradezu großartig, heute wieder! Es war einzig. Dieser Heine muß doch ein reizender Mensch gewesen sein. Und welch ein Vortrag! — Eigentlich ein interessanter Mann, der Professor! (Leise, aber nachdrücklich:) Und ein schöner Mann! — Nur etwas feinere Manieren, wenn —.

Ich bitte Sie, das gehört ja dazu bei den Gelehrten! Hat sich ohnehin wunderbar herausgemacht. Da hätten Sie ihn mal früher sehen sollen. Ich versichere, nicht wieder zu erkennen.

Professor Winlof fühlte allerdings immer noch das Manko, das einstweilen durch würdige Zurückhaltung verdeckt werden mußte. Er fragte sein Gewissen, was es wohl zu einem Tanzmeister sage. Wer einmal in der Gesellschaft lebt, der ist es sich schuldig. Dann — er stand vor dem Spiegel — dieser dumme Teint! Allemal im Frühsommer treten sie so stark hervor. Es muß ja Salben geben für so etwas. Ein leichter Puder. Auch der Bart ist stellenweise etwas fuchsig. Ferner — ein paar Tropfen aromatischen Mundwassers schaden nie.

Eine gescheite Frau hat einmal darauf hingewiesen, wo man den Mann am besten kennen lernt. „Seht euch bloß einmal seinen Waschtisch an, wie viele Tiegel und Fläschchen und Schächtelchen und Schälchen und Pinselchen und Bürstchen da vorhanden sind, und noch mancherlei Dinge, deren Gebrauch man nicht leicht erraten kann. Und nun schätzet.“ — Der Professor bedurfte täglich fünf Viertelstunden zu seiner Toilette. Hingegen kam er dann aus aus seinem Boudoir auch danach hervor. „Wie aus dem Schachterl.“ Die Stirn gepudert, die Wangen geschminkt, der Bart gefärbt und drei Schritte im Umkreis erfüllte der Wohlduft des Kölner Wassers die Luft. So kam er in die Salons, wo sein elegantes Benehmen schon als Muster weltmännischer Routine bewundert wurde. So trat er in den Vorlesesaal, fein und glatt wie ein Dandy aus dem Wachsfigurenkabinett. Die Studien über das verschimmelte Altertum hatte er längst aufgegeben, auch das Dozieren in den Hörsälen. Sein Feld waren die populären Vorlesungen

geworden. Er sprach über Literatur und Kunst, über die Jungdeutschen, über die Sezession. Bei Jubiläen und Erinnerungsfeierlichkeiten hielt er die Festreden. Bei Hochzeiten und Taufschmäusen sprach er die Toaste, er machte das alles so geistvoll akademisch, so vornehm liebenswürdig. In Ramstadt war kein Fest mehr vollständig, zu dem nicht Professor Winlof seine heitere Weihe gab.

Wo er sich öffentlich zeigen mochte, stets umschwärmte ihn ein Hof schöngeistiger Damen. Auch solche darunter, die es freimütig eingestanden, daß er anbetungswürdig sei. Bisweilen wurde er in offenem Wagen gesehen an Seite von Frauen, mehr als einmal hörte man von Verlobung. Näher zugesehen war's aber nichts. Eine ungarische Gräfin war vorhanden, eine Literaturenthusiastin, die auch selber die Leier zu führen wußte. Mit dieser Dame war er in Vorlesungen und Gesellschaften so oft ganz zufällig zusammengetroffen, bis er sie in Versen besang als die „Sappho der Neuzeit", oder als der neun Musen letzte, die noch leibhaftig unter den Sterblichen wandle. Bald darauf wurde die Verlobungsanzeige gedruckt. Doch noch bevor sie verschickt werden konnte, hatte die Gräfin gebrochen. So plötzlich und brutal, wie man es von einer holden Muse nicht hätte denken mögen. Ihre Begründung war: „Er färbt ab."

Nun erst offenbarte sich die Mannesgröße, die in ihm war. Er machte sich nichts daraus. Er las über Kunst und Dichter, er las eigene Poesien und flirtete. — Abfärben? Sind die Weiber denn so echtfärbig? Wenn man ihnen die Liebe erklärt, erröten sie, wenn man ihnen die Liebe kündet, erblassen sie. War er erblaßt, als ihm der ungarische Blaustrumpf den Ring zurückschickte. Gab es nicht genug der herrlichen Frauen, die eine schöne Seele verstanden und ein bißchen Karminrot auf der Wange gerne mitnahmen?

Besonders von einer ist zu erzählen. Sie hatte zwar das Unglück, als die Tochter eines Wirkwarenfabrikanten geboren zu werden, hingegen das Glück, das einzige Kind eines reichen Mannes zu sein. Sie war sehr schön, vorwiegend nach der inneren Seite hin, und da kann man ja umwenden. Sie hatte eine ästhetische Seele, sie war eine begeisterte Freundin alles Schönen und Erhabenen. Der Professor war Philosoph genug, um ob dieser idealen Vorzüge etwaige äußere Unvollkommenheiten zu übersehen — und sie zog ihn hinan.

Also hatte Professor Winlof gleich Faust die graue Theorie verlassen und sich auf einen Ast gesetzt an des Lebens goldenem Baum. Die Akademie der Wissenschaften hatte den Preis, den sie für das seit Jahren angekündigte, aber immer nicht erschienene Werk „über den Ursprung des Menschengeschlechts auf Grund des Ursprachstammes" schon halb und halb bestimmt, einem anderen Gelehrten zugewendet. Darob erklärte Winlof in einem musterhaften Distichon, daß es leicht sei, auf den Ruhm zu verzichten, wenn man die Liebe hat. übrigens, ob das kein Ruhm und kein Stolz war, wenn er gewissermaßen das öffentliche geistige Leben von Ramstadt repräsentierte! Wenn er sogar von Nachbarstädten geladen wurde, um dort seine „unübertrefflichen Vorträge" zu halten und wenn er in den Blättern der moderne Cicero genannt wurde und sogar einmal verglichen mit jenem antiken Feldherrn, der kam, sah und siegte!

Als trotz der zuverlässigsten Haartinktur seine Stirne infolge unermüdlicher Denkarbeit sich merklich erhöht hatte, vermählte er sich mit seiner begeisterten Freundin alles Schönen und Erhabenen. Die Trauungsanzeige wurde in achthundert Exemplaren ausgeschickt an alle Anhängerinnen des Gelehrten.

Nun begann aber Unerfreuliches einzutreten. Die Damen von Ramstadt waren nicht mehr so bildungsfroh, so literaturbeflissen, als sonst. Die populären Vorlesungen Professors Winlof zogen nicht mehr recht. Ob er nun über Griesebach las, oder über Sudermann, oder über Zola — der Saal blieb größtenteils leer. Der Professor hätte das wahrscheinlich recht tief empfunden, wenn er zur Zeit nicht von anderen Dingen abgezogen worden wäre. Sein Schwiegervater, der Wirkwarenfabrikant, war gestorben und hatte das ganze Geschäft der Tochter vererbt. Um jene Zeit tat Professor Winlof zu seinen Kollegen und auch in Vorlesungen die Bemerkung, daß ein ganzer Mensch sich für alles interessieren müsse. Die Wissenschaft, die Kunst, der Handel, wie das Gewerbe, sie seien Fäden eines einzigen Webstuhles und dieser Webstuhl sei die menschliche Kultur. Wenn er seine kleinen Vortragsreisen hielt, zeigte er dem Publikum unterwegs gern seine Wirkwaren vor, erklärte ihnen das ästhetische derselben und nutzte sie als Gleichnis vom großen Schicksalsgewebe des Lebens. Allmählich drangen die Wirkwaren von der Fabrik seiner Frau tiefer in seine Vorlesungen, er sprach über die Herstellung derselben, über ihre besonderen Vorzüge und wie sie mit allen ähnlichen Erzeugnissen die Konkurrenz siegreich bestehen müßten. Neugierigen Zuhörern gab er gern kleine Proben ab und den Preiskurant seiner Firma.

Seiner Person wendete er nicht ganz die Aufmerksamkeit zu, wie in früheren Zeiten, das Haar, das nicht mehr gefärbelt wurde, wies graue Fäden, die Wangen, die nicht mehr übertüncht wurden, zeigten feine Runzeln. Den reichhaltigen Toilettetisch hatte er seiner Frau abtreten müssen. Sein Nacken begann sich wieder nach vorwärts zu ducken zwischen den hohen breiten Schultern. Sein Mund begann

neuerdings zu gemahnen an die Familie der Nußknacker, und Leute jener Gattung, die gern in Bildern redet, wollten wissen, daß seine Ehegenossin ihm manche Nüsse aufzuknacken gab. Solange der Gemahl noch über alle Zähne verfügt, ist's nicht so schlimm, aber . . . übrigens, seine Stimme hatte noch den sonoren Klang wie früher. Und wenn er im Eisenbahnwagen, oder in Gasthäusern den zufälligen Nachbarn Vortrag über seine feinen und soliden Wirkwaren hielt, da horchten auch Leute der weiteren Umgebung auf und erwärmten sich für die Unterwämser, Magenbinden, Socken usw., die der Professor vor aller Augen ausbreitete. Neuerdings die Frauen zog er an mit seinen weiblichen Waren, den Schlafhäubchen, Nachtleibchen, Strümpfen, weißen, roten und blauen. — Ob sie Faden hielten? — Jawohl! — Ob sie echtfärbig wären? — O gewiß! — Ob er auch männliche Blaustrümpfe habe? — Aber ja! . . .

Ein Theatererfolg.

„Geehrter Herr Hendlbadschi!

Ihre Tragödie ‚Das Blutgericht‘ habe ich erhalten und sofort gelesen. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen mitteilen zu können, daß das Stück zur Aufführung angenommen ist. Die Première soll schon am 27. Februar stattfinden, und denke ich, daß Sie nach langem vergeblichen Bemühen auf diesem Felde die Genugtuung eines großen Erfolges haben werden. Ich, sowie meine brave Gesellschaft werden gewiß das Möglichste hierzu beitragen. Seien Sie für den genannten Tag höflichst eingeladen, sich der Direktionsloge zu bedienen. Gewiß wollen Sie auch Ihrem Fräulein Braut die Freude gönnen, Ihrem Ehrenabende beizuwohnen.

Ihr stets wohlgeneigter

Ringelbaum,

Theaterdirektor.“

So, das wäre auch gemacht. Direktor Ringelbaum schleudert die Feder hin, steht flink von seinem Drehstuhl auf und reibt sich die Hände.

— Ja, mein frecher Hendlbadschi! Du chronische Landplage aller Theaterdirektoren, nun wollen wir dich einmal kurieren. Dein „Blutgericht“ soll dir einen Erfolg bringen,

an den du dein Lebtag denken wirst. Und Fanny, die kleine, blonde Bestie. Ich glaube, daß sich so großartig noch kein verschmähter Liebhaber gerächt hat. In den Zwischenakten sollen Kellnerjungen mit Bier, Kindertrompeten und faulen Eiern herumgehen. Die Direktionsloge wird von außen zugesperrt. Vor dem P. T. Publikum rechtfertigt mich der Faschingdienstag. „Das Blutgericht." Na — gehorsamer Diener!

„Meine Herzensfanny! Schwerenotsmädl!

Bum! Bum! — Hörst du es? Das sind die Siegessalven. Endlich einmal. Soeben hat mir mein Gönner, Herr Direktor Ringelbaum, mitgeteilt, daß das ‚Blutgericht' zur Aufführung kommt, und zwar schon am 27. Februar, also nächsten Dienstag. Gerade von diesem Stücke — es ist ja eine Jugendarbeit von mir — hätte ich's am allerwenigsten gedacht. Ich bin außer mir. Wie oft bin ich aus der Haut gefahren, wenn die Wische zurückkamen, aber außer mir, so außer mir — noch nie. Wie ein bummelwitziger Falter tanzt meine Seele (jetzt spüre ich, daß eine vorhanden ist) um die schmachtende Gestalt, genannt Balduin Hendlbadschi, den lieben Kerl bewundernd, der das ‚Blutgericht' geschrieben hat. Ein reizender Mensch, dieser Ringelbaum. Mag seinen himmlischen Brief nicht den Zufälligkeiten der Post anvertrauen, bringe ihn Dir morgen selber. In der Direktionsloge, denke Dir, werden wir sitzen. Tue mir doch den einzigen Gefallen, Dir bei der Schneiderin sofort eine Rosaseidenrobe zu bestellen; Du, mein süßes Kosekatzerl, sollst den Neid der gesamten Damenwelt entfachen, wie ich den der Dramendichter des ganzen deutscheinigen Reiches. Bum! Bum! Tschinradatschin! Ich beschwöre Dich, Fanny! Wirf Diwankissen auf die Erde,

knie drauf und bet' mich an als Deinen verklärten, in alle Himmel entrückten und verzückten, triumphierenden

Baldl."

Die Rückantwort erschien noch an demselben Tage durch einen Knaben, der zwei Silberzehner bekommen hatte, damit er recht laufen sollte. Das Briefchen war tatsächlich noch feucht geklebt, Hendlbadschi küßte dieses Feuchte mit wütender Inbrunst auf.

„O mein geliebter Jüngling!

Endlich also ist Dein Ringen und Harren und Dulden gekrönt, Du nun bald mit Lorbeeren bekränzter Held. Wollte Dir gleich einen Zweig senden, aber der Gärtner hat noch nichts. Na, der kann sich sputen. Ich freue mich furchtbar auf den Dienstag. Ob jedoch lichtrosa Seide paßt für das Trauerspiel, wo es mich schon jetzt gruselt, wenn der schwarze Ritter kommt und die engelschöne Rosa ersticht! Da wird man im Theater wohl mehr Taschentücher sehen, als was anderes! Vergiß nicht, Deinen Frack zum Fleckputzer zu geben. Wer weiß, wie oft sie Dich auf die Bühne schleppen, Du armer Kerl. Aber nachher gehen wir in den ‚Hirschen' soupieren. Gott, wenn mich nur nicht früher der Schlag trifft! Mein Herz pumpert seit Deinem Brief und es ist alles so ganz lebendig in mir. Meine Quartierfrau sagt, sie möchte auch hineingehen, wenn sie eine Karte haben könnt'. Gib ihr eine, sie soll recht baschen.

Komm' nicht zu spät morgen, kann Dich schon nimmer erwarten."

Ohne Datum und Unterschrift natürlich, aber Hendlbadschi wußte recht gut, woran er war.

Die Nachschrift: „Deinem gar zu netten Briefe ent-

nehme ich, daß Du den ‚Witzbold in der Westentasche‘ schon gelesen hast. Bringe ihn mit, der N. will ihn zurückhaben.“

Gruppenweise standen an den Straßenecken die Leute beisammen und lasen den großen, purpurroten Theaterzettel:

Theater.

Heute, am Faschingdienstag, den 27. Februar 1900:

Das Blutgericht.

Trauerspiel in fünf Akten von Balduin Hendlbadschi.

Personen:

Graf Roderich von Lilienburg	Herr Wallner.
Rosa von Lilienburg, seine Schwester . . .	Frl. Florelli.
Kuno, der schwarze Ritter	Herr Müller.
Gakerakom, ein Hirte	Herr Bromberg.
Muhu, ein Stier	Direktor Ringelbaum.

Volk. — Zeit: Mittelalter. — Ort: Der Spessart.

Im Blätterwald war es still wie vor einem Sturm. Keine Zeitung brachte eine Reklamenotiz, es war ein fast feierliches Entgegengehen dem Ereignisse.

Eine Stunde vor Eröffnung des Theaters drängte man sich vor dem Eingang und rot von der Wand leuchtete es nieder: Das Blutgericht! Die Besetzung war eine ausgezeichnete. Der Heldendarsteller Wallner, ein Recke mit donnergewaltiger Stimme, der Liebhaber Müller mit dem üppigen geringelten Lockenhaar, das immer so pechschwarz und feucht war. Der Charakterdarsteller Bromberg mit den Intrigantenfalten im glattrasierten Gesicht. Direktor Ringelbaum, der so selten spielte, nur in Rollen, wo sein schöner Schnurrbart nicht störte; ein boshafter Rezensent hatte einmal behauptet, dieser Schnurrbart stehe ihm höher als die Kunst. Und endlich Fräulein Florelli, in der Studentenwelt

Forelle genannt, eine Liebhaberin, deren Reize es glaubhaft machten, daß man sich ihretwegen mit Papiermachédegen duellierte, mit blindgeladenen Revolvern erschoß, mit leeren Giftbechern vergiftete. Und diese Lieblinge des Publikums sollten die neue Tragödie heute zur Darstellung bringen.

Der Dichter war völlig unbekannt. Man wollte wissen, daß Balduin Hendlbadschi ein angenommener Name sei, hinter dem sich eine hochstehende Persönlichkeit verberge. Andere wollten den Mann als jungen Privatlehrer kennen, der immer zu kurze Beinkleider und einen zu hohen Zylinder trug und wenigstens schon so viele klassische Stücke geschrieben hätte, als Goethe und Schiller zusammen. Direktor Ringelbaum habe es mit Mühe dahin gebracht, daß der Dichter sein neuestes Drama aufführen lasse, so bescheiden sei er. Weil aber alles Hehre durch Bosheit verdorben werden muß, so erdreistet sich ein schmieriger Kulissenschieber zur Behauptung, „das Blutgericht" sei schon der dreizehnte Schund, den Herr Hendlbadschi seit zwei Jahren bei diesem Theater eingereicht habe. Er setze durch seine Zudringlichkeit alle Dramaturgen in Verzweiflung. Man werde wohl sehen!

In einer Galerieecke des Theaters hockten drei halberwachsene Buben, ein wenig zerzaust an Kleidung und Haar, aber kunstbegeistert. Die führten zischelnd — zwei waren stark zahnlückig — ein Gespräch:

„Wieviel hat er dir gegeben?"

„Eine Krone. Und dir?"

„Auch eine Krone. Aber aufpassen sollen wir, hat er gesagt. Wenn die Leute baschen, müssen wir pfeifen, und wenn die Leute pfeifen, sollen wir baschen. Und wenn sie nach Abschluß still sind, müssen wir auch baschen."

„Warum denn? Wenn's durchfallen soll!"

„Du bist dumm. Wenn nicht ein paar anheben zu baschen, wird dir dein Lebtag kein Stück ausgetrampelt.“

„Ich möcht' nur das wissen, warum der Direktor ein Stück austrampeln lassen will, wo er selber mitspielt.“

„Ja, mein Lieber! Das geht um ein Frauenzimmer her!“

„Aaah, jetzt verstehe ich! Na, da hätt' er schon zwei Kronen geben können.“

Das Haus war überfüllt. Es konnte kein Apfel zu Boden fallen. Der von einer Kinderloge fallende Apfel fiel einem alten Major auf den Schädel. Hätte der Mann nicht schon Kanonenkugeln über sein Haupt summen gehört, er würde wahrscheinlich ob dieser unvorhergesehenen Fruchternte ungehalten gewesen sein.

Fünf Minuten vor Beginn entstand Bewegung. In der Direktionsloge war ein Herr und eine Dame erschienen.

„Die Pinselduse!“ raunten sich die Leute zu, besonders die Herren, während die Damen ihre schönen roten Mündchen verzogen. Die kein Mündchen hatte, verzog den Mund. Interessant war die junge Malerin allen, man merkte es wohl. In ihrem schwarzen, enganliegenden Seidenkleid, mit dem gelben Haargekrause, das wie ein ungebärdiger Heiligenschein das weiße Rundgesichtchen umgab, hatte sie heute ein ganz distinguiert geniales Aussehen. Mit dem graubehandschuhten schmalen Händchen wedelte sie den großen japanischen Fächer, eines ihrer eigenen Meisterwerke, so daß man das lichte Gesichtchen nur immer als Halbmond zu sehen bekam. Sie plauderte scheinbar harmlos mit ihrem Begleiter, dieweilen ihre Blicke wie zwei lose Vöglein im Hause umherflogen, voll heimlichen Vergnügens darüber, sich beobachtet zu sehen. Leute, die es wußten, daß die Pinselduse noch nie auf so exponierter Stelle gesessen, wun-

derten sich über ihre Routine. Sie war wie geschaffen, um zu glänzen und gesehen zu werden. Dem Herrn zu ihrer Linken glückte es nicht so gut. Er war in pechschwarzem Anzug, mit weit ausgeschnittener weißer Brust, weißer Krawatte und Stehkragen, der seine Kopfhaltung in eine Art Zwangslage brachte. An den Ärmeln standen die weißen Manschetten weit hervor über die maikäferbraunen Handschuhe, und damit man sie auch sehe, legte er die Hände stets auf die Brüstung, und wenn die Manschetten unter den Ärmel rutschen wollten, schob er sie durch eine wie zufällig scheinende Bewegung hervor. Er saß steif aufrecht und überragte seine rundliche Dame um Kopfeslänge. Er hatte ein blasses Gesicht mit blonden Koteletten unter den Ohren, zwischen der etwas kurzen Nase und dem gekniffenen Mund war eine breite Oberlippe, die nur an den Mundwinkeln Schnurrbartspuren zeigte. Das aschblonde Haar war an der linken Seite sehr sorgfältig gescheitelt und vorne in einer Kurve aufgeschopft. Der Mann befliß sich eines sehr tiefsinnigen Blickes, trotzdem hatte sein Gesicht manchmal etwas unruhig Springendes. Er sprach scheinbar sehr eifrig mit der Dame, und seinen Gebärden und Mienen dabei sah man's an, daß sie „zum Fenster hinaus" gemacht waren. Manchmal wollte er die unbeholfene Verlegenheit mit Nonchalance bemänteln, lehnte sich zurück und tat, als sei ihm das alles so von ungefähr, so nebenbei, etwas, das seine Persönlichkeit noch lange nicht erschöpfe. Alle Operngläser waren nach ihm gerichtet — denn wie ein Lauffeuer hatte es durch das Haus gezuckt: Das ist Hendlbadschi.

Der Kapellmeister hatte aus dem „Freischütz", den „Hugenotten" und dem „Propheten" eine grause Musik zusammengemacht, die ging durch Mark und Bein und be-

reitete vor auf die nahen Ereignisse. Hendlbadschi wußte wohl, daß der eigentliche Ruhm erst nach Schluß der Aufführung angehen könne, aber eine kleine Anleihe davon konnte er doch jetzt schon machen. Jetzt ist der Genius, der nach zwei Stunden vor aller Augen frei und leuchtend dastehen wird, noch geheimnisvoll verhüllt. Dieser Nimbus ist auch nicht zu verachten. Fanny warf manchmal einen Blick auf das Publikum, gleichsam: Ihr armen Kinderchens, noch wißt ihr es nicht, wen ich neben mir sitzen habe, wer in eurer Mitte lebt.

Kling! — ganz leise. Die Brandung legt sich, der Vorhang hebt sich.

Mondnacht. Felsenlandschaft. Man hört das Tosen eines Wasserfalles. Auf einer Rasenbank sitzen Kuno, der schwarze Ritter, und Rosa von Lilienburg. Sie schwören sich mit Ausdauer ewige Treue und küssen sich. Darob stockt — ein sehr sinniger Zug — der Wasserfall, es ist still, man hört das süße Schlagen einer Nachtigall. Diesen Umstand benützt das Paar zu einem schönen Reim.

Rosa: O Geliebter mein, vernimm, es schweigt der Wasserfall!

Kuno: Und hörst du, Mädchen, nicht die Nachtigall?

Über diese Idylle senkt sich langsam der Vorhang. Natürlich kamen auch andere Szenen vor, und wunderschöne Sentenzen, die geradezu an niemanden geringeren als Friedrich Schiller erinnerten! Der Erzähler kann das nicht alles so wiedergeben, er muß sich mit Vorführung der Hauptsache bescheiden. Der erste Aufzug war vorüber. Das Publikum war verblüfft. So verblüfft, daß es das Applaudieren vergaß. Hendlbadschi und Pinselduse nickten sich vielsagend zu. Diese heilige Ruhe ist mehr als Applaus. Sie sind in eine andere Welt versetzt. — Das Volk fand sich zuerst

wieder, das schlichte Volk auf der Galerie. Dort begann es irgendwo zu klatschen, vier oder sechs Hände. Hendlbadschi wurde unruhig. Ob er nicht aufstehen und sich auf die Bühne begeben sollte? Fanny meinte, er möge warten, bis es noch dicker komme.

Zweiter Aufzug. Dorfplatz. Jahrmarkt mit allerlei Volk, Marktschreier, Werkelmänner, Taschenspieler, im Hintergrunde Seiltänzer. Von der Kirche her Glockengeläute, Orgelklang, Liederchor. Die Leute strömen in die Kirche, darunter auch Kuno und Rosa, einander am Arm führend. Rosa in weißem Schleppkleid, Schleier und Myrtenkranz, Kuno im Harnisch und Helm, an der Seite ein breites Schwert. Vor dem Tore begegnet ihnen Graf Roderich von Lilienburg in rotem Samtwams, über der Brust eine goldene Kette, Barett mit bunten Federn.

Roderich (zu Rose): Wohin, Schwester?

Rosa (auf Kuno deutend): Frage meinen Herrn.

Roderich: Ritter Kuno, du?

Kuno: Ja, Herr Graf, ich.

Roderich: Wohin führst du meine Schwester?

Kuno: Zum Traualtar, Herr Graf!

Roderich (sich in die Brust werfend): Mein Herr!

Kuno (sich auch in die Brust werfend): Mein Herr!

Roderich: Das wird nimmer geschehen, so lange ich lebe!

Kuno: So stirb, du seichter Fant! (Zieht das Schwert, um den Grafen zu erstechen, trifft aber Rosa, die sich dazwischen geworfen hat.)

Rosa (legt ihre Hand auf die Brust): Ach, das tut weh! — Lebe wohl, mein Geliebter, ich verzeihe dir! (Fällt um und stirbt.)

Roderich (springt auf eine Stufe, ballt gegen Kuno die Faust und schreit mit furchtbarer Stimme): Rache! Rache! Rache!

Der Vorhang fällt.

Im Publikum Bewegung. An mehreren Stellen wird geklatscht. Fanny will Taschentücher bemerken. Hendlbadschi eilt hinaus, rennt in den Vorgängen herum, findet endlich den Zugang zur Bühne, prallt an Kulissen und verlangt, daß der Vorhang sich hebe.

„Da müssen Sie, bitte, schon warten, bis man Sie ruft!" sagt der Regisseur. „Einstweilen — hören Sie?" —

Man hört ein paar schrillende Pfiffe. Hendlbadschi kehrte kreidebleich in die Loge zurück.

„Man pfeift, weil man sich durch dummes Klatschen die Stimmung nicht zerstören lassen will," sagt die Pinselduse. „Ich sehe Frauen, die bitterlich weinen."

„Die Komödie tut ihre Schuldigkeit," flüstert Hendlbadschi scheinbar zufrieden, doch etwas unsicher.

„Es ist ein furchtbares Stück," haucht Fanny. „Ich hätte nicht gedacht, daß es so arg erschüttern könnte. Die Leute sind sehr aufgeregt."

„Das kommt noch besser!" sagt der Autor mit stoischer Gelassenheit. Doch fühlt er, seine Rolle für diesen Abend ist die schwerste. Es ist ihm, als ob er starken Wein getrunken hätte und über ein gespanntes Seil gehen müßte.

Im Publikum gehen Bierjungen umher. „Frisch Bier gefällig?" Auch Biskuit haben sie auf ihren Tellern, Schinken, Eier und dergleichen.

„Wozu ist denn das?" fragt ein gemütlicher Herr und langt nach einem rotangestrichenen Holztrompetchen, das zwischen den Eiern liegt.

„Das kann man den Kindern kaufen," antwortet der Bierjunge und zwinkert mit den Augen. „Nur fünf Heller."

„Da hast, Junge."

— Kling! — Dritter Aufzug. Freie Heide. Vom Buschwerk her das Blöken einer Herde. Gakerakom, der Hirt, tritt auf, mit langem Rastelbinderhaar, in komisch zerfahrenem Gewand. Er philosophiert über das Glück der Armut, dann nimmt er seine Flöte vor und bläst, und singt hernach ein Lied mit dem Refrain:

Ach, wie ist das so fein,
Ein Schwein — ein Schwein —
Ein Schweinedieb zu sein!

Die Bühne verdüstert sich, es beginnt zu blitzen und zu donnern. Bei pfeifendem Sturm stürzt Ritter Kuno herbei, wirft sich vor dem Hirten nieder: „Gakerakom! Schütze mich! Ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, beschütze mich!"

Gakerakom: Bist du nicht Kuno, der schwarze Ritter?

Kuno: Ich bin's. Man will mich morden. Bin noch so jung und soll schon sterben. Ich will nicht sterben, nein, ich will nicht! Die Grausen des Todes, o! — Gakerakom! Lieber, guter Gakerakom, verbirg mich! Verbirg mich im Busch, unter deinem Mantel, wo du willst, nur rette mich!

Gakerakom: Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht. Mir scheint, es kommt ein Gewitter. (Donnerschlag.)

Kuno (furchtbar bebend): Hast du kein Pferd? Mein Grafenschloß für ein Pferd! — Uh, uh, er naht, er ist schon da!

Graf Roderich: Ha, Bube! Mörder meiner teuren Schwester, du entkommst mir nicht. Hier hast du deinen Lohn!

(Schleudert einen Wurfspieß nach ihm, trifft den Hirten.)

Gakerakom: Was ist das für ein Geschoß, das in mein warmes Herz dringt? Ewige Gerechtigkeit, vom Himmel möcht' ich deine Sterne reißen, um den Mörder zu zermalmen! Ihr Blitz und Donner rächet mich! Ihr Blümlein der Au, ihr Tiere und Herden rächet mich. Ich bin des Todes! (Stirbt.)

Graf Roderich: Wie? Den Kuno habe ich erstochen und der Hirte stirbt? (Zornig zur Leiche): Kanaille, was hast du zu sterben, wenn ich den Kuno ermorde! Auf, Spitzbub, oder du sollst meinen Zorn fühlen. Wirklich? Wirklich tot? (In Jammer ausbrechend): Ach weh, ach weh! alle Kreatur hat sich gegen mich verschworen!

Kuno: Zurück, Schurke, von dieser Leiche! Neue Kraft gibt mir das himmelschreiende Verbrechen. Ich rate dir, geh' bald zur Beichte. Ritter Kuno wird die Unschuld rächen!

Vorhang fällt.

In einigen Ecken der Galerie Applaus, im Publikum Widerspruch: „Ruhig!" Man zischt, eine Kindertrompete piepst. Gelächter und Händeklatschen, das sich durch das ganze Haus verbreitet. „Kommt denn die Forelle nicht wieder?" riefen die Studenten.

„Aber die ist ja tot!"

„Dann tröst' sie Gott!"

Hendlbadschi neigt sich für alle Fälle ein wenig zurück, er weiß nicht ganz genau, wie ihm geschieht. Der Pinselduse ist sehr warm, sie flattert heftig mit dem Fächer.

Auf der Bühne frägt der Regisseur den Direktor, ob man das Stück zu Ende spielen solle? „Aber natürlich!"

„Also auf!"

Vierter Aufzug. Meeresküste. Sonnenuntergang. Möwen schwirren über die Bühne. Man hört das Gebrüll

eines Stieres. Ritter Kuno tritt auf, schleichend, hastig, bleibt stehen, späht um sich: „Auf diesem Strandwege muß er kommen. Hier vollend' ich's! — O, der Qualen dieser letzten Tage! Vom Rachegott gekitzelt, mußte ich gleichwohl liegen auf dem Stroh, in den Eingeweiden ein mächtig Grimmen, denn meine Schaffnerin, die alte Hexe, hatte mir die Fisolen nicht gar gekocht. Und über meinem tatenlosen Sein kreisten die ewigen Sterne!"

Ob dieser herrlichen Sprache geht durch die Zuschauer ein Hauch des Entzückens. Hendlbadschi will sich doch auf die Bühne begeben, vermag aber jetzt die Logentür nicht zu öffnen. Aller Aufmerksamkeit ist der Szene zugewendet. Aus dem Buschwerk trottet plump ein schwarzer Stier.

Kuno: Welch ein Ungeheuer äfft mich hier!

Graf Roderich (der hinter dem Stiere her auftritt): Ungeheuer? Du bist es, das größte auf dem Erdball! Stehe mir!"

Kuno: Dich hat dein Engel heut' verlassen, Schurke! Ich will dir heimleuchten ins ewige Leben! (Sie ziehen die Schwerter und fechten, aber so, daß sie den Stier zwischen sich haben und einer wie der andere sich durch das Tier zu decken sucht. Endlich holt Kuno zu einem mächtigen Hieb aus, trifft aber den Stier im Nacken. Dieser wankt, fällt schwer zu Boden, schiebt sich um und reckt die Beine hoch in die Luft. (Am Himmel ein liebliches Abendrot.)

Und in diesem Augenblicke war's, daß — bei offener Szene — sich ein stürmischer, ein beispielloser Applaus erhob. Volles Männerlachen, kreischendes Frauenlachen, schmetterndes Kinderlachen erfüllte das Haus.

„Ein Riesenerfolg!" flüsterte die Pinselduse dem Autor zu, „jetzt mach', daß du vor die Rampe kommst!"

„Und jetzt gehe ich nicht," sagte Hendlbadschi. Je mehr

sie lachten im Hause, je mehr war ihm ums Weinen. „Du bist das größte Ungeheuer auf dem Erdball!“ knirschte er dem Publikum zu. Der ganze Zwischenakt war belebt, die Leute standen in Gruppen, sprachen laut, lachten und blickten grüßend und zunickend nach der Direktionsloge. Frauen, die von der Pinselduse bemalte Fächer hatten, schwangen und schwenkten solche gegen die Loge.

Der fünfte Aufzug war eine melodramatische Apotheose. Unter den weichen Klängen der Lorelei erhellte sich sachte der nächtliche Himmel, die Wolken teilten sich und im Verklärungsschein schwebten die drei heiligen Opfer: Rosa im weißen Brautkleide, dann Gakerakom und — der schwarze Stier. Die hehre Stimmung wurde leider beeinträchtigt durch den ungeheuren Heiterkeitsausbruch. Und junge Leute im Parterre riefen laut: „Die Forelle! Die Forelle!“ Wie noch so die drei verklärten Gestalten in den flammenden Wolken standen, senkte sich langsam, feierlich der Vorhang.

Der Beifallssturm ist nicht zu beschreiben.

„Balduin Hendlbadschi!“ schrien hunderte von Stimmen, und während der Vorhang immer wieder aufging, und die Schauspieler, auch der schwarze Stier, sich verneigten, kam der Regisseur in die Loge, schleppte den Autor mit sich und auf die Bühne. — Von den eleganten Verbeugungen, die er sich eingelernt, war keine Spur, er torkelte, er taumelte. Mit seinen langen, steifen Beinen und spitzen Ellbogen war er eckig wie ein Drudenkreuz. Eine Dankesansprache hatte er sich ausgedacht, nun fand er von ihr weder Anfang noch Schluß, nur das Wort, von der „gütigen Nachsicht des Publikums mit dem bescheidenen Jünger der göttlichen Kunst“ kam ihm auf die Zunge und das stammelte er auch.

Die Herren standen auf den Sitzen und applaudierten,

die Frauen rissen Blumen von ihren Hüten und warfen sie auf die Bühne. Und nachdem unter beständigem Lärmen und Tücherschwenken Hendlbadschi öfter als ein dutzendmal herausgerufen war und die Diener schon das Licht abdrehten, begann endlich das Theater sich zu entleeren. Während die Menge unter lebhaften Gesprächen und Gelächter sich nach allen Seiten der Stadt zerstreute, luden Studenten den Hendlbadschi auf einen hölzernen Theaterschild und trugen ihn so auf den Achseln dem „Goldenen Hirschen“ zu.

Die Pinselduse eilte mit gehobenem Bauschrock allein durch die dunkeln Gassen, weinend vor Aufregung und Verdruß, daß man nicht auch sie auf die Schultern der Studenten gehoben hatte.

Das nächste „Abendblatt“ brachte folgenden Bericht:

„Gestern hat uns unser Theater eine höchst gelungene und liebenswürdige Überraschung bereitet. ‚Das Blutgericht‘ heißt die Kanail— Pardon! — Tragödie, die uns zwei Akte lang so köstlich genasführt hat, bis es dem Publikum, und, offen gesagt, auch uns erst im dritten Akte klar wurde, es wäre die Parodie einer jener Ritterstücke, bei denen unsere Großmütter sich noch die Augen rot weinten. Die gestrigen Zuschauer haben sie sich rot gelacht. Es war ein Faschingsulk, der seiner übermütigen Laune wegen auch noch in der Fastenzeit viele ergötzen wird. Möge das Stück auf dem Spielplan bleiben, bis es alle lachlustigen Theaterfreunde gesehen haben. Wie wir hören, sollen sich bereits mehrere Bühnen telegraphisch um das Aufführungsrecht beworben haben. Der Verfasser, den nach der Vorstellung begeisterte junge Leute ins Hotel trugen, ist ein junger, schlichter Sprachlehrer, der durch diese humorvolle Schöpfung sich als einer der feinsten Geister unserer Stadt legitimiert hat.“

Direktor Ringelbaum war schlecht gelaunt. „Mir ge-

lingt schon gar nichts mehr. Ich ziehe mich ins Privatleben zurück."

Hendlbadschi las die Rezension bei seiner Pinselduse. Darauf lehnte er eine Weile im Sofa, zupfte an den blonden Schnurrbartschöpfchen und blickte dem Fräulein so ein wenig unsicher ins runde Gesicht. Endlich fragte er: „Fanny — und was denkst du?"

„Ich? Daß du ein Lustspiel geschrieben hast."

„Wirklich? Es hat mir nämlich schon den Eindruck gemacht, als meinten einige, ich hätte — allen Ernstes ein Trauerspiel schreiben wollen."

„Tröpfe!" sagte sie und kicherte heimlich in den weißen Fächer, auf den sie eben eine blaue Tulpe malte. — — Es brauchen nicht gerade immer die gescheitesten Männer zu sein, die man heiratet.

„Nur eins," sagte sie und nagte dabei mit den weißen Zähnchen an der Unterlippe, „nur eines vermisse ich an diesem Lustspiel. Nämlich —"

„Nämlich?"

„Die letzte Szene. Wo sie sich kriegen."

„Aber Mädel! Sie haben sich ja schon!" flüsterte Hendlbadschi und küßte ihr das Handgelenk.

In seinem nächsten Lustspiel will er diese gelungene Szene verwenden. Hoffentlich wird's kein Trauerspiel.

Zum Schlusse wird getanzt.

Im Vorzimmer rauschte Seide.

Mein Stubenmädchen gab Karten ab: „Zwei Damen!“

Baronin de Crocci, Gräfin Trenn-Sigloff.

„Ich lasse bitten!“

„Ach, bester Herr Doktor! Wir sind so glücklich, Sie zu Hause zu treffen.“

Ich lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Aber die Damen wollten stehenbleiben, bis sie ihr Anliegen vorgebracht hätten.

„Sie können sich's denken,“ sagte die ältere der Damen, die Baronin. „Es kommt ja kein Mensch zu Ihnen, der nicht eine Bitte hat.“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Das heißt,“ verbesserte die Gräfin, „jeder, der zu Ihnen kommt, hat eine Bitte. Sind Sie doch der Nothelfer aller Bedrängten. Helfen Sie auch uns, bitte, bitte!“

Ich schwieg, lud sie noch einmal ein, Platz zu nehmen. Es war leicht zu erraten, was sie von mir wollten, aber ich fühlte mich im vorhinein entschlossen, die Bitte abzulehnen. Um so mehr empfiehlt sich ausgesuchte Höflichkeit.

„Unser Verein ‚Armenhaus‘ gibt ein Konzert. Nun wissen Sie alles, liebster Herr Doktor,“ sagte die Baronin.

„Sie dürfen, Sie werden es uns nicht abschlagen,“ rief die Gräfin, „wenigstens eine Nummer!“

„Soll ich singen, meine Damen?“

Die Baronin wollte dem Witz gelinde ausweichen, allein die Gräfin faltete lachend die taubengrau behandschuhten Händchen: „Ach ja, Herr Doktor, singen! Dann sind wir im Trockenen, dann brauchen wir gar nichts mehr zu tun, als einen größeren Saal zu suchen, wenn der Doktor singen. Das wäre schrecklich schön!“

„Mit Ausnahme des letzten Wörtchens gebe ich's ohne weiteres zu, meine Damen.“

Aber dieser ungenierte Ton war nicht gut, nun wurden sie dreist.

„In allem Ernste eines bedrängten Komitees, Sie müssen bei unserem Konzert eine Nummer lesen. Im Johannensaal am 28. November.“

„Es geht nicht, ich bin heiser, ich habe an demselben Abende Besuch, ich bin um jene Zeit in Prag verpflichtet, und wenn ich nicht irre, in Klagenfurt, auch bin ich todkrank und möglicherweise am 28. November gar nicht mehr am Leben. Also sehen Sie, meine verehrten Damen, daß ich absolut nicht zusagen kann.“

Sie lachten. „Zusagen, das ist gar nicht nötig, wenn Sie nur bei uns lesen. Ihre Mitwirkung — ach, wozu das noch sagen — garantiert uns, bedeutet die halbe Jahresmiete für unser Haus. Es bitten ja nicht wir, es bitten Hunderte von Frierenden, Hungernden, Heimatlosen.“

„Aber was soll ich denn lesen!“

„Ganz und gar nach Ihrem Belieben, wir sind für alles unendlich dankbar.“

„Soll wohl etwas Ernstes sein, dem humanitären Zweck angemessen.“

„Was Sie uns schenken wollen. Das Publikum wird entzückt sein.“

„Was meinen Sie zu Enoch Arden?“

„O wie reizend! — Wenn Sie das nicht zu sehr anstrengt?“

„Oder der Streik der Schmiede.“

„Wäre vielleicht noch besser. Wir möchten Sie nur um Gottes willen nicht anstrengen. Im Notfalle wären wir schon etwa mit ein paar Heineschen Gedichten zufrieden. Vorläufig sind wir Ihnen überaus dankbar, Ihren verehrten Namen ins Programm drucken zu dürfen. Haben Sie tausend, tausend Dank. Ach, wie sich schon alles freut auf Ihre Vorlesung. Wir lassen sofort die Plakate drucken. Nochmals Dank, bester liebster Doktor!“

Na nu — und dann waren sie fort.

Zwei Tage später erhielt ich das Programm. Acht Nummern, und welche illustre Namen! Die Produktionen bestanden aus Klavierstücken, Liedern, meiner Vorlesung, einem Violinsolo und einem Vortrag in oberösterreichischer Mundart von einem beliebten Humoristen. Dann unten mit größeren Buchstaben: „Zum Schlusse wird getanzt.“

Aha. — Da wäre freilich der Enoch Arden — zu anstrengend. Zum Schlusse wird getanzt. Ich wählte für meine Nummer den „Streik der Schmiede“ und Hamerlings „Vor einer Gentiane“.

Getrommelt wurde tüchtig. Auf den Plakaten waren sezessionistische Figuren abgebildet, die asyllose arme Leute vorstellen sollten. In den Blättern standen erschütternde Artikel über das Elend der Unterstandslosen, deren zu dieser herben Jahreszeit mehr als tausend in Stadt und Um-

gebung umherirren, zu Tode gehetzt vor Hunger, Frost und Verzweiflung.

Der Festabend kam. Alle Mitwirkenden, mit Ausnahme der Diva, hatten die Wägen, mit denen sie abgeholt werden sollten, abgelehnt zugunsten des wohltätigen Zweckes. Als ich in den Johannensaal kam, ah, wie prächtig war er ausgeschmückt! Gewinde, Fahnen, erbauliche Sprüche; aus den Türen, Fenstern und Nischen hatten Tapezierer wahre Kunstwinkel gemacht. Bassins mit Goldfischchen kühlten und erfrischten die Luft. Der Saal war bereits völlig besetzt, nicht in Sitzreihen, sondern mit etwa vierzig runden Biertischen, an welchen sich junge Paare zum Essen und Trinken gruppiert hatten. Zahlreiche Kellner schossen wie Schwalben umher, und alles wollte vor Beginn des Konzerts abgefüttert sein. Aber der Klaviervortrag hatte schon begonnen, man merkte das vor allem an dem Zischen im Publikum. Es wollte den Lärm zur Ruhe zischen. Trotzdem klapperten Teller und Besteck immer noch mindestens so vernehmlich, als die Tasten, so sehr der Virtuos auch darauf losschlug. Unter mehreren Tischen hörte ich Füße Takt treten, und es war doch kein Walzer, es war eine Symphonie. Der Mann spielte auf dem Flügel einen Teil der „Neunten" mit allen Stimmen. Das hielten die jungen Beine nicht aus. Es dauerte aber nicht lang'. Dann kam die Diva. Im Saale war es plötzlich so ruhig, daß die Kellner wie angewachsen stehen blieben auf dem Punkte, wo sie eben standen. Es war ein schönes Weib. Dieser Wuchs, diese Augen! „Ach, wie beneide ich diesen Müllerburschen!" murmelte ein dreister Leutnant.

„Müllerburschen? Welchen Müllerburschen?"

„Der jetzt über ihre Lippen geht!"

Denn sie sang das Lied vom Müllerburschen.

Der Applaus war scharf und lärmend. Dreimal mußte sie kommen, nur zitterten einige davor, daß sie was bei-geben könnte. Aber sie merkte schon etwas und tat es nicht. Sie bekam einen Riesenblumenstrauß. Ich rechnete mindestens zwanzig Obdachlose, die um den Preis dieses Buketts für ein paar Tage hätten versorgt werden können. Ein weiteres Musikstück fiel ab. Es war zu fein gewesen, zu zart und intim im Vortrage. Es war für Andächtige gewesen, während im Saale noch die Sorge um frisches Bier jede andere Stimmung schlug. Nun kam's an mich. Ich war bereits bescheidener geworden und hatte „Vor einer Gentiane" aufgegeben. Während ich aufs Podium stieg, fragte mich flüsternd ein Komiteemitglied, wie lange mein Vortrag wohl dauern würde.

„Nicht über eine Viertelstunde."

„Doch so lang'?"

Mit Klatschen begrüßt, natürlich. Mir war's um etwas anderes zu tun. Das herrliche Gedicht wollte ich ihnen hinlegen, da sollten sie schon einmal sehen, daß es auf dieser Welt auch noch andere Dinge gibt, als Biertrinken, Kokettieren und Flirten. Rasch schlug ich das Buch auf mit dem erschütternden Gedicht: „Der Streik der Schmiede". — Jemand hustete, dann war es ruhig, eine oder zwei Minuten lang. Hernach wieder Husten, hier und da ein klappernder Teller, ein Getrippel und im Nebensaal das Gemurmel der Menge. Pst! machte jemand, die Unruhe dauerte fort, steigerte sich. In den ersten Reihen der Tische gab es noch Andächtige. Aber weiter hinten! Es war verspielt. Ich hatte schon die Seele verloren und schrie das Gedicht mechanisch herab. Ich war in jenem schrecklichen Stadium, wo man vom Gemeinen suggeriert wird und nicht mehr loskann. Dachte nur noch an die Leute, und was sie über mich

denken würden. Ich hörte die Witze gerade nicht, die hinten im Saale von jungen Leuten geführt wurden, aber ich fühlte sie.

„Diese Streiks waren mir immer in der Seele zuwider,“ sagte ein junger Papierfabrikant. „Jetzt verfolgen sie einen noch in den Tanzsaal.“

„Er scheint überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen,“ murmelte ein anderer, nachdem ich an fünf Minuten gelesen hatte. „Ich glaube, er treibt Obstruktion.“

„Man sollte die Polizei rufen. Es gibt noch Streikbrecher in Österreich. Prosit!“

Ich hörte es nicht, bin aber ganz absolut überzeugt, daß derlei gewitzelt wurde. Solche Sachen empfindet man suggestiv. übrigens, das Zusammenstoßen mit Gläsern hörte ich wirklich. Das Räuspern und Hüsteln und das undefinierbare Geräusch des Hinundherrückens mit Sesseln, das immer unbefangener werdende Trappeln flüsternd gerufener Kellner sagte mir immer freimütiger: Laß es gut sein, mein Lieber, mach' ein Ende, denke, daß hinter dir noch ein paar Leidensstationen folgen, bis wir zum Tanzen kommen. — Mehr als einer blickte verstohlen oder auch auffällig auf seine Uhr. So rückhaltlos bin ich mit der Menge wohl selten einig gewesen in einer Meinung, als diesmal: Wenn ich nur schon fertig wäre! Man könnte ja plötzlich abbrechen, diesem holden Ungeheuer Publikum das Buch über die Köpfe hinwerfen und abtreten, aber ich glaube, daß sie auch diese dramatische Wendung nicht befriedigt haben würde. Mit Resignation las ich das Gedicht dahin und bei der Katastrophe, da erzählt wird, wie der Schmied den Agitator erschlägt, sah ich im Publikum mehrere Hände, die sich an die Stirne legten, entweder um das leichte Kopfschütteln zu verbergen oder das Gähnen. — Wie man an einem Tanzfeste zum Vorlesen

eine solche Wahl treffen könne! Geradezu mißbilligende Gebärden habe ich gesehen. Hingegen der Applaus am Schlusse meiner Vorlesung war von einer aufrichtigen Herzlichkeit. Eine rührende Dankbarkeit, daß ich zugunsten der tanzlustigen Paare die „Obstruktion" doch gnädig aufgegeben hatte. Ein Alp schien der Versammlung vom Herzen gerutscht zu sein. Ich tat fröhlich mit den Fröhlichen, insgeheim hatte sich in mir ein grauenhafter Schwur entladen: Nie wieder!

Der Violinspieler, der jetzt an die Reihe kam, war ein kluger Mann, der hatte eben aus der gemachten Erfahrung etwas gelernt. Er müsse sich entschuldigen, seine Geige sei plötzlich heiser geworden. Das Komitee bedauerte es unendlich, versicherte dem Künstler aber, ihm sehr verbunden zu sein für die große Güte seiner Bereitwilligkeit; wenn er sich unwohl fühle, werde wohl kein Mensch so indiskret sein, Unmögliches zu verlangen.

Nun noch der humoristische Mundart-Vorleser. Sie erwarteten ihn mit Gier. Erst noch eins lachen und dann — tanzen. Schnurren, dachte ich, würden kommen und dann dürfte er ihnen ein paar saftige Liebesliedeln in die Adern spritzen. — Der Mundartmann kam auf seinem Weg zum Podium an meinem Tisch vorüber und flüsterte mir über die Achsel zu: „Herr Doktor, ich werde Sie rächen."

„Wie? Was werden Sie?"

„Ich lese Ihnen Stelzhamers ‚Ahndl', die dauert drei Stunden lang."

„Um des Himmels willen, nein!" hauchte ich ihm erschrocken zu.

„Erbarmt Sie diese Meute?"

„Gewiß nicht. Stelzhamer würde mich erbarmen. Haben Sie soviel Achtung vor Ihrem großen Landsmann, um

ihn nicht den Tanzwütigen unter die zappelnden Beine zu werfen."

„Ich werde den Bedürfnissen nach allen Seiten hin Rechnung tragen," sagte er und stieg aufs Podium. Dort setzte er sich behaglich an den Vortragstisch, zog einen Pack Papier aus der Brusttasche, legte die Blätter ordnend vor sich hin und begann ruhig zu sprechen:

„Meine geehrten Damen und Herren! Der Einladung eines ebenso wissenschaftsfreundlichen als kunstsinnigen Festkomitees, eine Charakteristik der Volksmundart im allgemeinen und der oberösterreichischen Mundart im besonderen zu geben, bin ich recht gerne nachgekommen. Denn die Philologie ist eine höchst wichtige Wissenschaft, ja, ich möchte sie die Mutter aller Wissenschaften nennen. Wenn ich mich auch im Hinblick auf die vorgerückte Zeit nicht mit jener systematischen Gründlichkeit in die Überfülle des Stoffes vertiefen kann, die wohl wünschenswert wäre, so wird es doch unerläßlich sein, vorerst in dem Hauptsächlichen die vergleichende Methode einzuschlagen, bevor wir dann die Einzelheiten näher beleuchten können."

Nach diesen einleitenden Sätzen eine kleine Pause. Das Publikum war erstarrt, eine junge Dame am Nebentisch tat einen stöhnenden Seufzer, als ob ihr meuchlings und lautlos der kalte Stahl ins Herz gestoßen worden wäre. Gräfin Trenn-Sigloff rang stumm die Hände und sah sich nach Hilfe um.

Der Redner fuhr fort: „Indem ich mich selbst der gebotenen Kürze zu befleißigen habe, will ich den großen Vorteil der Kürze und Präzision, der in der Volksmundart liegt, sofort an einem Beispiel zeigen. Ich nehme zu diesem Zwecke ein erstbestes hochdeutsches Gedicht zur Hand, ‚Ballmusik' überschrieben. Es lautet:

Lasset doch bei Euren Kränzchen
Amor in die Saiten greifen,
Anstatt daß zu jedem Tänzchen
Euch die Dichter sollen pfeifen.
Traum, es ist mit anderen Dingen
Vollgerüttelt unser Ranzen.
Pfeifet ihr auf unser Singen,
Pfeifen wir auf Euer Tanzen.

Und jetzt verehrte Zuhörer geben Sie acht, wie dieser im Hochdeutschen so wortreich und umständlich ausgesprochene Gedanke in der Volksmundart mit zwei Wörtern ebenso treffend als erschöpfend zum Ausdrucke kommt, ich sage, mit zwei Wörtern, die fast klassisch anmutend ans Altägyptische oder besser ans Chaldäische erinnern, mit den geradezu köstlichen Wörtern: lects mi!"

Der Redner machte eine Verbeugung und stieg herab. Der Applaus war großartig, er entsprach der freudigen Überraschung über den unerwartet plötzlichen Schluß. Ob man etwas verstanden hatte oder nicht, das große Verdienst des Redners bestand darin, daß er's doch so kurz gemacht hatte.

Und nun begann die Gewalttätigkeit. Wie die mitwirkenden Künstler moralisch hinausgeworfen worden waren, so wurden es die Tische und Stühle nun tatsächlich. Die Kellner und Hausknechte wurden wacker unterstützt von Herren und Damen, bis der Saal von allem Möbelwerk geräumt und die Bahn zum Tanze frei war. Dann rückte Cupidos Leibgarde an, die sechsundzwanzig Mann starke Militärkapelle.

Ich hatte Hut und Überrock gefunden. Während die Kapelle schon den ersten Straußischen aufspielte, und die Menschheit als Männlein und Weiblein zu strudeln begann, fragte ich am Ausgange den Kassier, wie es gehe.

„Vorzüglich!“ antwortete er. „Ein kleines Defizit wird's geben.“

„Wieso ein Defizit?“

„Die hohe Miete des Tanzsaales, die Ausschmückung desselben, die Kapelle. Aber das macht nichts.“

„Ah so!“

Nun verstand ich. Eigentlich bloß um ein Tanzkränzchen hatte es sich gehandelt. Und das sollte aufgeputzt werden mit dem Schilde der Wohltätigkeit und mit ein paar populären Künstlernamen, die als Lockvögel Dienste leisten. — Wen geht's übrigens was an? Das Defizit wird vom Armenhausverein ja gedeckt werden.

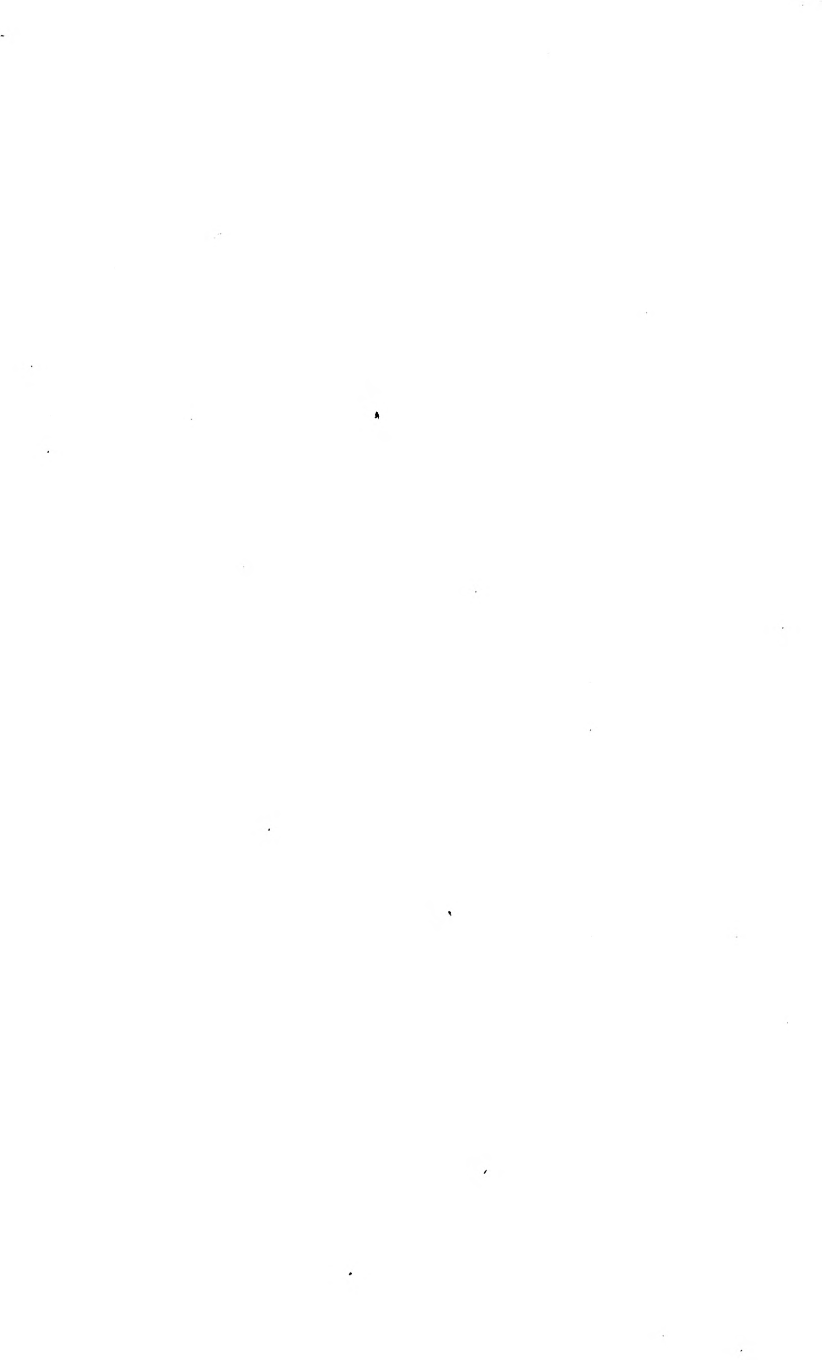
Durch die nächtlichen Straßen strich ein schneidig kalter Wind. In einem zierlichen Hüttchen, das anderen Zwecken zu dienen hat, kauerte etwas. Bei dem Scheine eines Streichhölzchens zeigte sich ein in Lumpen gehüllter junger Mensch, der mit den Zähnen klapperte und am ganzen Körper fieberte.

„He, was machen Sie da? — Kein Obdach? Papperlapapp, es geschieht genug an Wohltätigkeit. Hören Sie die Musik? Hören Sie nicht, wie eifrig man schon wieder tanzt für die Armen!“

* * *

Mit dieser Erzählung eines Freundes sei die Reihe nixnutzigen Volkes würdig beschlossen.

Inhalt.



Von **Peter Rosegger** erschien zuletzt im gleichen Verlage:

Heimgärtners Tagebuch

11.–13. Tausend

Broschiert M. 4.–, gebunden M. 5.—, Halbfranz M. 6.—

Deutsche Alpenzeitung: „Welch ein reiches, lustiges, nachdenksames, wehmütiges und doch lichtes Buch! Eine reife, heitere, kluge Persönlichkeit spricht aus ihm, und plaudert von dem und jenem, vom Guten und Schlimmen."

Die Gartenlaube: „Ein echter Rosegger — unverkennbar in seinem Humor und seiner Schlichtheit."

Reclams Universum: „Ein prachtvolles Buch ist dieses Tagebuch, das eine unerschöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem bildet ... Markige Zornesworte findet er wider alles Faule und Laue. So spricht aus diesen Blättern eine Weltanschauung, die weder rechts noch links nach Beifall fragt und die darum so herzerfrischend und natürlich wirkt."

Nationalzeitung Basel: „Ein Buch wie geschaffen für unsere das kurze und gute liebende Zeit: Ansichten, Erfahrungen, kleine Erlebnisse, Einfälle, Stimmungen."

Das Hochland: „Eine so gesunde und frische Lebensanschauung mit soviel Humor und Gradsinn vorgetragen, daß man das meiste als Perlen echter Volksschriftstellerei bezeichnen kann."

Preußische Schulzeitung: „Ihr Roseggerfreunde greift dankbar nach dieser Gabe! Sicherlich wird sie Euch köstliche Stunden bereiten!"